This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

HARVARD DIVINITY SCHOOL
ANDOVER-HARVARD THEOLOGICAL
LIBRARY

From the collection
of the
UNIVERSALIST HISTORICAL
SOCIETY

Dr. Georg Christian Knapp's,

Königl. Consistorialraths ꝛc.

Leben und Charactere

einiger

gelehrten und frommen Männer

des vorigen Jahrhunderts.

Nebst

zwey kleinen theologischen Aufsätzen.

Halle,
in der Buchhandlung des Waisenhauses.
1829.

BR
1700
.A2
K5 2

J391
59

Vorrede.

Die gegenwärtige Auswahl und Sammlung kleiner biographischen und theologischen Schriften des seligen Dr. Knapp ist von seinem nun auch verewigten Collegen, dem Herrn Canzler Niemeyer, veranstaltet worden, wie derselbe schon in den Epicedien S. 84. vorläufig darauf aufmerksam gemacht hatte. Er glaubte, daß es vielen von den ehemaligen Zuhörern und Freunden des seligen Knapp willkommen seyn dürfte, diese in Zeitschriften zerstreuten und daher weniger bekannten Aufsätze, welche wenigstens zum Theil einen bleibenden Werth haben und gerade jetzt zu einer lehrreichen Ver-

gleichung der Gegenwart mit einer mehrfach ähnlichen Vergangenheit Stoff und Anlaß geben, in einer besondern Sammlung zu besitzen. Und gewiß wird er sich darin nicht getäuscht haben.

Der Unterzeichnete, welcher sonach an der Herausgabe dieser Sammlung keinen unmittelbaren Antheil genommen hat, folgt nur einer Aufforderung der Verlagshandlung, wenn er in dieser kurzen Vorrede eine Nachricht über den Inhalt derselben giebt. Er kann dies um so eher thun, da er selbst mehrere Aufsätze seines verewigten Schwiegervaters dem seligen Canzler Niemeyer nachgewiesen und mitgetheilt hat.

Was nun zuvörderst die Biographieen und Charakteristiken betrifft, so sind dieselben meist für die Zeitschrift Frankens Stiftungen, herausgegeben von Schulze, Knapp und Niemeyer, Halle 1792—96. in 3 Theilen, zuerst gearbeitet und in derselben abgedruckt. Die erste, Philipp Jacob Spener, S. 1—88, welche schon früher in den Wöchentlichen Hallischen Anzeigen 1786. Num. X—XII. erschienen ist, findet sich daselbst B. I

S. 79—114, und wiederholt mit einigen kleinen Verbesserungen in den gleichfalls im Verlag der Waisenhaus-Buchhandlung erschienenen Biographen B. IV. S. 127—160, wonach sie hier wiedergegeben ist. Es sind bey dieser Arbeit besonders die S. 4. angeführten Nachrichten und Mittheilungen des Baron von Canstein über Spener benutzt, und die eigenen Schriften Speners vielfach berücksichtigt, welche der selige Verfasser fleißig gelesen hatte, und deren Gebrauch er damals, als sie fast in Vergessenheit gerathen waren, durch diesen Aufsatz auch andern empfehlen wollte. Immer aber wird man das von einem Geistesverwandten mit Liebe und Treue gezeichnete Bild des ehrwürdigen Spener gern betrachten neben dem Denkmal, welches J. M. Schröckh demselben in der Allgemeinen Biographie Th. 6. S. 383 ff. errichtet hat. Eine umfassendere und tiefer eingehende Schilderung Speners und seiner Zeit erhalten wir gegenwärtig vom Herrn Prediger Hoßbach zu Berlin.

Der zweyte längere Aufsatz, Speners und Frankens Klagen ꝛc. S. 89—146.

steht in jener Zeitschrift B. II. S. 33—84. und S. 161—220. Obschon der sel. Verfasser zunächst beabsichtigte, durch denselben die Leser der Zeitschrift mit dem Zwecke der Hallischen Anstalten und dem Eigenthümlichen des Geistes ihrer Stifter bekannt zu machen, so ist doch sein Inhalt von allgemeinerer Bedeutung und für alle Zeiten beachtungswerth. Man findet darin besonders die Ansichten jener zwey um die evangelische Kirche hochverdienten Männer über den wahren Zweck und die beste Einrichtung des akademischen Studiums der Theologie auf eine ansprechende Weise zusammengestellt, so daß man meist ihre eigenen Worte liefet. Man kann damit vergleichen die Darstellung Frankens als akademischen Lehrers von J. L. Schulze in Frankens Stiftungen B. II. S. 221—266. und von dem Herrn Licentiaten Dr. Guerike in dessen Denkschrift über Franke, Halle 1827. S. 215 ff.

Der dritte und vierte Aufsatz endlich, die Biographieen Freylinghausens und Elers S. 147—202. sind in Frankens Stiftungen B. II. S. 305—338. und S

452—476. gedruckt. Außer diesen Aufsätzen hat der sel. Knapp, einiger kleinern Mittheilungen nicht zu gedenken, zu jener Zeitschrift noch Beyträge zur Lebensgeschichte A. H. Frankens B. II. S. 416—451. und eine Topographisch-historische Beschreibung der Hallischen Waisenhausanstalten B. III. S. 88 ff. geliefert. Die letztere ist in gegenwärtige Sammlung nicht aufgenommen, weil sie nur ein beschränktes örtliches Interesse hat; die erstern aber, weil sie meist nur Auszüge enthalten aus ungedruckten Vorlesungen G. A. Frankens, in welchen verschiedene merkwürdige Lebensumstände A. H. Frankens erzählt sind.

Ueber den fünften Aufsatz ist das nöthige in dem Vorwort S. 205. bemerkt. Gleich demselben hätte auch die ausführlichere Vorrede vor dem 55sten Stück der neuern Geschichte der evangelischen Missions-Anstalten (Halle 1799) in dieser Sammlung eine Stelle finden können, welche theils eine Nachricht von dem Leben und Verdiensten des Dr. Johann Ludwig Schulze enthält, theils die Ueberzeugungen des seligen

Knapp

Knapp von dem Zweck der Mission und der Lehrart, die ein christlicher Heidenlehrer zu befolgen habe, darlegt. Den Abriß einer allgemeinen protestantischen Missionsgeschichte mit vorzüglicher Rücksicht auf Ostindien, welcher von dem sel. Knapp in dem 66sten Stück derselben Geschichte (Halle 1816) als ein Ergänzungsbeytrag zu Fabricii salutaris lux Evangelii etc. gegeben ist, hat der sel. Canzler Niemeyer hier wohl deswegen unberücksichtigt gelassen, weil die neueren Hallischen Missionsberichte sich in den Händen vieler finden, und in den letzten Jahren derselbe Gegenstand öfter behandelt ist. Die Beyträge aber zur Lebensgeschichte A. G. Spangenberg's, welche nur Stellenweise in dem Leben Spangenberg's von Jeremias Risler (Barby 1794) benutzt und also im Ganzen als ungedruckt zu betrachten sind, hat der Unterzeichnete nicht unterlassen, dem sel. Canzler Niemeyer handschriftlich mitzutheilen, welcher sie jedoch für die Aufnahme in diese Sammlung weniger geeignet fand. Sie betreffen hauptsächlich Spangenberg's Berufung nach Halle, seine

daselbst

daſelbſt erfahrnen Widerwärtigkeiten und Vertreibung aus dieſer Stadt, und ſind mit großer Genauigkeit aus den Acten in den Archiven der theologiſchen Facultät und des Wäiſenhauſes gearbeitet. Wiefern ſie über das Verhältniß der damaligen Halliſchen Theologen zu dem Grafen von Zinſendorf und der entſtehenden Brüdergemeinde viel Licht verbreiten und alſo eine kirchenhiſtoriſche Bedeutung haben, wird ſie der Unterzeichnete gelegentlich in einer theologiſchen Zeitſchrift abdrucken laſſen.

Von den beiden letzten Abhandlungen iſt die über die Phariſäer und Sadducäer in den Wöchentlichen Halliſchen Anzeigen 1785. Num. VIII—XIV. zuerſt gedruckt, einer Zeitſchrift, in welcher mehrere ſchätzbare Abhandlungen älterer Halliſchen Theologen ſich finden; die andere über den Vortrag der Lehre vom ſittlichen Naturverderben des Menſchen in Ewald's chriſtlicher Monatſchrift, zweyten Jahrgangs 1802. B. II. S. 3—19. Von den übrigen kleinen Schriften des ſeligen Knapp hätte noch die in Hillmer's chriſtliche Zeitſchrift Jahrgang

gang 1808. S. 694—705. u. Jahrgang 1809. S. 288—300. eingerückte Erklärung einiger neutestamentlichen Stellen für ungelehrte aber nachdenkende Christen hier wieder abgedruckt werden können.

Möge diese Sammlung eine eben so freundliche Aufnahme bey dem Publikum finden, als die von dem Unterzeichneten herausgegebenen Vorlesungen des sel. Knapp über die christliche Glaubenslehre gefunden haben.

Halle, im September 1828.

Dr. Carl Thilo.

I. Phi

I.

Philipp Jacob Spener.

Geboren den 13. Januar 1635.

Gestorben den 5. Februar 1705.

BK
1700
.A2
K5 2

Z391
59

Vorrede.

Die gegenwärtige Auswahl und Sammlung kleiner biographischen und theologischen Schriften des seligen Dr. Knapp ist von seinem nun auch verewigten Collegen, dem Herrn Canzler Niemeyer, veranstaltet worden, wie derselbe schon in den Epicedien S. 84. vorläufig darauf aufmerksam gemacht hatte. Er glaubte, daß es vielen von den ehemaligen Zuhörern und Freunden des seligen Knapp willkommen seyn dürfte, diese in Zeitschriften zerstreuten und daher weniger bekannten Aufsätze, welche wenigstens zum Theil einen bleibenden Werth haben und gerade jetzt zu einer lehrreichen Ver-

gleichung der Gegenwart mit einer mehrfach ähnlichen Vergangenheit Stoff und Anlaß geben, in einer besondern Sammlung zu besitzen. Und gewiß wird er sich darin nicht getäuscht haben.

Der Unterzeichnete, welcher sonach an der Herausgabe dieser Sammlung keinen unmittelbaren Antheil genommen hat, folgt nur einer Aufforderung der Verlagshandlung, wenn er in dieser kurzen Vorrede eine Nachricht über den Inhalt derselben giebt. Er kann dies um so eher thun, da er selbst mehrere Aufsätze seines verewigten Schwiegervaters dem seligen Canzler Niemeyer nachgewiesen und mitgetheilt hat.

Was nun zuvörderst die Biographieen und Charakteristiken betrifft, so sind dieselben meist für die Zeitschrift Frankens Stiftungen, herausgegeben von Schulze, Knapp und Niemeyer, Halle 1792—96. in 3 Theilen, zuerst gearbeitet und in derselben abgedruckt. Die erste, Philipp Jacob Spener, S. 1—88, welche schon früher in den Wöchentlichen Hallischen Anzeigen 1788. Num. X—XII. erschienen ist, findet sich daselbst B. I.

S. 79

S. 79—114, und wiederholt mit einigen kleinen Verbesserungen in den gleichfalls im Verlag der Waisenhaus-Buchhandlung erschienenen Biographen B. IV. S. 127—160, wonach sie hier wiedergegeben ist. Es sind bey dieser Arbeit besonders die S. 4. angeführten Nachrichten und Mittheilungen des Baron von Canstein über Spener benutzt, und die eigenen Schriften Speners vielfach berücksichtigt, welche der selige Verfasser fleißig gelesen hatte, und deren Gebrauch er damals, als sie fast in Vergessenheit gerathen waren, durch diesen Aufsatz auch andern empfehlen wollte. Immer aber wird man das von einem Geistesverwandten mit Liebe und Treue gezeichnete Bild des ehrwürdigen Spener gern betrachten neben dem Denkmal, welches J. M. Schröckh demselben in der Allgemeinen Biographie Th. 6. S. 383 ff. errichtet hat. Eine umfassendere und tiefer eingehende Schilderung Speners und seiner Zeit erhalten wir gegenwärtig vom Herrn Prediger Hoßbach zu Berlin.

Der zweyte längere Aufsatz, Speners und Frankens Klagen ꝛc. S. 39—146.

steht

BR
1700
.A2
K5 2

J391
59

Vorrede.

Die gegenwärtige Auswahl und Sammlung kleiner biographischen und theologischen Schriften des seligen Dr. Knapp ist von seinem nun auch verewigten Collegen, dem Herrn Canzler Niemeyer, veranstaltet worden, wie derselbe schon in den Epicedien S. 84. vorläufig darauf aufmerksam gemacht hatte. Er glaubte, daß es vielen von den ehemaligen Zuhörern und Freunden des seligen Knapp willkommen seyn dürfte, diese in Zeitschriften zerstreuten und daher weniger bekannten Aufsätze, welche wenigstens zum Theil einen bleibenden Werth haben und gerade jetzt zu einer lehrreichen Ver-

Knapp von dem Zweck der Mission und der Lehrart, die ein christlicher Heidenlehrer zu befolgen habe, darlegt. Den Abriß einer allgemeinen protestantischen Missionsgeschichte mit vorzüglicher Rücksicht auf Ostindien, welcher von dem sel. Knapp in dem 66sten Stück derselben Geschichte (Halle 1816) als ein Ergänzungsbeytrag zu Fabricii salutaris lux Evangelii etc. gegeben ist, hat der sel. Canzler Niemeyer hier wohl deswegen unberücksichtigt gelassen, weil die neueren Hallischen Missionsberichte sich in den Händen vieler finden, und in den letzten Jahren derselbe Gegenstand öfter behandelt ist. Die Beyträge aber zur Lebensgeschichte A. G. Spangenberg's, welche nur Stellenweise in dem Leben Spangenberg's von Jeremias Risler (Barby 1794) benutzt und also im Ganzen als ungedruckt zu betrachten sind, hat der Unterzeichnete nicht unterlassen, dem sel. Canzler Niemeyer handschrifflich mitzutheilen, welcher sie jedoch für die Aufnahme in diese Sammlung weniger geeignet fand. Sie betreffen hauptsächlich Spangenberg's Berufung nach Halle, sein

daselb

S. 79—114, und wiederholt mit einigen kleinen Verbesserungen in den gleichfalls im Verlag der Waisenhaus-Buchhandlung erschienenen Biographen B. IV. S. 127—160, wonach sie hier wiedergegeben ist. Es sind bey dieser Arbeit besonders die S. 4. angeführten Nachrichten und Mittheilungen des Baron von Canstein über Spener benutzt, und die eigenen Schriften Speners vielfach berücksichtigt, welche der selige Verfasser fleißig gelesen hatte, und deren Gebrauch er damals, als sie fast in Vergessenheit gerathen waren, durch diesen Aufsatz auch andern empfehlen wollte. Immer aber wird man das von einem Geistesverwandten mit Liebe und Treue gezeichnete Bild des ehrwürdigen Spener gern betrachten neben dem Denkmal, welches J. M. Schröckh demselben in der Allgemeinen Biographie Th. 6. S. 383 ff. errichtet hat. Eine umfassendere und tiefer eingehende Schilderung Speners und seiner Zeit erhalten wir gegenwärtig vom Herrn Prediger Hoßbach zu Berlin.

Der zweyte längere Aufsatz, Speners und Frankens Klagen ꝛc. S. 39—146.

Knapp von dem Zweck der Miſſion und der Lehrart, die ein chriſtlicher Heidenlehrer zu befolgen habe, darlegt. Den Abriß einer allgemeinen proteſtantiſchen Miſſionsgeſchichte mit vorzüglicher Rückſicht auf Oſtindien, welcher von dem ſel. Knapp in dem 66ſten Stück derſelben Geſchichte (Halle 1816) als ein Ergänzungsbeytrag zu Fabricii ſalutaris lux Evangelii etc. gegeben iſt, hat der ſel. Canzler Niemeyer hier wohl deswegen unberückſichtigt gelaſſen, weil die neueren Halliſchen Miſſionsberichte ſich in den Händen vieler finden, und in den letzten Jahren derſelbe Gegenſtand öfter behandelt iſt. Die Beyträge aber zur Lebensgeſchichte A. G. Spangenberg's, welche nur Stellenweiſe in dem Leben Spangenberg's von Jeremias Risler (Barby 1794) benutzt und alſo im Ganzen als ungedruckt zu betrachten ſind, hat der Unterzeichnete nicht unterlaſſen, dem ſel. Canzler Niemeyer handſchriftlich mitzutheilen, welcher ſie jedoch für die Aufnahme in dieſe Sammlung weniger geeignet fand. Sie betreffen hauptſächlich Spangenberg's Berufung nach Halle, ſeine

daſelbſt

I.

Philipp Jacob Spener.

Geboren den 13. Januar 1635.

Gestorben den 5. Februar 1705.

Seit dem Tode dieſes merkwürdigen Mannes, der zu ſeiner Zeit einer der ausgezeichnetſten Religionslehrer der Lutheriſchen Kirche war, iſt nun ſchon über ein ganzes Jahrhundert verfloſſen. Seine Bemühungen haben außerordentlich viel auf ſein Zeitalter und auf die Nachwelt gewirkt. Aber ſein unleugbares Verdienſt um die Theologie und Verbeſſerung des Religionsunterrichts, wurde, ſonderlich anfangs, von vielen ſehr verkannt, und ſeine Lehre, nebſt den darüber entſtandenen Streitigkeiten, häufig in einem ganz falſchen Lichte dargeſtellt. Deſto nöthiger iſt es, auf den rechten Standpunct aufmerkſam zu ſeyn, wo man hintreten muß, wenn man alles gehörig überſehen, und den Werth dieſes Mannes richtig ſchätzen will. Sein Zeitgenoſſe und vieljähriger vertrauter Freund war A. H. Franke, der ſich, ſo wie die übrigen damaligen Halliſchen Theologen, ganz nach Spenern gebildet hatte, und deſſen Grundſätze durchgängig befolgte. In den Spenerſchen Vorſchlägen liegt daher der Keim zu vielen ſeiner vorzüglichſten und fruchtbarſten Ideen, die von ihm mit einem über alle Erwartung glücklichen Erfolge ausgeführt wurden. Jedoch würde ſein Wir-

kungskreis nie so groß, und seine Thätigkeit nie so wohlthätig geworden seyn, wenn ihm nicht ein solcher Vorgänger Bahn gemacht hätte *).

Spenerś Geburtsort war Rappolsweiler im Oberelsaß. Er hatte das Glück, in den Religionswahrheiten schon in seiner Jugend weit zweckmäßiger und praktischer, als damals gewöhnlich war, unterrichtet zu werden. Frühzeitig brachten ihm seine Lehrer — Stoll und Horbius — Geschmack an der Bibel bey, und verbanden damit die besten Lehr- und Erbauungsschriften damaliger Zeit, eines Johann Arndt, Immanuel Sontom, und anderer mehr, die in kurzem seine liebsten Lesebücher wurden. Er war viel in dem Hause der Gräfin von Rap-

*) Das Leben Spener's hat sein Freund, der Baron Carl Hildebr. von Canstein in der Vorrede zu Spener's letzten theologischen Bedenken (1711) am ausführlichsten beschrieben. Steinmetz hat diese Lebensbeschreibung seiner Sammlung der Spener'schen kleinen geistlichen Schriften vorgesetzt, und mit vielen Zusätzen vermehrt. Einzeln ist sie vom D. Lange herausgegeben, Halle 1740. 8. Er hat viel historische Anmerkungen hinzugesetzt, auch den Lebenslauf des Baron von Canstein und ein Verzeichniß der Spener'schen Schriften beygefügt. — Spener's Schriften sind jetzt fast ganz in Vergessenheit gerathen. Wer aber den Geist derselben aufzufassen vermag, wird sie auch jetzt noch mit großem Nutzen lesen. Die Absicht dieses Aufsatzes geht mit dahin, sie wieder ins Andenken zu bringen, und ihren Gebrauch zu empfehlen.

Rappolstein, er hörte ihre Ermahnungen, er sah ihren frommen Wandel; und beides machte einen bleibenden Eindruck auf sein jugendliches Herz. Er selbst erkannte es, daß ihm dieser Aufenthalt sehr vortheilhaft gewesen, und zur Weckung des frommen und ächtchristlichen Sinnes bey ihm überaus viel beygetragen habe.

Sprachen, und die nöthigen Vorbereitungswissenschaften verabsäumte er nicht, sondern brachte es, schon ehe er auf die Universität ging, weit darin. Seine schnelle Fassungskraft, und sein treues Gedächtniß erleichterten ihm sein Studiren sehr. Noch in einem Alter wußte er den Ort und die Seite, wo er etwas in Büchern gelesen hatte, genau anzugeben. Seine Predigten schrieb er auf, las sie dreymal durch, und hielt sie dann wörtlich so, wie sie aufgeschrieben waren. Hatte er ja im mündlichen Vortrag etwas anders gesagt, so wurde es, wenn es auch nur ein einziges Wort war, gleich nachher in der Handschrift von ihm selbst abgeändert. — Im Jahr 1651 fing er an in Strasburg zu studiren. Der Geist der Sectirerey und des Verketzerungseifers herrschte zu der Zeit dort nicht so sehr, als auf vielen andern lutherischen Universitäten. Seine dortigen Lehrer, Dannhauer und Sebast. Schmidt, bewiesen mehr Mäßigung, mehr Eifer für thätiges Christenthum, für praktische Unterweisung in den Religionslehren und für das damals so sehr vernachlässigte

Bibel-

Bibelstudium. Es ist auch nicht schwer, in Spener's Schriften Dannhauer's Schüler zu erkennen: so übereinstimmend sind in vielen Stücken Dannhauer's Einsichten und Grundsätze mit den seinigen.

Philosophie hat Spener nie verachtet: er studirte sie vielmehr in den ersten Jahren seines Aufenthalts zu Strasburg mit vielem Fleiß; äußerte auch bey reifern Jahren in seinen Schriften große Achtung für diese Wissenschaft. Zwar war er der damals gangbaren scholastischen Philosophie nicht günstig — und wer wollte dies tadeln? — aber den Widersachern der Philosophie überhaupt, den theosophischen Schwärmern, und einem Daniel Hofmann, konnte ein Mann wie er unmöglich Beyfall geben. Alles, was er schrieb, war durchgedacht (obgleich, sonderlich im Deutschen, nicht aufs angenehmste vorgetragen,) und in seinem Ausdruck war so viel Bestimmtheit und Bündigkeit, daß seine Gegner selbst gestanden, sie würden dadurch in Verlegenheit gesetzt, wenn sie in seinen Büchern Irrlehre aufsuchten. — Grotius war einer seiner Lieblingsschriftsteller, von dem er auch viel Eigenthümliches in der Schreibart, besonders im Lateinischen angenommen hat. Am meisten schätzte er die treffliche Schrift desselben, De jure belli et pacis. Seine Hofmeisterstelle, die er bey den beiden Pfalzgrafen am Rhein annahm, als diese 1654 die Uni-

ver-

versität Strasburg bezogen, machte es ihm zur Pflicht, sich mit Geschichte, Geographie, Genealogie und Heraldik zu beschäftigen, um sie darin unterweisen zu können. Nachher gab er auch auf der Universität in diesen Wissenschaften Unterricht. Sein großes heraldisches Werk wird immer in Werth bleiben; und wie viel würde er in der Geschichte geleistet haben, wenn er in diesem Felde weiter fortgearbeitet hätte! Den Vorwurf verdient Spener gewiß nicht, daß er die Gelehrsamkeit geringgeschätzt habe. Er wußte jeder Wissenschaft ihren Werth zu geben, und ließ sich durch den Mißbrauch gelehrter Kenntnisse nicht verleiten, die Wissenschaften selbst zu verachten *). Sein Aufenthalt bey den Pfalzgrafen, und seine Reise 1660 nach Genf, Basel, Lyon u. s. f., brachten ihm noch andere Vortheile. Er lernte die Welt kennen, gewöhnte sich zum Umgang mit Vornehmen und Gebildeten, und zu einer gewissen Geschmeidigkeit in Sitten und Betragen, die ihn bey jedermann beliebt machte. Von dem innern Zustande der

*) „Ich habe mich oft erklärt, daß ich kein einziges Stück der Erudition verwerfe; und wollte vielmehr, daß alle Studiosi nicht nur frömmer, sondern auch gelehrter würden. Deswegen ist mir unter Frommen der Gelehrtere immer angenehmer; ja, ich eifere dagegen, wo mich deucht, daß jemand die Studia etwas zurücksetzt.“ Dies sind Spener's Worte in seiner Vorstellung gegen D. Schelwig's sectirische Pietisterey, §. 14.

der protestantischen Kirche in und außerhalb Deutschland, bekam er auf seinen Reisen genauere Kenntniß, er hörte die Urtheile der Auswärtigen darüber, und sammelte sich einen Schatz von Beobachtungen und Erfahrungen, womit er in der Folge der Zeit vortheilhaft wucherte.

So vorbereitet, trat Spener seine Kirchenämter an. Im Jahr 1663 erhielt er die Stelle eines Freypredigers in Strasburg, und wurde zugleich Doctor der Theologie, um, außer seinen übrigen Vorlesungen über Geschichte, Geographie, Politik u. s. w., auch theologische Collegia lesen zu können. Diese Vorlesungen setzte er fort, so lange er zu Strasburg im Amte stand. Seine Absicht ging ohne Zweifel mit dahin, sich zu einer theologischen Lehrstelle auf dortiger Universität zuzubereiten. Schon damals wurde Spener auswärts so bekannt, daß er mehrere Anträge zu wichtigen Stellen erhielt, die er aber ausschlug; bis er endlich das Seniorat des Ministeriums zu Frankfurt am Mayn annahm, welches ihm 1666, im 31sten Jahre seines Alters, angetragen wurde. Dieses Amt verwaltete er 20 Jahr, und ging darauf 1686 als Churfürstl. Oberhofprediger und Beichtvater nach Dresden, wo er anfangs vielen Beyfall fand. Da er aber im Jahr 1689 dem Churfürsten Johann Georg III. ein Schreiben überreichte, worin er ihm die wahre Beschaffenheit seines Gemüthszustandes, zwar bescheiden, aber

doch

doch mit der ihm eigenen Freymüthigkeit entdeckte: so fiel er darüber in Ungnade, und mußte den Hof meiden. Seine Vorgänger hatten, von dem Churfürsten selbst aufgefordert, ein Gleiches gethan, ohne daß es ihnen nachtheilig geworden wäre. Aber seine heimlichen Widersacher am Hofe, wußten sich dieser Gelegenheit zu seinem Nachtheile zu bedienen. Im Jahr 1691 kam er als Churbrandenburgischer Consistorialrath und Probst an die Nikolaikirche zu Berlin; und dieses ist der Zeitpunct, in welchem die sogenannten pietistischen Streitigkeiten mit dem größten Eifer geführt wurden.

Bey seinen seltnen Verdiensten und ausgezeichneten Talenten dachte er gering und anspruchslos von sich; er schien sich seiner Vorzüge selbst nicht bewußt zu seyn. Diese unverstellte Demuth erwarb ihm allgemeine Hochachtung. Er schämte sich nicht, seine Mängel öffentlich zu bekennen, und seine Gemeinde oft mit Thränen zu bitten, ihn seiner Fehler wegen zu erinnern: und solche Erinnerungen nahm er mit Sanftmuth und Dankbarkeit an, auch wenn sie von Leuten geringen Standes kamen. Wenn er Lob und Beyfall erndtete, so pflegte er zu sagen: „Er wisse nicht, was andere an ihm fänden, warum sie ihn so hoch schätzten und so werth hielten,“ oder: „So viel Gutes und so viel Böses habe er nicht gethan, als andere von ihm glaubten.“ In seiner letzten Krankheit versicherte er seine Freunde, daß er

von

von allem Guten, was durch ihn geschehen seyn möchte, sich selbst nichts zuschreibe, als was daran fehle. — Seine heftigsten Gegner behandelte er mit großer Schonung und Gelindigkeit: es entfiel ihm kein harter, oder bitterer Ausdruck gegen sie. „Sie lassen sich — sagte er — von ihren Affecten beherrschen, sie sind mit Vorurtheilen gegen mich eingenommen, und sehen nicht anders, als durch ein gefärbtes Glas. Meine Absicht ist nicht, sie zu beschämen, sondern sie zu bessern. Wenn ich auch den Sieg über sie erhalte, so ist mir's doch allezeit ein bitterer Sieg. Ich hasse keinen meiner Feinde; ich bin bereit, ihnen zu vergeben, und biete ihnen die Hand dazu.“ Seinen Freunden war er ein redlicher und theilnehmender Freund: ein Vater der Armen und Hülfsbedürftigen, die nie ungetröstet von ihm gingen. Seinen Rath, den so viele begehrten, gab er aufrichtig, aber mit großer Ueberlegung und weiser Bedachtsamkeit. Bey aller seiner Weltkenntniß wurde er doch oft von Heuchlern und falschen Freunden getäuscht. Denn seine Gutmüthigkeit erlaubte ihm nicht, mißtrauisch zu seyn. Er konnte sich, bey seiner Redlichkeit, nicht vorstellen, daß ihn jemand mit Unwahrheiten, wohl gar unter dem Schein des Guten, hintergehen sollte. — Seinen Collegen ließ ers nicht empfinden, daß er zugleich ihr Vorgesetzter war, er maaßte sich keiner Herrschaft über sie an, und wollte — wie er selbst sagt —

nicht

nicht mehr als einer unter den andern seyn *). Dieses Verhalten machte ihn seinen Untergebnen so werth, daß er nicht nur alles von ihnen erhalten konnte, was er begehrte, sondern, daß sie sich sogar beeiferten, seinen Wünschen zuvorzukommen. Mit einer großen Gleichmüthigkeit und ruhigen Gelassenheit war bey ihm doch außerordentlich viel Lebhaftigkeit des Geistes verbunden. Indessen zeigte sich diese mehr bey seinen öffentlichen Vorträgen und in schriftlichen Arbeiten, als im Umgang und bey Privatunterredungen. Er vereinigte zwar im Umgang mit dem ihm eigenthümlichen Ernst, viel Freundlichkeit und herzliches Wohlwollen, das jeden für ihn einnahm; aber öffentlich redete er mit mehr Feuer und Wärme: in Gesellschaften unterrichtete und erbauete er mehr durch sein stilles Beyspiel, als durch viele Worte. Zu herzhaften und kühnen Entschließungen war er, seiner ihm eigenthümlichen Stimmung nach, nicht aufgelegt, sondern eher zur Verzagtheit geneigt. Er gesteht es selbst sehr oft, daß er schüchtern und blöde sey, und nicht Muth genug habe, manche seiner reiflich überdachten Entwürfe selbst auszuführen. Aber eben darum verdienen seine freymüthigen Bekenntnisse der Wahrheit, die er ohne Menschenfurcht ablegte, desto mehr

*) Man vergleiche den Aufsatz: „Regeln, die ich mir in meinem Amte gemacht habe," in Spe-ners theol. Bedenken, Th. III. S. 654 f.

mehr Achtung und Bewunderung. Hier glaubte er, daß er's der Sache Gottes schuldig sey, sich selbst zu überwinden. Und darin blieb er sich immer gleich. Fern von aller Anmaaßung und Selbstgefälligkeit, wollte er nie für einen Reformator gehalten seyn. „Ich will nur — dies sind seine eigenen Worte — unter die Stimmen gehören, die diejenigen zur Reformation auffordern, die Gott dazu berufen und ausgerüstet hat. Ich bedarf keines Anhangs, und will niemand an mich ziehen.“ Ungeheuchelte Frömmigkeit leuchtete aus allen seinen Handlungen hervor. Von der Wahrheit der Lehre Jesu und dem hohen Werthe des thätigen Christenthums aus Erfahrung aufs innigste überzeugt, und belebt von dem lautersten Eifer für das wahre und ewige Wohlseyn der Menschen, ließ er sichs sein ganzes Leben hindurch angelegen seyn, Gottseligkeit nach Jesu Vorschrift und Beyspiel mit Wärme und Herzlichkeit anzupreisen, und den Sinn dafür allgemeiner zu verbreiten. Seine liebste Beschäftigung war der Umgang mit Gott im Gebet. Dieses nannte er den Odem seines geistlichen Lebens; und alle seine Geschäfte ohne Ausnahme, wurden mit Gebet angefangen verrichtet und vollendet. Seine Thätigkeit war ununterbrochen und außerordentlich groß. Er versicherte, daß er nur in der Arbeit Ruhe und Erholung finde: sie ging ihm aber auch schnell und leicht von statten. Nichts war ihm in seinen letzten Lebens-

tage

tagen so empfindlich, als die Geschäftslosigkeit, wozu ihn seine anhaltende Schwachheit nöthigte. In allen seinen Verrichtungen herrschte strenge Ordnung und pünctliche Regelmäßigkeit. Jede Stunde des Tages hatte ihre bestimmten Geschäfte. Doch wurde seine Arbeitszeit oft bloß auf den Vormittag eingeschränkt. Der Nachmittag war wegen des vielen Zuspruchs von Einheimischen und Fremden, und wegen anderer unvermeidlichen Zerstreuungen selten ganz in seiner Gewalt. Sein ausgebreiteter Briefwechsel verursachte ihm vielen Zeitaufwand. Er erzählte einstmals Franken, als dieser ihn in Dresden zur Neujahrszeit besuchte, es lägen noch 300 Briefe vom vorigen Jahre bey ihm unbeantwortet. Aber 622 hatte er in demselben Jahre mit eigener Hand geschrieben; (denn er setzte alles eigenhändig auf;) und viele seiner Antwortsschreiben waren so ausführlich, daß sie weitläufige Abhandlungen wurden, wie man aus seinen theologischen Bedenken und Consiliis Latinis sehen kann.

Sein Körper war fest und stark. Bisweilen hatte er gefährliche Krankheiten zu überstehen: dafür befand er sich aber auch in der übrigen Zeit vollkommen wohl, und war immer zu Geschäften aufgelegt. Er lebte sehr einfach, und verschmähete allen Prachtaufwand. Eben so natürlich war seine Kleidung; und in seinem ganzen äußeren Betragen zeichnete er sich durch nichts Gesuchtes oder Auffallendes aus.

Nun

Nun eine kurze Anzeige seiner Verdienste um Theologie und Religionsunterricht. Er trug sehr viel dazu bey, daß das verabsäumte Bibelstudium in der Lutherischen Kirche wieder in Gang kam. Die bedenkliche Lage, worin sich diese Religionsgesellschaft in Deutschland in der letzten Hälfte des sechzehnten und im größten Theil des siebzehnten Jahrhunderts befand, und die unaufhörlichen Streitigkeiten mit der Römischen Kirche und andern Religionsparteyen, machten die Polemik, oder Antithetik, damals zum allgemeinen Lieblingsstudium. Alle Theile der Theologie bekamen ein polemisches Ansehen. Man bediente sich der Spitzfindigkeiten der scholastischen Philosophie, um es auch hierin den Gegnern in der Römischen Kirche, die mit diesen Waffen zu streiten gewohnt waren, gleichzuthun. Sprachen und Bibelauslegung wurden dabey als Nebenwerk getrieben. Was man in der sogenannten Thetik und Antithetik aus der heil. Schrift brauchte, entlehnte man aus den gangbaren Systemen und Commentarien. So entstand denn eine Art von exegetischer Tradition, die sich aus einem System in andere fortpflanzte, und die gleichsam festsetzte, daß diese oder jene Stelle gerade so, und nicht anders erklärt werden müsse. Auf einigen der berühmtesten Universitäten las und hörte man bloß Thetik, Polemik und Homiletik. Selbst damals noch, als Sp

ner schon in Dresden war, konnte Olearius in Leipzig kein exegetisches Collegium zu Stande bringen, und Carpzov schloß seine Vorlesungen über den Jesaias gewöhnlich mit dem ersten Capitel. — Was war die Folge davon? Dieses, daß Leute, die so auf Universitäten angeführt waren, unmöglich gute Religionslehrer werden konnten; daß sie, statt praktischen Unterrichts, nur Schultheologie und Streitigkeiten auf die Kanzeln brachten, und daß die Bibel dem Volke ein unbekanntes und verschlossenes Buch blieb. Daher drang Spener darauf, daß angehende Prediger die Bibel, als die einige Erkenntnißquelle und Glaubensregel, zu ihrem Hauptstudium machen, und daß ihnen die Lehrer auf Universitäten zur praktischen Auslegung derselben Anleitung geben sollten *). Auch andere fromme und rechtschaffene Theologen der damaligen Zeit hatten hierin mit ihm einerley Einsichten: aber keiner wirkte mit so glücklichem Erfolg auf seine Zeitgenossen, als er.

Schon hieraus ergiebt sich, daß er an der Art zu predigen viel verbessert haben müsse. Hier sind einige seiner Vorschriften, die er sorgfältig in Aus-

*) Es verdient hievon seine allgemeine Gottesgelahrtheit, und seine Gestalt eines würdigen *Studiosi theol.* nachgelesen zu werden, in der Sammlung seiner kleinen geistl. Schriften von Steinmetz, Th. I.

Ausübung zu bringen suchte. Der Zweck der Predigt sey faßliche Unterweisung in den Hauptwahrheiten der Religion, Anleitung zu Befolgung derselben, und zur wahren Sinnesänderung und Veredlung des Herzens nach Jesu Vorschrift und Muster; mit einem Wort: Erbauung der Zuhörer. Alles, was dazu nicht diene, gehöre nicht in die Predigt. Deutlichkeit und Herablassung zur Fassungskraft des gemeinen Mannes, sey eine Haupteigenschaft guter Predigten. Um diese Absicht desto sicherer zu erreichen, pflegte er seine Predigten, ehe er sie hielt, wörtlich aufzuschreiben. Er drang darauf, daß der Hauptinhalt christlicher Predigten die Lehre von Jesu Christo seyn müsse: von Ihm solle alles hergeleitet, auf Ihn alles zurückgeführt werden. Der Lehrer müsse darum reden, weil er glaube, und die Kraft der Lehre Jesu an seinem eignen Herzen erfahren habe. — Biblische Ausdrücke brauchte er lieber, als Systemsprache; doch ließ er ihren Sinn nicht unerläutert. Die damals üblichen unnützen und geschmacklosen Verzierungen, und das unabänderliche Einerley in der Form der Predigten liebte er nicht. Mit den Regeln der gewöhnlichen homiletischen Lehrbücher war ihm wenig gedient, und er sagte oft frey heraus, daß er sie nicht zu lesen begehre. Auch dies war ein Grundsatz Speners, daß die Predigt nicht Declamation sey müsse; denn je mehr sie sich der Sprache und der

To

Ton einer vertraulichen Unterredung nähere, desto mehr wirke sie auf das Herz des Zuhörers. Der Lehrer solle also die Sprache des Herzens reden, die wieder zu Herzen gehe; denn dahin müsse er immer arbeiten, daß das Herz der Zuhörer empfände und genösse, was ihr Kopf gefaßt habe. Man urtheile nun, wie sehr die mündlichen Vorträge und die Erbauungsschriften dieses Mannes, die Vorträge und Bücher der gemeinen Theologen seines Zeitalters, übertreffen, und wie fühlbar diese Vorzüge den Zuhörern und Lesern werden mußten. Wie viel mehr würde er noch, auch in Absicht der Vortragsart, geleistet haben, wenn er in den Zeiten der höhern Geistescultur, und der vollkommnern Ausbildung unsrer Sprache gelebt hätte! Man übersetze seine rauhe und veralterte Sprache in unser jetziges Deutsch, so wird man dies noch mehr bestätigt finden *).

Es bleibt aber immer wahr, daß der gemeine Mann aus den Predigten — selbst den besten und faßlichsten — selten den Nutzen hat, der davon erwartet wird. Denn es ist ihm nicht möglich, einem

*) Verschiedene von seinen vorher einzeln gedruckten kleinern Schriften hat Steinmetz zusammen herausgegeben, unter dem Titel: Speners kleine geistliche Schriften. Magdeburg und Leipzig, 1741 und 1742. II Theile in 4.

nem so langen und zusammenhängenden Vortrage in Gedanken gehörig nachzufolgen, da er zu einer solchen Anstrengung nicht gewöhnt ist. Oft fehlt es ihm auch an den nöthigen Vorkenntnissen, die in Predigten häufig vorausgesetzt werden. Diesem Mangel abzuhelfen, führte Spener das öffentliche Catechisiren der Jugend in den Kirchen an allen den Orten ein, wo er im Amte stand, und schrieb für die ungeübten Jugendlehrer catechetische Tabellen. Der Erfolg entsprach seiner Erwartung vollkommen; und schon bey seinen Lebzeiten folgte man in mehreren Gemeinden seinem Beyspiel. Bis dahin hatten viele Prediger geglaubt, daß das Catechisiren unter ihrer Würde sey, und daß es bloß den Lehrern in niedern Schulen überlassen werden müsse. Als daher Spener in Dresden damit den Anfang machte, äußerten selbst angesehene Geistliche und Weltleute ihre große Verwunderung darüber, „daß sich sogar ein Oberhofprediger zu Schulmeisterverrichtungen herablasse.“ So viel vermochte das Vorurtheil auch bey einsichtsvollen Männern!

Der Privaterbauung legte er einen großen Werth bey, besonders der gemeinschaftlichen, in einem Cirkel vertrauter und gleichgesinnter Freunde

---

*) Der Spenerschen Idee *de ecclesiolis in ecclesia* [illegible] *mandis*, — denn dies war sein eigner Ausdruck, er gewöhnlich davon brauchte, — stimmten die er

Hier lasse sich viel Nützliches thun und sagen, was in öffentlicher Versammlung nicht wohl gesagt und ausgeführt werden könne. Es sey hier leicht, die Gemüthsstimmung, den Herzenszustand, und überhaupt das Bedürfniß eines jeden Theilnehmers genau kennen zu lernen, und einer könne dem andern mit Rath und Belehrung zu Hülfe kommen. Um Unordnungen zu verhüten, müßten solche Privatversammlungen unter der Aufsicht eines verständigen und frommen Lehrers stehen, der dabey mancherley Behutsamkeitsregeln zu beobachten habe. Auch müsse dahin gesehen werden, daß sie nie zum Nachtheil des öffentlichen Gottesdienstes gereichten. Auf vieler Verlangen fing er schon 1670 zu Frankfurt dergleichen Zusammenkünfte an, die damals Collegia pietatis genannt wurden. Er hatte dabey die besten Absichten, die auch zu der Zeit fast allgemein anerkannt,

Halliſchen Theologen völlig bey; und es iſt augenſcheinlich, daß Franke bey Stiftung ſeiner Anſtalten, auf die Ausführung derſelben beſtändig Rückſicht genommen hat. Spener's Vorſchläge ſind hernach in der proteſtantiſchen Kirche anderwärts erweitert, und mehr im Großen ausgeführt worden. — Ein Paar hieher gehörige ſehr merkwürdige Stellen aus Spener's theol. Bedenken, die ſeinen Sinn und Plan deutlich darlegen, findet man in Spangenberg's Lebensbeſchreibung des Grafen von Zinzendorf, S. 234 f., vollſtändig abgedruckt. Ich zeichne noch zwey andere aus, wovon die eine im I. Theil der theol. Bedenken, S. 634 f., und die andere in den *Conſiliis Latinis*, P. III. S. 517. befindlich iſt.

kannt, und bey vielen, die diese Erbauungsstunden besuchten, vollkommen erreicht wurden. Da aber nicht alle Theilnehmer von der Art waren, wie er sie voraussetzte: so entstanden gar bald bey einigen Mißbräuche, die ihm viel Kränkung und üble Nachrede verursachten, wie sich weiter unten zeigen wird.

Der wohlthätige Einfluß, den Spener's Bemühungen auf die Verbesserung des Unterrichts in der Religionswissenschaft auf Universitäten gehabt haben, ist unverkennbar. Was er auf den meisten Universitäten vermißte, erhellt aus dem Vorhergehenden. Indessen würde von seinen Verbesserungsvorschlägen weit weniger wirklich ausgeführt seyn, wenn er nicht durch seine wichtigen Aemter in Churſachsen und im Brandenburgischen so großen Einfluß auf die Lehranstalten und auf die künftigen Lehrer selbst gehabt hätte. Zwar ließ ihn der Widerstand der Sächsischen Theologen seinen Zweck nicht ganz erreichen: aber da die alten blieben, wie sie waren, so traten jüngere auf, die sich nach ihm bildeten, und mit großem Beyfall lehrten. Doch was damals in Sachsen nicht ausgerichtet werden konnte, das wurde durch die ersten Theologen der Universität zu Halle, Breithaupt Anton und Franke, seinen Grundsätzen vollkommen gemäß ausgeführt.

Von seinen Schriften, wodurch er sich um sein Zeitalter verdient machte, ist, was die ascetische

schen betrifft, schon oben geredet worden. Hier erwähne ich nur noch seine theologischen Bedenken *). Sie sind noch immer ein sehr ausführliches und schätzbares moralisch-casuistisches Repertorium, ohnerachtet manches darin nicht mehr für unsere Zeiten und Umstände brauchbar ist. Wer sich erst an die rauhe Schreibart gewöhnt hat, wird sie mit Vergnügen und Nutzen lesen, und das richtige, reife und treffende Urtheil des Mannes in den schwersten und verwickeltsten Fällen bewundern. Denn die Geschicklichkeit, eine Sache aus verschiednen Gesichtspuncten zu betrachten; keinen, auch noch so gering scheinenden Umstand unerwogen, und keine Seite des Gegenstandes unbeleuchtet zu lassen, besaß er in einem so hohen Grade, daß ihm darin nur wenige gleich kommen werden. Von seinen piis desideriis, die ein so großes Aufsehen erregten, und zu so vielem Streit Anlaß gaben, werde ich unten reden.

Ehe ich von Spener's Streitigkeiten handle, muß ich eine Anmerkung über die beiden Haupt-

par-

*) Spener's theologische Bedenken sind zu Halle im Verlage des Waisenhauses 1700—1709 in 4 Theilen in 4. herausgekommen; und seine letzten theolog. Bedenken (die er erst nach seinem Tode zu drucken befahl,) sind von dem Baron C. H. von Canstein herausgegeben. Ebendaselbst, 3 Theile in 4. 1711. Die *Consilia et judicia theologica Latina* sind auch erst nach seinem Tode zu Frankfurt am Mayn 1709 in 3 Theilen in 4. erschienen.

parteyen in der lutherischen Kirche des siebzehnten Jahrhunderts, voranschicken. Die eine beschäftigte sich mehr mit Theorie und gelehrter Speculation, die andere mehr mit praktischer Anwendung der Lehren des Christenthums. Jene sorgte mehr für den Verstand, diese mehr für's Herz. Beide Parteyen, und die Uneinigkeiten zwischen beiden, sind fast so alt, als die christliche Kirche selbst; ob sie sich gleich, nach den verschiedenen Umständen des Orts und der Zeit, immer unter verschiednen Gestalten gezeigt haben, und noch jetzt zeigen.

Die Gelehrten des siebzehnten Jahrhunderts machten, aus den schon angeführten Gründen, scholastische Philosophie und Antithetik zu ihrer Hauptwissenschaft, und verabsäumten darüber andere Theile der Theologie. Außer den Streitigkeiten mit auswärtigen Religionsparteyen, mehrten sich auch die innerlichen von Tag zu Tag. Besonders glaubten die Wittenbergischen Theologen, daß es ihr Amt vornehmlich sey, über Reinigkeit der Lehre zu wachen, weil sie auf Luthers Lehrstuhl säßen. Der Ton in Streitschriften war heftig, unfreundlich, und nicht selten ungesittet. Einem Calov war es etwas geringes, in einer kleinen Schrift, die ein anderer für unschuldig gehalten hätte, einige dreyßig Irrthümer zu finden. Wäre es so fortgegangen, was würde endlich aus der Lutherischen Kirche geworden seyn?

Es blieb aber immer eine nicht geringe Anzahl
heologen übrig, die einen andern Weg betraten,
nd im Stillen vielen Beyfall fanden. Das waren
e Mystiker; eine Partey, die schon in den frü-
ren Jahrhunderten immer gerade dann vorzüglich
ahlreich wurde, wenn übertriebene und friedenstö-
ende Grübeley in der Religionslehre die Oberhand
u bekommen schien. Unter ihnen fehlte es nicht an
Schwärmern, die Gelehrsamkeit und Philosophie
geradezu verwarfen: aber es wäre höchst ungerecht,
ie alle in eine Classe zu setzen. Viele von den eif-
igsten und glücklichsten Beförderern der Frömmigkeit
nd des thätigen Christenthums, lasen ältere und
euere mystische Schriften, und machten sich viele
nterscheidende Ausdrücke derselben zu eigen, ohne
doch den unrichtigen Sinn damit zu verbinden, den
nen die ersten Erfinder unterlegten. Verdiente wohl
er fromme Arndt die Ketzernamen, womit ihn Lu-
as Osiander in Tübingen, und dessen Nachspre-
er brandmarkten? Arndt benutzte zwar Vieles aus
alentin Weigel's Schriften, aber darum war
noch kein Weigelianer. Denn die auffallend-
n Sätze desselben mißbilligte er als schriftwidrig.
ndessen gaben die Streitigkeiten über die Schriften
eigel's, Arndt's, Prätorius, und ähnlich
sinnter Männer, Anlaß, daß fast alle, die mit dem
maligen Zustand der Kirche unzufrieden waren, und
sserung wünschten, schwärmerischer Grundsätze ver-

dächtig

dächtig wurden. — Während dieser Gährung trat Spener auf. Bey welcher von beiden Partheyen er die meisten Fehler sah, und welcher er am geneigtesten war, ergiebt sich aus dem Vorhergehenden. Doch zeigte er die Mängel beider mit Freymüthigkeit; wollte gewissermaßen zwischen beiden Frieden und Vereinigung stiften, erfuhr aber von beiden Widerspruch, und wurde, wider seine Absicht, als Stifter einer neuen Partey angesehen.

Folgende Sätze Spener's waren die vornehmsten, die von seinen Gegnern bestritten wurden. Schon die Behauptung, daß die Lutherische Kirche einer Verbesserung bedürfe, schien ihnen höchst bedenklich, so sehr er sich auch dabey gegen Mißdeutungen zu verwahren gesucht hatte. Denn es gab Enthusiasten, die den nahen Umsturz Babels (worunter sie die Lutherische Kirche verstanden) weissagten. — „Man müsse ausgehen aus Babel, um nicht unter den Trümmern desselben zu erliegen!“

Ferner machte man seine unschuldige Lehre, (die er jedoch niemand als Glaubensartikel aufdrang,) von der Hoffnung besserer Zeiten, verdächtig. Dies, sagte man, ist der grobe Chiliasmus, den Thomas Münzer und sein aufrührerischer Anhang predigte, und den schon die symbolischen Bücher verdammen *). So etwas war Spenern nie in den Sinn gekommen. Er erwar-

tete

*) Augsburgische Confession, im 17ten Artikel.

tete bloß eine größere Erweiterung und mehrere Vervollkommnung der christlichen Kirche, und eine allgemeine Ausbreitung des geistlichen Christusreichs in künftigen Zeiten; und berief sich dabey auf klare Aussprüche der heil. Schrift. Aber die viel weiter getriebenen Behauptungen D. Petersen's trugen zur Unterhaltung und Fortsetzung dieser Streitigkeiten das meiste bey.

Auch gab Spener's bescheidene Zurückhaltung im Urtheilen über mehrere Personen, die sich göttlicher Einsprache und Offenbarungen rühmten, Gelegenheit, ihn in den Verdacht des Fanaticismus zu ziehen. Aber nie war Spener ihr Theilnehmer: er wollte nur nicht, daß man, ohne vorhergegangene Prüfung nach der Bibel, gleich entscheidend über sie aburtheilen solle. Man vergleiche sein Bedenken über die Bourignon *).

Was soll ich aber von seinen Erbauungsstunden und Privatversammlungen sagen? Bey aller Vorsicht Spener's, und bey seinem nachdrücklichen und oft wiederholten Warnen **) vor aller Trennung von der äußern Kirchengemeinschaft, (die

*) In den letzten theol. Bedenken, Th. I. S. 24 f.

**) Gegen die separatistischen Grundsätze schrieb er das Buch: Der Klagen über das verdorbene Christenthum Mißbrauch und rechter Gebrauch ꝛc. Frankfurt, 1684. (Dritte Auflage 1696.) in 12.

(die er unter keinem Vorwande gestatten wollte,) wurden doch manche seiner Zuhörer Separatisten. Einige derselben trugen nur Bedenken, mit Unbekehrten zu communiciren; andere aber wollten nicht einmal dem öffentlichen Gottesdienste beywohnen, um nicht durch die Gemeinschaft mit Ungläubigen entweiht zu werden. Bey den meisten bemühte er sich vergeblich, sie von ihrem Irrthum zurück zu bringen. Welcher Kummer für den rechtschaffenen Mann! Welcher Triumph aber zugleich für seine Gegner, die bloß auf den Schaden bey einigen, und nicht auf den bey sehr vielen wirklich gestifteten Nutzen sahen! Ob Spener wohl that, daß er seine Privatversammlungen dennoch fortsetzte? — Ich will keinem mit meinem Urtheile vorgreifen: nur eine Anmerkung wird man mir erlauben. Allemal um die Zeit, wenn eine neue Hauptverbesserung oder eine ausgezeichnet merkwürdige Anstalt in der christlichen Kirche begann, traten Leute auf, die aus Schwäche und übertriebenem Eifer für die von ihnen nur halbverstandenen neuen Wahrheiten, Schwärmer wurden. Das Licht, das plötzlich in der Finsterniß aufgeht, blendet; und es dauert oft lange, ehe sich ein schwaches Auge an seinen Glanz gewöhnt. Wie viele Enthusiasten standen nicht in den ersten Zeiten der christlichen Kirche auf? Wie viele Fanatiker zur Zeit der Reformation? Sollten darum die Apostel ihre Predigt — sollte darum Luther seine Reformation aufgeben? So dachte

auch

ich Spener, so beruhigte er sich, und ging, im ewußtseyn seiner guten Sache, und des dadurch stifteten Segens, seinen Gang ruhig und uner- rocken fort. — An einen solchen Mann, wie die- war, schließt sich auch gewöhnlich ein Gefolge n Leuten an, die ihre oft ganz entgegengesetzten ntwürfe unter seinem Namen und Schutz auszufüh- n suchen. Dies war damals der Fall bey sehr vie- n, die sich Spenerianer nannten.

Man beschuldigte Spenern ferner verschiede- r Irrthümer in der Glaubenslehre. ie Lehren, von der Rechtfertigung, vom lauben und von den guten Werken, wurden n manchen Lutherischen Lehrern damals so unbe- mmt und unvorsichtig vorgetragen, daß sie viele r Sicherheit mißbrauchten, und in dem Wahn be- irkt wurden, daß zu dem Glauben an Jesum nicht ehr, als das Bekennen mit dem Munde gehöre, nd daß Gott auf das sittliche Verhalten der hristen weniger Rücksicht nehme, als auf ihre echtgläubigkeit. Spenern war die reine blische Lehre von Jesu dem Weltheiland, in ihrem nzen Umfang, sehr theuer und wichtig — denn er nnte das Wohlthätige derselben aus eigner Erfah- ng des Herzens — er ging daher, wie schon be- erkt ist, in seinen Vorträgen beständig davon aus; ber, er unterließ auch nicht, bey jeder Gelegenheit nzuschärfen, daß buchstäbliche Erkenntniß und bloße

Recht-

Rechtgläubigkeit nicht hinlänglich sey; daß man den Glauben durch die Werke thätig beweisen müsse, wenn man an den Folgen der Erlösung Christi Theil haben, und sich seiner Versöhnung getrösten wolle. Aber durch allerley Folgerungen, die man aus einigen seiner Ausdrücke zog, wußte man auch hier seine Behauptungen als verdächtig, und von den Lutherischen abweichend, vorzustellen. — Mit seiner Lehre von dem Unvermögen des ungebesserten Menschen in geistlichen Dingen, und von den Gnadenwirkungen, ging es eben so. Hier stimmte er mit den unverdächtigsten Theologen, sonderlich mit Johann Musäus, genau überein und doch beschuldigte man ihn, daß er unmittelbare, vom göttlichen Worte unabhängige Gnadenwirkungen behaupte. — Hieher gehört auch der Streit über die Frage: „Ob ein unbekehrter Lehrer bey seinen Anvertrauten rechten Nutzen schaffen könne;“ welches Spener auf eine solche Art und mit solchen Gründen verneinte, daß ihm wohl kein Unbefangener seine Zustimmung wird versagen können.

Noch muß ich der Streitigkeit über die Mittelding (Adiophora) gedenken. Man verstand darunter allerley sinnliche Vergnügungen und Ergötzlichkeiten, als Tanzen, Spielen, Besuchung der Schauspiele u. dgl. Der große Haufen der Theologen und Nichttheologen hielt sie für erlaubt

Spe

Spener behauptete nicht, daß sie, an und für sich betrachtet, sündlich wären *). Nur, wie sie jetzt in der wirklichen Welt wären — die er doch gewiß besser kannte, als viele Antispenerianer — glaube er nicht, daß ein wahrer Christ Theil daran nehmen werde, weil so viele Sünden dabey vorgingen, und es so schwer sey, sich vor aller Theilnehmung daran zu hüten. Doch müsse man es der eignen Einsicht und dem Gewissen eines jeden überlassen. Er gestand auch zu, daß man seine Zeit noch weit übler, als mit den sogenannten Mitteldingen zubringen könne, wenn man z. B. den Nächsten in Gesellschaften verleumde, und andere schädliche Gespräche führe. Aber einige seiner Schüler gingen in diesem Punct viel weiter, als er, und verursachten durch ihre Uebertreibung und gesetzliche Strenge mancherley Nachtheil. Wer mag indessen wohl den größeren Schaden gestiftet haben? sie, oder ihre Gegner? Diese viele in Schriften, und selbst auf Kanzeln, die Lehre von den Mitteldingen ein theures Kleinod der evangelischen Kirche nannten. Ein angesehener Sächsischer Geistlicher unternahm es sogar damals, Gebetformulare für Spielende aufzusetzen **).

Nun

*) Man sehe z. B. seine Consilia theol., Th. II. S. 113., und die letzten theol. Bedenken, Th. III. S. 710., und a. O. m.

**) Man vergleiche die Schrift von Gottfr. Vockerodt: Aufgedeckter Mitteldings-Betrug. Frankf. und Leipzig, 1698. 12.

Nun noch etwas über die Geschichte der Str
tigkeiten Spener's, und die wahre Veranla
sung derselben. Seine pia desideria (worin d
meisten seiner bestrittenen Sätze kurz beysammen
finden sind,) waren erst Vorrede zu der neu
Ausgabe der Postille Joh. Arndt's, die Spen
1675 heraus gab; sie wurden aber auch besonde
abgedruckt. Diese Schrift enthielt nicht bloß al
gemeine Klagen, aber auch keine Anzüglichkeit
und Bitterkeiten, wie so manche Aufsätze Ander
ähnlichen Inhalts. Bey aller Freymüthigkeit
herrschte darin Bescheidenheit und Sanftmuth. E
war ihm nicht genug, Fehler und Mängel anzuzeig
und zu rügen; sondern er that auch zugleich ausfüh
bare Verbesserungsvorschläge. Das Buch wurde vo
mehreren Religionslehrern, und auch von Staat
männern, mit dem Beyfall aufgenommen, den
verdiente. An vielen Orten sah man die Mäng
der Kirche wirklich ein, und suchte ihnen nach Sp
ner's Vorschlägen abzuhelfen. Dies konnte d
Aufmerksamkeit der Theologen nicht entgehen. Sie
die es zum Theil bequemer fanden, beym Alten
bleiben — fingen an, über verdächtige Neuerung
zu klagen: doch, anfangs nur im Stillen, o
ihren Gegner öffentlich in Schriften anzugrei
Das Ansehn des Mannes war schon zu fest gegr
det, er wurde von den höhern Ständen, und s
an Höfen sehr geschätzt; was er geschrieben ha

war so bescheiden, so behutsam ausgedruckt, dabey aber größtentheils so treffend und augenscheinlich wahr, daß es bedenklich schien, ihn öffentlich darüber zu bestreiten. Wenigstens wollte von den vornehmsten Theologen keiner der erste seyn. Doch würden vielleicht damals schon manche Wittenbergische, oder andere diesen gleichgesinnte Sächsische Theologen nicht geschwiegen haben; hätte nicht Spener am Churſächsischen, und den Herzogl. Sächsischen Höfen, so manche Freunde und Gönner gehabt, die seine Verbesserungsvorschläge genehmigten. Ich nenne nur den einzigen, damals so viel geltenden, Veit Ludwig von Seckendorf, durch den er auch den ersten Antrag zu seinem Amte in Dresden erhielt.

Endlich stiftete der Darmstädtsche Hofprediger, D. Mentzer, einen Diaconus zu Nordhausen, Georg Conrad Dilfeld, an, Spenern namentlich zu bestreiten. Schon 1674 hatte dieser Mann wider die Schriften des Prätorius und Statius, die auch Spener schätzte, heftig und ungesittet geschrieben, und 1679 kam die Reihe an Spenern. Das Buch führte den Titel: Theosophia Horbio-Speneriana. Spener, und sein Schwager, Horbius, wurden darin als Enthusiasten, Weigelianer und Donatisten geschildert, und der größte Theil der oben angeführten Beschuldigungen gegen sie vorgetragen. Dagegen vertheidigte sich Spener bescheiden und gründlich, stellte aber

zugleich

zugleich den Nordhausischen Diaconus so in seiner Schwäche und Blöße dar, daß dieser von denen Theologen, auf deren Beystand er so sicher gerechnet hatte, verlassen wurde, und der Streit einige Jahre ruhete.

Als Spener nach Dresden kam, waren außer den piis desideriis, auch schon seine übrigen verdächtigen Schriften erschienen. Aber von den Sächsischen Theologen hatte damals keiner etwas dagegen zu erinnern. Sie überreichten ihm vielmehr beym Antritt seines Amts so schmeichelhafte Glückwünschungsgedichte, daß er Bedenken trug, sie austheilen zu lassen. D. Carpzov nannte Spenern, so lange er noch nicht Oberhofprediger war, einen eifrigen Gotteslehrer, einen hochverdienten Mann, und der D. Schelwig erklärte ihn für einen gottseligen Theologus. Alberti in Leipzig, verglich ihn gar mit dem heil. Bernhard; und D. Mayer (Professor in Wittenberg, von 1684 — 1686) rühmte ihn als einen tapfern Gottesmann, als ein wahres Muster christlicher Liebe. Und gerade die drey Theologen, Carpzov, Mayer und Schelwig, wurden nunmehr Spener's heftigste Widersacher. Damit aber ihr Betragen nicht zweydeutig schiene, wurde die seltsame Unterscheidung, zwischen Spenerus *prior* und *posterior*, ausgesonnen; ohnerachtet seine spä-

tern

ern Schriften keine andere Lehren, als die frü-
ern enthielten.

Der Haupturheber des Streits in Sachsen,
ar der Leipziger Theolog, D. Joh. Benedict
arpzov. Dieser Mann war sehr ehrgeizig, und
rebte nach der Oberhofpredigerstelle in Dresden.
ein Plan verunglückte. Spener, — ein Aus-
inder, ein nicht ganz von üblen Nachreden freyer
heolog — gelangte (1686) zu diesem wichtigen
oſten. Zwar hatte ihn Carpzov bisher nicht für
rgläubig gehalten, aber Dilfeld's Buch und die
mhergehenden Gerüchte waren ihm nicht unbekannt.
r war also geneigt, der Sache jetzt weiter nachzu-
nken. „Mehrere seiner Anhänger sind Separa-
sten — sind Schwärmer geworden. Es könnte also
ch wohl darauf angesehen seyn, eine neue Secte zu
ſten. Schwenkfeld, Weigel u. s. w. woll-
n ja auch die Theologie verbessern, die Kirche refor-
iren — eben so, wie Spener! Dilfeld mag
so wohl so unrecht nicht haben. — Und ein sol-
er Mann ist der erste Theolog in Sachsen? Welche
efahr für das Land und die ganze evangelische Kir-
e!“ So dachte Carpzov, und entdeckte nun
uter Irrthümer und Fehler, wo er vorher nichts,
s lauter Wahrheit, lauter Gutes sah.

Es dauerte nicht lange, so wurden in Sachsen
nige obrigkeitliche Verordnungen zu Verbesserung
s Religionsunterrichts und Predigtwesens gegeben,

und den akademischen Theologen nachdrücklich verwi
sen, daß sie bisher keine exegetischen Vorlesung
über die Bibel gehalten hatten. Dies rührte v
Spenern her. Carpzov konnte nicht unterlass
seinen Unmuth darüber in einem akademischen Pr
gramm zu erkennen zu geben, ob er gleich Spener
nicht nennen durfte. Die übrigen Leipziger Theol
gen waren gegen Spenern so sehr nicht eingenom
men, als Carpzov. Es wurde daher nach Witte
berg geschrieben, wo er geneigteres Gehör fand, au
an andere Orte; und, wie es scheint, selbst na
Dresden, um verschiedene Angesehene auf seine Se
zu ziehen. In demselben Jahre, da Spener Ob
hofprediger geworden war, fingen die Magister
Leipzig, Franke, Anton und Schade, ihre Co
legia philo-biblica an, worin sie biblische Büch
nach Spener's Plan, mit unerwartetem Beyf
und dem sichtbarsten Nutzen für ihre zahlreichen Zuh
rer, praktisch erklärten. Das sonderbarste dab
war, daß sie Carpzov selbst auf den Gedanken ha
bringen müssen, da er in einer Predigt, bey der
gegenwärtig waren, seine Verwunderung bezeig
daß die Studirenden so viele Collegia anthologic
oratoria etc. unter sich hätten, und doch kein ein
ges Collegium *biblicum* hielten. — Diese Colleg
biblica wurden, bald nach ihrem Anfange, eben so v
dächtig, wie Spener's Erbauungsstunden. Car
zov glaubte, daß es seine Amtspflicht erfordere, daß

warnen, und er erlaubte sich auch, in seinen Pre-
igten bitter darauf anzuspielen. Die diese Collegia be-
uchten, nannte man damals in Leipzig Pietisten *),
nd beschuldigte sie schwärmerischer und separatisti-
her Grundsätze. Wahr ist es, daß unter den Zuhö-
rn manche schwache Leute waren, die in ihrem Aeu-
ern ein gewisses unterscheidendes und seltsames Betra-
en annahmen, wodurch sie bey andern Anstoß gaben,
nd lächerlich wurden. Aber es war ungerecht, daß
an dies Spenern und Franken zur Last legte.

Endlich fiel Spener (1689) beym Churfürsten
Ungnade. Nun glaubte die Carpzov'sche Par-
y ihres Sieges gewiß zu seyn. Carpzov schrieb
nige Programme im Namen der Universität Leipzig,
orin er ihn heftig angriff, doch ohne den Namen
ines Gegners zu nennen. Er, und die Wittenber-
r gaben vor, daß eine neue Secte gestiftet wer-
n solle, — die Secte der Pietisten, — die nicht
den drey Religionsparteyen gehöre, denen im
eutschen Reiche, nach dem Westphälischen Friedens-
hluß, freye Religionsübung verwilligt sey; daher
üsse man sie vom Religionsfrieden öffentlich
usschließen. Um desto leichter zum Zweck zu kom-
en, wurde nachher darauf angetragen, daß man ein
eues symbolisches Buch aufsetzen wolle, und

 daß

*) Seit der Zeit wurde der Pietistenname erst recht gewöhnlich; wiewohl ihn auch vorher schon einige in Ober-Deutschland gebraucht hatten.

daß keiner ein Kirchenamt erhalten, oder darin blei
ben solle, der sich nicht eidlich darauf verpflichten lass

Als Spener Dresden verließ (1691), wurd
der Streit erst recht heftig. Die theologische Facul
tät zu Wittenberg setzte nunmehr eine Christ-Lu
therische Vorstellung wider ihn auf, worin all
seine Irrthümer aufgestellt waren, an der Zahl zwei
hundert und vier und sechzig! eine abentheuer
liche, wirklich lächerliche Schrift, die Spenern
mehr Vortheil, als Schaden brachte *). Man hätt
erwarten sollen, daß, nach Spener's Abschied aus
Sachsen, der Streit allmählig abnehmen, und end
lich gar aufhören würde; es erfolgte aber gerade das
Gegentheil, hauptsächlich aus folgenden Ursachen.

Die Brandenburgischen Lutherischen
Landeskinder hatten bisher häufig zu Leipzig und
Wittenberg Theologie studirt. Denn die theolo
gischen Facultäten zu Frankfurt an der Oder und zu
Duisburg waren reformirt, und die Universität Kö
nigsberg, die eine Lutherische Facultät hatte,
war zu weit entfernt. In Sachsen, und sonderlich
zu Wittenberg, herrschte der Geist der Unduldsamkeit
und Parteysucht in so hohem Grade, daß man die
Reformirten nicht anders, als wahre Unchristen

*) Ein gegen Spenern widriggesinnter Geistlicher durch
blätterte dies Buch bald nach seiner Erscheinung be
rig, warf es aber vor Verdruß zur Erde, und sag
Nun wird Spener doch Recht behalten

schilderte; und der Religionshaß, den man den hier studirenden Brandenburgern einpflanzte, wurde dann durch diese wieder dem Volke und der Jugend eingeflößt, wenn sie dereinst in ihrem Vaterlande Kirchenämter oder Schulstellen erhielten. Dies konnte keine Gesinnungen der Liebe und des Vertrauens gegen den reformirten Landesherrn erwecken. Aus diesen, und noch einigen andern Gründen, (die aber nicht hieher gehören,) wurde beschlossen, die künftigen Lutherischen Prediger und Schullehrer im Lande selbst zu bilden, und in Halle eine Universität anzulegen. Es ist gewiß, daß Spener an dieser Entschließung des Hofes vielen Antheil hatte. Wie viel entging dadurch andern Universitäten, besonders Leipzig und Wittenberg! Die ersten Professoren der Theologie auf dieser neuerrichteten Universität, lehrten völlig nach Spener's Plan, und Francke und Anton waren ja eben die schon in Leipzig so sehr verketzerten Männer. Hieraus ist die Ursach des fortgesetzten Streits, und der langdauernden Eifersucht gegen die Hallischen Theologen, und alle diejenigen, die in ihrer Schule gebildet waren, sehr begreiflich.

In der Verurtheilung Spener's gingen einige seiner Gegner so weit, daß sie ihm sogar die Seligkeit ganz entscheidend absprachen. D. Fecht in Rostock, wollte durchaus nicht gestatten, daß man seinem Namen das lateinische B. vorsetzen, oder

ihn

ihn den seligen Spener nennen sollte, und er vertheidigte dieses sogar in einer besondern, unter seinem Vorsitz öffentlich gehaltenen Disputation, de beatitudine in Domino defunctorum. Dies war doch noch härter und anmaßender, als was Schelwig von Arndt urtheilte. Er meinte, mit Arndt's Seligkeitssache es zwar mißlich aus; doch könne er wohl noch selig geworden seyn, aber nur wie durch's Feuer.

Die Folgen dieses langen Streits sind sehr wichtig gewesen, und haben zu großen Veränderungen in der protestantischen Kirche Anlaß gegeben, die anfangs gewiß keine von beiden Parteyen voraus sah. Eine historische Untersuchung über den sogenannten Pietismus, und die Folgen desselben mit Beobachtungsgeist und Unparteylichkeit geschrieben, — dergleichen bisher noch nicht erschienen ist, — wäre ein sehr nützliches Werk, worin sich viel Merkwürdiges und auch für unser Zeitalter Lehrreiches sagen ließe.

II.

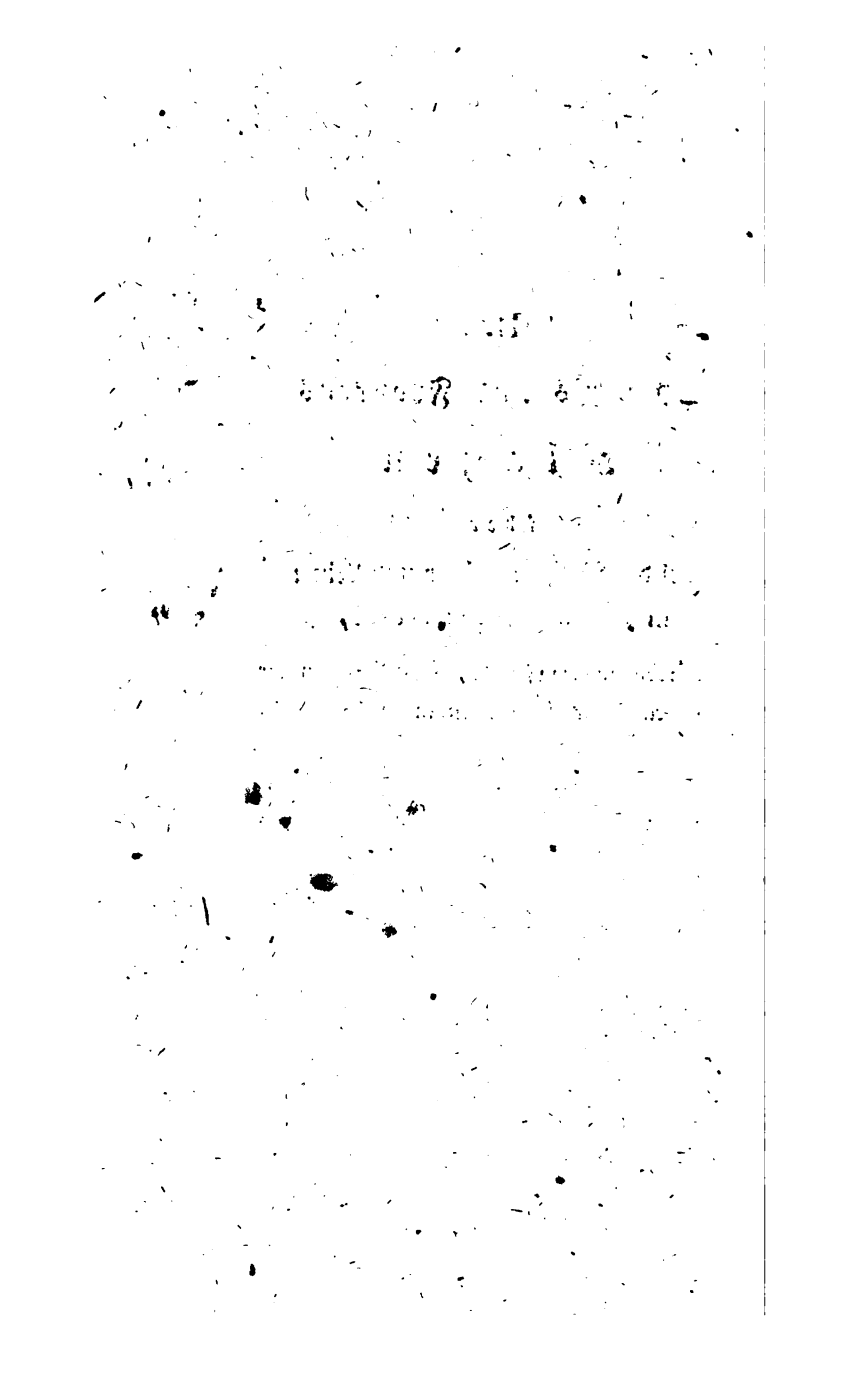
Spener's und Frankens

Klagen

über

Mängel der Religionslehrer und Lehrinstitute in der lutherischen Kirche,

ihre Verbesserungsvorschläge, und Anstalten zur Ausführung derselben in Halle.



Die Absicht dieses Aufsatzes ist *), die Leser mit dem Zweck der Hallischen Anstalten und dem Eigenthümlichen des Geistes ihrer Stifter näher bekannt zu machen. Wie wenige lesen jetzt Spener's und Frankens Schriften? Kein Wunder also schon deswegen, daß diese Männer noch immer so häufig verkannt werden. Zwar läßt man jetzt ihren Absichten, und zum Theil auch ihren Grundsätzen mehr Gerechtigkeit wiederfahren, als ehedem, da noch der Pietistenstreit geführt wurde: aber es ist doch nur wenigen neuern Schriftstellern gelungen, sie im rechten Lichte und ganz in ihrer wahren Gestalt darzustellen. Der Grund davon liegt theils in jener Unbekanntschaft mit dem Inhalt ihrer Schriften, theils in der gänzlichen Verschiedenheit der Denkungsart und Gesinnung. Oft ist es daher auch geschehen, daß man einzelne ihrer Sätze und Aeußerungen aus dem Zusammenhang herausgehoben, und ihnen einen Sinn untergelegt hat, der zwar mit den herrschenden Meinungen unsers Zeitalters übereinstimmt, aber mit ihrem System im Widerspruch steht. Da ich mit ihren Schriften und Lehren sehr frühzeitig bekannt

*) Er erschien zuerst im J. 1794 in der Zeitschrift: Frankens Stiftungen, 2ter Band.

kannt geworden bin, so hoffe ich, ihren Sinn auch in dieser Abhandlung um so weniger verfehlt zu haben. Meine früheren Jugendjahre fallen in die Zeit, da die Grundsätze dieser theologischen Schule hier noch geltend waren, wenigstens in dem Kreise, worin ich erzogen und gebildet wurde. — Die Glaubwürdigkeit meiner Darstellung wird dadurch noch mehr gewinnen, daß ich sie meistens mit ihren eigenen Worten reden lasse, und Stellen aus ihren Schriften unverändert mittheile. So geht auch dem Leser von dem Originellen und Charakteristischen der Gedanken und des Ausdrucks nichts verloren: es wird ihm, indem er sie selbst reden hört, alles mehr vergegenwärtigt und das Hineindenken in jenes Zeitalter erleichtert. Nur die Freyheit habe ich mir genommen, lateinische und andere fremde Wörter, die sie nach der Gewohnheit ihrer Zeiten bisweilen einmischen, gleich deutsch zu übersetzen *).

Unsere Kirche hat mancherley Mängel und Gebrechen. Der Glanz, der ihr durch Luthers Kirchenverbesserung wiedergeschenkt war, ist größtentheils ver-

*) Von ihren vielen Schriften sind bey diesem Aufsatz folgende am meisten gebraucht worden: Spener's *pia desideria*, seine theologischen Bedenken und *consilia latina*, die Vorrede zu den tabulis hodosophicis Dannhaueri: *de impedimentis studii theologici*; die allgemeine Gottesgelahrtheit aller Gläubigen

erſchwunden. Die in Schriften verfaßte Lehre hat ich unverändert erhalten, aber ſie wird von vielen nicht recht verſtanden und angewendet. Und wer iſt Schuld an dieſen Uebeln? Gewiß nicht der Lehrſtand allein; aber er hat doch vielen Antheil daran, und ſoll die Kirche verbeſſert werden, ſo kommt auf Verbeſſerung dieſes Standes das meiſte an; ja, von ihm muß ſie eigentlich ausgehn. Weil nun kein Unſtudirter ein Lehramt erhält: ſo beruhet das Wohl der Kirche ſicherlich mit darauf, daß die Studirenden zweckmäßig unterrichtet und zubereitet werden. Ihre Bildung geht aber nicht erſt auf Univerſitäten an: ſchon vorher muß der Anfang damit gemacht ſeyn; dort ſoll ſie nur fortgeſetzt und vollendet werden. Verbeſſerung der häuslichen Erziehung und der gelehrten und moraliſchen Bil-

---

bigen Chriſten und rechtſchaffenen Theologen (gegen Dilfeld's theoſophia Horbio-Speneriana) und die Geſtalt eines würdigen *Studioſi theologiae*. Die drey letztern ſtehen im erſten Theil der von Steinmetz herausgegebenen Sammlung der Spenerſchen kleinen geiſtlichen Schriften (Magdeburg und Leipzig, 1741. 4.). Nach dieſer Ausgabe werde ich die Seitenzahlen dieſer Schriften anführen. Von Frankens Büchern habe ich, außer den ſogenannten Fußſtapfen, oder der wahrhaften und umſtändlichen Nachricht vom Waiſenhauſe, die *Idea Studioſi theologiae*, die *Monita paſtoralia theologica* und die *Lectiones paraeneticas*, oder öffentlichen Anſprachen an die *Studioſos theol.*, vornehmlich benutzt.

Bildung der Jugend auf Schulen ist daher ein Hauptbedürfniß.

Die häusliche Erziehung ist größtentheils sorglos und den Vorschriften des Christenthums zuwider. Selbst da, wo noch Sorgfalt darauf verwendet wird, geschieht es selten auf die rechte Art. Ehrgeiz und Eigennutz sind gewöhnlich die einzigen Triebfedern, wodurch man Kinder in Thätigkeit setzt und zum Guten anzutreiben sucht. Die Kinder bemerken auch zeitig genug, daß dies die Hauptbewegungsgründe bey den Handlungen ihrer Eltern sind. Die Uebung der Gottesverehrung wird gewöhnlich bloß ins Aeußere gesetzt, und nur wenige Eltern haben den Willen und die Geschicklichkeit, ihren Kindern ächt religiöse Gesinnungen einzuflößen. Sie selbst sind falsch geleitet; wie könnten sie Führer ihrer Kinder werden?

Wer seine Söhne zum Lehrstand bestimmt, nimmt selten Rücksicht darauf, ob sie die dazu erforderlichen Anlagen und Fähigkeiten besitzen. Die Religionslehrer unserer Kirche stammen größtentheils aus den niedern Ständen ab. Der Zweck solcher Eltern ist, daß ihre Kinder geehrter, als sie selbst werden, und mit Gemächlichkeit ihr Brodt verdienen sollen. Weit und breit herrscht das Vorurtheil, daß, wer zum Weltmann nicht geschickt sey und doch studiren wolle, nur das theologische Studium

erwäh-

wählen müsse; denn dazu könne er noch immer gut enug seyn *).

Auf folgende Mängel der Schulen machte Spener schon im vorigen Jahrhundert aufmerksam. Die lateinische Sprache — deren Studium allerdings unentbehrlich sey — werde in den gelehrten Schulen fast einzig und allein, und doch nicht zweckmäßig, getrieben: Griechisch viel zu wenig, und Hebräisch fast gar nicht; nach Gelegenheit zum Unterricht in den Anfangsgründen anderer nützlichen Kenntnisse, frage man vergebens. An der Anleitung zu einem frommen und dem Sinn Christi gemäßen Wandel fehle es beynahe durchgängig auf höhern und niedern Lehranstalten. „Selbst die Schulgesetze — sagt er — sind meistens so beschaffen, daß sie zwar auf andere Dinge sehr sorgfältig Rücksicht nehmen, aber in Ansehung dieses einen nothwendigen kalt genug abgefaßt sind.“ Bey dem Religionsunterricht gehe die Bemühung der Lehrer gewöhnlich nur dahin, dem Gedächtniß der Kinder den Inhalt der christlichen Glaubenslehre einzuprägen, ohne sich darum zu bekümmern, ob sich auch die Kraft derselben an ihren Herzen äußere. Man könne aber nicht mehr von ihnen erwarten, da sie selbst nie weiter gegangen wären. Die heilige Schrift werde in den Schulen wenig ge-

*) Spener's praefat. ad tabb. hodosoph., und Franken's lect. paraen. V, 26.

gebraucht, und zur heilsamen Lesung derselben kein Anleitung gegeben: man begnüge sich, etwa ein Ca pitel daraus obenhin und gedankenlos vorlesen z lassen. Die moralische Bildung werde in den öffentlichen Schulen fast ganz vernachlässigt: zwa komme die Jugend mit einigen Kenntnissen bereicher heraus, aber gewöhnlich moralisch schlimmer, al sie hineingekommen sey. „Wolle man daher auf da allgemeine Beste mit Ernst bedacht seyn, so sey die ein Hauptmittel, daß man die Schulamtscandidaten zu ihrem wichtigen Geschäft sorgfältig zubereite, und keine andere zu Lehrern bestelle, als wohlgeprüfte, geschickte und fromme Männer, die außer den Sprachen und andern nöthigen gelehrten Kennt nissen, die Vorschriften der christlichen Sittenlehre nicht nur inne hätten, sondern auch selbst befolgten, und der Jugend beyzubringen wüßten *)."

Dies sind die Grundsätze, von denen auch Franke ausging, der in der Pädagogik am Ende des vorigen, und zu Anfang dieses Jahrhunderts Epoche gemacht hat. Er verbesserte nicht nur Er ziehung und Unterricht in den von ihm gestifteten und mit dem hiesigen Waisenhause verbundenen Lehranstal ten — den Bürgerschulen, der lateinischen Schule und dem Königl. Pädagogium — sondern er wirkte zugleich durch diese Institute un durch

*) Praef. ad tabb. hodoſ., in der Steinmetzischen Sammlung, S. 1021 — 1024.

urch die Lehrer und Zöglinge derselben sehr vortheil-
aft auf das ganze Schul- und Erziehungswesen in
inem großen Theil Deutschlands und noch über
Deutschland hinaus. Zu Lehrern wurden Candi-
aten und Studenten angenommen, denen er
ine Methode des Unterrichts vorschrieb, die sie genau
efolgen mußten. Sie leisteten ihm auch meistens
illig Folge. Denn bisher hatten sie noch keine ei-
ene Methode gehabt, der sie sich hätten entwöh-
en müssen, wie dies der Fall bey Männern gewe-
en seyn würde, die schon in andern Schulen gelehrt
ätten. Wie leicht wird es nicht überhaupt jungen
euten, sich nach einem Lehrer zu bilden, den sie
ochschätzen und lieben? und wie geneigt sind sie nicht,
n seine Ideen und Plane mit einzugehen, zumal,
enn diese für sie den Reiz der Neuheit haben? Aber
uch das ist der Jugend vorzüglich eigen, daß sie
enntnisse, die ihr neu sind und die sie für besonders
ützlich und wissenswürdig hält, gleich jedermann
itzutheilen, und mit Wärme und Eifer zu verbrei-
n sucht. Das mannichfaltige Uebel, das aus dem
nzeitigen jugendlichen Drang zur Mittheilung ent-
eht, war Franken gar nicht unbekannt *): aber

er

*) Loct. paraenet. I. 70 f. „Es geht den Studirenden oft wie den Kindern. Wenn diese irgend am Christfest ein neues Kleid bekommen haben, so laufen sie auf den Gassen umher und wollen allen Leuten zeigen, was ihnen Vater und Mutter für ein schönes Kleid gegeben haben,

er wußte auch, daß durch diesen Trieb, unter weiser Leitung und Aufsicht, sehr viel Gutes gewirkt werden könne; und so benutzte er ihn für seine Schulen. Schon hieraus wird begreiflich, wie es zuging, daß er mit jungen Lehrern — von denen ohnehin die Zöglinge am leichtesten und liebsten lernen, weil sie am meisten mit ihnen sympathisiren — mehr ausrichtete, als auf andern Schulen durch ältere und zum Theil weit gelehrtere und erfahrnere Männer geleistet werden konnte. Hiezu kamen nun noch religiöse Bewegungsgründe, die bey vielen weit mehr, als alles dieses, zur Erweckung und Erhaltung ihrer den Schulen so nützlichen Thätigkeit wirkten; und dadurch eigentlich wurden sie für ihn erst recht brauchbare Arbeiter. Doch hievon mehr im Folgenden. Noch bey Frankens Lebzeiten waren oft weit über hundert Lehrer auf einmal bey den Schulen angestellt, und nach seinem Tode stieg die Anzahl derselben über zweyhundert. Durch die beträchtliche Menge der Studirenden, die jährlich die hiesige Universität verließen und dann Aemter erhielten, wurde der verbesserte Schulplan in kurzem allge-

---

haben, und — fallen dann wohl damit in den Koth. So geht es auch oft den Studiosis! — — Wenn sie über eine neue Meinung kommen, so müssen es gleich alle Leute wissen, was sie für schöne Sachen gefunden haben, — — ohne darauf zu achten, ob es zum Nutzen, oder zur Erbauung, oder zur Ehre Gottes gereiche, woraus vielfacher Schade für sie und für andere entsteht."

allgemein bekannt, und die Halliſche Methode an vielen Orten in und außerhalb Deutſchland eingeführt. Vornehmlich richtete er ſein Augenmerk auf die religiöſe und moraliſche Bildung der Jugend, und die Lehrer erhielten von ihm und ſeinen Mitarbeitern die ſorgfältigſte Anleitung dazu, wie wir unten ſehen werden. Hiebey wurde jedoch die Geiſtescultur nicht vernachläſſigt: vielmehr kann man mit Recht behaupten, daß die Frankiſchen Schulen, die meiſten übrigen in Deutſchland, zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, auch in Abſicht der gelehrten und wiſſenſchaftlichen Bildung ihrer Zöglinge, bey weitem übertroffen haben.

Franke urtheilte ſehr richtig, daß alle Uebung auf Univerſitäten in Erziehung und Unterweiſung der Jugend, die beſte Vorbereitung nicht nur zum Schulamt, ſondern auch zum Predigtamt ſey *). Damals aber war außer Halle keine Univerſität, wo die Studirenden ſo gute theoretiſche Anleitung zur Pädagogik, und ſo erwünſchte Gelegenheit zur Uebung darin, unter der gewiſſenhafteſten Aufſicht erfahrner Männer, gehabt hätten. Der Vorwurf, den die Gegner der Spenerſchen Schule Franken und den übrigen Halliſchen Lehrern machten, daß

*) Idea Studioſi theologiae, S. 274.

daß sie die Humaniora verachteten, die Studirende nicht dazu anleiteten, sondern Abneigung dagegen bey ihnen erweckten, war höchst ungerecht. „Solche — sagt Franke im freudigen Bewußtseyn seiner guten Sache *) — solche mögen einen Ort zeigen, wo den Studirenden mehr und bessere Gelegenheit dazu gegeben wird, als hier!“ Und gleichwohl ist diese Beschuldigung auch in neuern Zeiten wiederholt worden. Daß Spener selbst von solchen Vorurtheilen weit entfernt war, weiß jeder Kenner seiner Schriften. Was man von einigen Schwärmern gesagt hat, daß sie mit Gelehrsamkeit wider die Gelehrsamkeit geeifert hätten, findet bey ihm keine Anwendung. „Der Studirende — schreibt er unter andern **) — soll das Lesen anderer, auch heidnischer Bücher, und das Studium der Sprachen, worin sie geschrieben sind, so wenig als Philosophie und andere Wissenschaften, vernachlässigen oder versäumen.“ — — — „Ich weiß kein einiges unter menschlichen zu allerhand Gelehrsamkeit gehörigen Studiis, das nicht in seiner Ordnung einem Studirenden wahrhaftig nützlich werden könne, wo es ohne Versäumniß des Nöthigen gehandelt und recht angewendet wird.“

Zur Vorbereitung der Schullehrer beym Waisenhause legte Franke ein doppeltes Seminarium

*) Ebendas. S. 275.

**) Gestalt eines würdigen Studiosi theol., S. 1139.

n. Alle, die am ordentlichen Tisch des Waisenhau-
s speiseten, machten eigentlich das allgemeine
Seminarium für die Schulen desselben aus: und
den dadurch, daß sie dazu aufgenommen wurden,
erhielten sie den Beruf, sich in allem, was zum
Schulamt gehört, sorgfältig zu üben. Sie hießen
praeparandi; und aus ihnen wurden die geschick-
sten gewählt, wenn Stellen abgegangener Lehrer
wieder zu besetzen waren. Sie alle hatten an dem
catechetischen Institute Antheil, das unten
genau beschrieben werden soll. Denen, die in der
Latinität und andern nöthigen Vorkenntnissen auf
Schulen verseumt waren, wurde nachgeholfen. Ei-
ner der Inspectoren des Waisenhauses widmete ihnen
täglich eine Stunde unentgeltlich, worin lateinische
Schriftsteller gelesen und Stylübungen vorgenommen
wurden. Auf gleiche Art erhielten sie in der Recht-
schreibung, Kalligraphie und Arithmetik
Unterricht. Die künftig in der lateinischen Schule
lehren wollten, wurden von den Aufsehern dieser
Schule noch besonders vorbereitet. Sie gingen mit
ihnen Stellen aus lateinischen, griechischen und he-
räischen Schriften durch, machten sie mit der Er-
klärungsmethode, die sie in der Schule zu befolgen
hatten, bekannt; übten sie im mündlichen Vortrag,
im Disputiren und in schriftlichen Ausarbeitungen.
Hier war nun die beste Gelegenheit, die Talente und
Geschicklichkeit der künftigen Lehrer zu erforschen;

und dieſe Vorbereitung war zugleich das wirkſamſte Mittel, Uebereinſtimmung der Lehrer in der Methode des Unterrichts zu bewirken. Außerdem war noch ein ſogenanntes *Seminarium* praeceptorum *ſelectum*. Dazu wurden die fähigſten und geübteſten genommen, und gewöhnlich aus jenen Seminariſten aufgeſucht. Es waren ſolche, die ſich recht eigentlich zu Lehrſtellen in gelehrten Schulen zubereiten wollten. Sie wurden in den alten Sprachen, in der Geographie, Geſchichte, Rhetorik und andern Schulwiſſenſchaften unterwieſen, und durch mancherley Uebungen ihrer künftigen Beſtimmung näher gebracht. Dieſe Anleitung genoſſen ſie, nebſt dem freyen Tiſch, zwey Jahre lang, und machten ſich dabey verbindlich, nach Verlauf derſelben, im Pädagogium, oder in den Schulen des Waiſenhauſes drey Jahre Unterricht zu geben. Auch die wirklichen Lehrer der lateiniſchen Schule, hatten wöchentlich dergleichen Stunden, wo ſie ſich, unter der Anführung eines Schulinſpectors, im Studium der Claſſiker im Styl und im mündlichen Vortrag üben konnten. Zu Inſpectoren, unter deren Aufſicht die ſämmtlichen Präceptores ſtanden, wurden geübte und mit der ganzen Verfaſſung genau bekannte Männer beſtellt. Von ihnen wurden die Lehrer nicht nur zu allem angeleitet, was bey der Unterweiſung und Erziehung der Jugend erforderlich iſt, ſondern auch ſogleich zurecht gewieſen, wenn ſie etwas verſahen. Dies

geſchah

schaft theils privatim, theils in den wöchentlichen onferenzen, die sie mit ihnen hielten *).

Nun wollen wir die Spenerschen Grundtze von dem Zweck und der Einrichtung des eologischen Studiums auf Universitäten kennen nen.

Wer Theologie studirt, hat die Absicht, sich m Lehramt vorzubereiten. Zwischen der seligachenden Erkenntniß eines Christen und eines eligionslehrers ist an sich kein Unterschied, yde gehen auf Einem Wege. Nur der Lehrer muß e Geschicklichkeit besitzen, seine Erkenntniß andern itzutheilen; muß selbst ein wahrer Christ seyn, und bey tüchtig, andere zu Christo zu führen, damit an den von ihm erworbenen Heilsgütern Antheil kommen. Das theologische Studium ist also nicht oß theoretisch, sondern zugleich praktisch zu iben; daß nicht nur Erleuchtung im Verstande, ndern auch Aenderung im Willen bewirkt werde. as Herz, sagt Spener, ist die Tafel, worauf e wahre Gottesgelahrtheit geschrieben werden soll; id das Studium derselben muß vornehmlich — wie anke es auszudrücken pflegte — *Christianismi erior cultura* seyn. Der Stand der studirenden heologen ist die Pflanzschule der Kirche, und re Zubereitung ist den Vorschriften des Stifters der-

*) Frankens Idea, Anhang, S. 280—293.

derselben gemäß einzurichten. Was sie an sich selbst versäumen, oder durch anderer Schuld an ihnen versäumt wird, das ist für die ganze Kirche versäumt. Dies sollte daher Hauptzweck der Arbeiten eines Lehrers der Theologie auf Universitäten seyn, daß er die gründliche Bekehrung und Herzensänderung seiner Zuhörer suchte. Denn was hat die ganze Religion anders zum Zweck, als die lebendige, oder auf den Willen kräftig wirkende, Gotteserkenntniß und den daraus entstehenden frohen Glückseligkeitsgenuß *).

Die heilige Schrift und die ganze Theologie kann auf doppelte Art studirt werden: 1) Mit blos eigenem, menschlichen Fleiß, wie man andere Wissenschaften erlernt, als Rechtsgelehrsamkeit, Arzneykunde, Philosophie. Bey guten Verstandeskräften kann man auf diese Art in der Theologie große Fortschritte machen, daß man von der heiligen Schrift und den darin enthaltenen Wahrheiten gelehrt zu reden und zu schreiben weiß. Diese durch eigenen Fleiß erworbene Kenntniß kann eine Philosophie von göttlichen Dingen genannt werden. 2) In Mitwirkung und unter dem Einfluß des heiligen Gottesgeistes. Dadurch wird die Erkenntniß der göttlichen Lehren der heil. Schrift erst lebendig, und der Fleiß des Studirenden, — woran es

*) Gestalt eines würdigen *Stud. theol.*, S. 113. Franken's Idea Stud. th. und loci paraen.

es nie darf fehlen lassen — geheiligt, indem er die heilsamen Wahrheiten nicht bloß in den Kopf, sondern auch ins Herz faßt. Jene Philosophie von geistlichen Dingen kann für den Studirenden manherley Nutzen haben; nur zu seiner Seligkeit hilft sie ihm nicht; und sie allein kann ihm nie die ganze zu seinem künftigen Amt nöthige Tüchtigkeit geben. Diese erlangt er bloß durch den Beystand des heil. Geistes und durch eigene praktische Erfahrung der Dinge, die er einst andere lehren soll. Hier sind also zwey Abwege zu vermeiden: der eine, daß man bey Forschung und Anwendung der heiligen Schrift dem Lichte der Vernunft und eigenem Fleiße nicht alles allein zuschreibe; und der andere, daß man die Erleuchtung des Menschen nicht aus einer innern Offenbarung Gottes herleite und das geschriebene Wort als unkräftig und entbehrlich dazu ansehe. Jenes ist der Irrweg der Socinianer, dieses der Quacker und anderer Enthusiasten. Der Mittelweg ist der richtige. Nämlich die heil. Schrift ist nicht nur ein Repertorium der göttlichen Wahrheiten, die zu unserm Heil geoffenbaret sind, sondern sie ist auch das Mittel, lebendige Erkenntniß derselben in uns zu wirken. Es ist Pflicht, in der Schrift zu forschen: aber niemand glaube, daß er es durch eigene Bemühung allein ausrichten könne, und daß er ohne den durch das Wort der Schrift an seinem Herzen wirkenden Geist Gottes eine lebendige Erkennt-

kenntniß der Heilswahrheiten erlangen werde. Das Resultat von dem, was Spener hierüber in mehrern Schriften *) ausführlich gesagt hat, findet man in folgenden Worten Frankens kurz beysammen **): „Im theologischen Studio halte ich es allerdings für einen Grundirrthum, wenn jemand sich beredet, daß er ohne heiligen Geist recht Theologie studiren könne. Es kann, — — — so lange er bey diesem Irrthum bleibt, aus einem solchen nichts anders werden, als ein blinder Pharisäer. Alle Arbeit ist an ihm verloren, wenn ihm auch in unsern Collegiis die heilsamsten Vorschläge gegeben werden. — — — Hingegen ist es eine Grundwahrheit im theologischen Studio, daß die Hauptsache desselben darin bestehe, daß einer den Geist Gottes erlange. — Man muß dies aber nicht bloß in der Theorie haben, sondern der Sache selbst theilhaftig werden.“

Aus jenem Grundirrthum entsteht vielerley Schaden für Studirende und für die ganze Kirche. Daher kommt es nämlich:

1) Daß die Studirenden sich bloß auf ihren eigenen Verstand und Fleiß verlassen; daß sie stolz und aufgeblasen werden, sich selbst alles, dem göttlichen Beystand aber nichts zuschreiben.

Bey

*) Man sehe die sämmtlichen oben angeführten Bücher, besonders die allgem. Gottesgelahrtheit, S. 285 f.

**) Lect. paraen., III. 184.

Bey diesem, und den folgenden Sätzen, die us der Vorrede zu den tabulis hodosoph. genom- ien sind, wird es nicht überflüssig seyn, verschiedene läuternde Stellen aus Speners und Frankens Schriften hinzuzusetzen:

„Es ist nicht genug, daß ein Studirender ge- ehrt werde, sondern ein rechtschaffenes Wesen im hristenthum muß zum Grunde liegen. — — Soll er jemand Lehrer werden, so ists auch nicht genug, aß er fromm sey, sondern er muß eine gründliche heologische Wissenschaft haben, damit er seinem mte ein Gnüge leisten könne *)." „Ein christlicher Studirender betet so eifrig um göttliche Erleuchtung, ls bedürfte er keines eigenen Fleißes: dabey studirt r aber mit solchem Fleiße, als ob er mit seiner rbeit alles ausrichten müßte. Denn es wäre Ver- nessenheit und Versuchung Gottes, nur beten, und ann ohne eigenen Fleiß die göttliche Erleuchtung er- arten wollen **)."

„Darin liegt aller Segen im Lehramt, daß an aller Diener zu werden suche. — Das ird man aber nicht, wenn man nicht demüthig t und sich dazu in seinen Vorbereitungsjahren ge- öhnt. — Ohne Demuth hat niemand Segen

in

*) Franke, Idea, S. 37.

**) Spener, Gestalt eines würd. Stud., S. 1147.

in seinem Studiren und Amte, und kommt zu keiner lebendigen Erkenntniß Christi *)."

2) Daß sie nur bemüht sind, ihre Kenntnisse zu erweitern, aber wenig Zeit und Fleiß auf das Praktische, aufs Gebet und andere Uebungen der Gottseligkeit, wenden; ja, daß sie diese gering schätzen und verachten.

Spener empfahl studirenden Theologen den Fleiß im Gebet sehr angelegentlich. Wer sein Unvermögen in wahrer Herzensdemuth erkenne und die Ueberzeugung habe, daß ohne Gottes Beystand sein eigener Fleiß und alle Bemühung seiner Lehrer vergeblich sey, der werde beständig Antrieb genug zum Gebet bey sich fühlen. Die hierauf verwendete Zeit sey nicht Verlust, sondern Gewinn für das Studium. Denn nach Luthers richtigem Grundsatz müsse die wahre Theologie im Gebet erlernt werden.

Er drang ferner darauf, daß die Studirenden auf Universitäten nicht sowohl für die Schule, als vielmehr für das Leben gebildet werden sollten. Nie müsse es an der Anleitung fehlen, wie sie das Gelernte zu ihrem Nutzen anzuwenden und auf den Hauptzweck zu richten hätten: besonders müsse ihnen das Praktische und alle Uebungen, wodurch sie Erfahrung in geistlichen Dingen erlangten, um

so

*) Lect. paraen. VI, 390. IV, 214 f.

so mehr wichtig gemacht werden, weil es bekannt sey, daß die Jugend gerade dies am meisten vernachlässige.

„So wie einer, der eine Wissenschaft in natürlichen Dingen erlangen will, die auf die Praxis angesehen sind, sich nicht begnügt, daß er nur etwas davon wisse, sondern gleich darauf bedacht ist, daß er zur Uebung komme: so soll es noch vielmehr im theologischen Studio seyn. — — Die Wissenschaft ist nicht zu verachten: aber sie muß in die Praxin hineingeführt werden *)." — — „Oft aber geht es den studirenden Theologen wie denen, welche in ihren Gärten gern seltene Gewächse haben und sich damit ein Ansehen machen wollen, dagegen aber um nutzbare Obstbäume unbekümmert sind, die sie viel zu verächtlich halten **)."

„Wer das Wort Gottes nicht zu dem Ende braucht, daß er zuvörderst selbst ein wahrer Christ dadurch werden möge, der wird keinen wahren Nutzen davon haben, wenn er auch der Schrift Meister wäre. — — Ein Quentchen lebendigen Glaubens ist höher zu schätzen, als ein Centner des bloßen historischen Wissens; und ein Tropfen wahrer Liebe, als ein ganzes Meer der Wissenschaft aller Geheimnisse ***)." — „Auf Universitäten faßt man

*) Lect. par. V, 291.

**) Ebendas. S. 265.

***) Idea Stud. theol., S. 50 und 95.

man meistentheils bloß die Anfangsgründe der göttlichen Lehren in den Kopf, und bleibt so dürr, so kraftlos, so blind und bloß dabey, daß die Gestalt, darin das Evangelium die Menschen versetzt, nirgends anzutreffen ist. Wir haben solches um so mehr zu erwägen, weil wirklich kein Volk unter der Sonne zum Reich Gottes untüchtiger ist, als die Gelehrten. Wenn Gott der Herr einen Gelehrten bekehrt, so thut er ein rechtes Wunder. *)."

3) Daß sie glauben, sie hätten nicht nöthig, ein heiliges Leben zu führen; welches doch doppelte Pflicht derer ist, die sich dem Dienste Gottes und der heiligen Lehre Jesu gewidmet haben. Sie meinen, wenn sie einst ein geistliches Amt erlangten, dann erst sey es Zeit, mit den Kleidern ihr Leben zu ändern: so lange sie noch auf Universitäten wären, sey ihnen erlaubt, frey zu leben, und sich nach dem Sinn und Gebrauch der Welt zu richten.

Als die Abgeordneten der Böhmischen Brüder die protestantischen Universitäten in Deutschland besehen hatten und darauf zu Luthern kamen, äußerten sie freymüthig: „se non posse rebus illorum bene ominari, quam diu per illorum scholas et academias tantam *scientiae* tantillamque *con-*

scientiae

*) Lect. par. I, 127.

cientiae videant ſuſcipi curam *)." Wie oft hat nicht Spener dieſe Klage auch geführt! und in Frankens Schriften findet man viele ſehr nachdrückliche Stellen von den Mängeln der evangeliſchen Univerſitäten, beſonders von dem groſſen ſittlichen Verderben, das auf denſelben herrſche, und von den ſchädlichen Folgen, die daraus für Staat und Kirche entſtehen **).

Die Lehre dieſer Männer von der chriſtlichen Heiligkeit war kürzlich folgende. Die rechte Heiligkeit des Lebens ſey nicht die geſetzliche — denn bey aller Strenge gegen ſich ſelbſt, bey allem Kämpfen und Ringen, gelange man doch nie zum Ziele, führe ein Leben voller Furcht und Angſt, und ſey leer von allem freudigen Zutrauen zu Gott und Jeſu Chriſto — ſondern die evangeliſche, die aus Liebe und williger Dankbarkeit für das empfangene unverdiente Gute entſtehe. Alſo, Liebe und Dankbarkeit gegen Gott und Chriſtum ſey der Grund der chriſtlichen Sittenlehre. Dadurch unterſcheide ſie ſich von der Moral der Heiden, die nie auf den Grund der Liebe und Barmherzigkeit Gottes gekommen wären. Die geſetzliche Heiligkeit führe auch leicht

*) *Jo. Am. Comenii* Hiſtor. Fratrum Bohemor., S. 25 der Halliſchen Ausgabe.

**) Z. B. Lect. par. V, 90. 180 f. VI, 15. 16. und in der Rede *de reformatione academiarum*, in den Reliquiis opuſculorum A. H. Frankii, hinter *G. A. Frankii Pentas programmatum* (Halae 1735. 8.), S. 221 f.

leicht zum Stolz, wegen der darauf verwendeten sauren Arbeit und Mühe, wofür man auf Belohnung Anspruch mache: bey der evangelischen hingegen bleibe man am gewissesten in wahrer Demuth, indem man auf seine Tugend nicht vertraue, so weit man es darin auch immer gebracht haben möge. — Es sey erfahrungsmäßig, daß solche Prediger, die schon in ihren Vorbereitungsjahren die Kraft des Evangeliums an ihren Herzen erfahren, und selbst auf den einigen wahren Grund der Sittlichkeit gebauet hätten, in ihrem Amte das meiste ausrichteten *).

Es ist ein bekannter Vorwurf, daß Spener und die ersten Hallischen Theologen zu sehr auf Methodismus und äußeres Formenwerk beym Christenthum gedrungen hätten. Ich leugne nicht, daß hier vieles versehen sey, sonderlich von denen, die sich nach den Namen dieser Lehrer nannten, ohne in ihren Geist eingedrungen zu seyn. Wie sie selbst darüber gedacht haben, kann man aus folgenden Worten Spener's sehen **): „Wo es hauptsächlich auf äußerliche Kleider, Gebehrden und solcher Art Uebungen ankommen sollte, ists nicht am rech-

ten

*) Spener's Gestalt eines würd. Stud. theol. und Frankens Lect. par. II, 221. VII, 221. 270 f. 291. 466 f.

**) Gestalt eines würd. Stud. theol. S. 1154. Hiemit stimmen auch Frankens Aeußerungen überein, z. E. Lect. par. IV, 310.

m Ort angegriffen. Es steht freylich einem Studioso Theologiä nicht an, auch in prächtigen Kleidern, in Haaren und Gebehrden sich der Welt gleich zu stellen, vielmehr hat er sich aller auch äußerlichen Demuth und Verleugnung der Pracht zu befleißigen. — — Aber, wo es zu einer Singularität, sonderbaren Tracht, und eigenen Gewissensregeln kommen wollte, gäbe es wiederum einen Anfang einer Möncherey, und mehrern Anstoß."

4) Daß sie sich bey ihrem theologischen Studium bloß das Zeitliche zum letzten Zweck machen, also nur darum zu einem geistlichen Amte tüchtig zu werden suchen, damit sie angesehener und bequemer leben, und sich nebst den Ihrigen reichlicher versorgen können. Jeder sucht daher auf dem Wege, der ihm der kürzeste und bequemste scheint, zum vorgesteckten Ziele zu gelangen; und in der Wahl der Mittel dazu sind nur wenige gewissenhaft.

5) Daß sie daher nur das finden, was sie suchen, nämlich eine buchstäbliche Erkenntniß göttlicher Dinge und eine Gelehrsamkeit, die leer ist von aller göttlichen Kraft. Besonders schätzen sie die Gabe zu reden und die Uebung und Fertigkeit darin über alles; in der Meinung, daß dies die Sache sey, worauf es eigentlich allein ankomme.

Ich theile hier aus einem Aufsatz Spener's*) noch folgendes mit: „Wie die meisten Studiosi Theologiä insgemein, leider! beschaffen sind.“ — — „Deren Art besteht darin, daß sie zwar etwa von Jugend auf zu dem Studio gewidmet, oder von den Ihrigen dazu verordnet worden, in der Absicht, einmal Prediger zu werden; welches sie allein als eine Handthierung des menschlichen Lebens ansehen, da man in solchem Stande vor andern, als Bauern, Handwerkern, Bürgern u. s. f., ein geehrtes Leben habe, auch müßiger sey von grober Handarbeit und dabey sein ehrliches Auskommen habe. Das ist der endliche Zweck, nach dem sie alles einrichten: daher sie in Schulen und auf Universitäten nichts anders suchen, als wie sie das Predigen und die übrigen Geschäfte verrichten lernen, wie ein anderer ein Handwerk lernt und darauf wandert. Daher sind sie entweder nicht einmal fleißig im Studiren; und verlassen sich darauf, daß sie sich einmal im Amte der Postillen und anderer Bücher bedienen könnten, daraus auswendig zu lernen, oder zusammen zu schreiben, was für die Bauern gut genug seyn möge; legen sich daher auch in den Studirjahren auf die faule Seite, bringen die Zeit mit Müßiggang, Fressen, Saufen und Leichtfertigkeit zu: oder, wo noch eine Begierde zu mehrern Ehren ist, sind sie im Studiren fleißig, um zu wichtigern Stellen Hoffnung zu bekom-

*) Kleine geistl. Schriften, Th. I. S. 1163—1165.

kommen; hangen aber auch dann dem unordent-
ben Studentenleben nach: oder, wo sie sich äußer-
h ehrbar und tugendhaft aufführen, regiert doch
y ihnen lauter Eigenliebe, Ehrsucht und fleisch-
her Sinn. Denn es ist ihnen um nichts anders
thun, als in der Welt etwas zu werden. Wenn
daher im weltlichen Stande ihr Glück besser zu
achen wüßten, und Gelegenheit dazu hätten, so
ürden sie denselben lieber wählen. Deswegen
mmt es bey ihnen nimmermehr zu einer Verleug-
ung ihrer selbst, oder redlichen Begierde, Gott al-
in treulich zu dienen, ob man auch in Armuth,
erachtung und Leiden sein Leben sollte zubringen
üssen: denn das wäre ihnen ungelegen. Sind die
tudia, der Meinung nach, so weit einer zu kom-
en verlangt, absolvirt: so ist gleich ein ungeduldi-
s Verlangen nach Beförderung vorhanden, wie-
rum nicht in redlicher Absicht, allein Gottes Ehre
befördern und Menschen zur Seligkeit zu führen,
ndern eine Stelle zu bekommen, damit man hei-
then, sein Hauswesen anfangen und sein Brodt
rdienen möge. Da läuft man nach Stellen, die
dig werden, aber meistens nur nach solchen, die
e einträglichsten sind, man bittet darum, man
wirbt sich um Patronen; und, wo man damit
rchzudringen hofft, braucht man auch wohl andere
erlaubte Mittel. Kommt man ins Amt, so ist
r Zweck erreicht; außer etwa, daß man trachtet

künftig noch beßer befördert zu werden. Die Arbe
thut man nur, weil man sein Brodt davon hat: de
her je weniger Arbeit und mehr Einkommen, dei
lieber hat man es, und hütet sich, bey Leib kei
neue Arbeit, wie nöthig sie auch wäre, sich selbst z
machen, oder auflegen zu laßen, man habe den
auch dafür neue leibliche Vergeltung. So treibt ma
denn sein Amt als sein Handwerk, Acker und Pflug
Dabey ist der Lebenswandel entweder auch vor de
Welt sträflich, oder, wenn einige sich beßer verha
ten, um nicht sonst in Verachtung zu kommen: i
sind doch allezeit die Absichten fleischlich. Dieses i
die Art der unwürdigen Studiosorum, die me
stens auch gleicher Art Prediger abgeben: ja, di
Sünden, die diese durch ihr ganzes Amt begeha
kommen meistentheils daher, weil sie solchen Sin
in den Studentenjahren gefaßt haben."

Ihm war es also ausgemacht, daß die mehr
sten studirenden Theologen nicht wüßten, was The
logie sey und in welcher Absicht sie dieselbe erlernte
Man dürfe sich daher nicht wundern, wenn man m
wenige ordnungsmäßig und methodisch stud
ren sehe. Gewöhnlich folge einer dem andern blind
lings nach, recht so, wie Seneka sagt *): „se
quimur antecedentium gregem, pergentes no
qua eundum est, sed qua itur." — Von Gottes
gelehr

*) De vita beata, cap. I.

elehrten erwarte man jetzt viel Kenntnisse und Geschicklichkeiten; und von dem ganzen Stande derselben würden sie allerdings mit Recht gefordert. Nur, was überhaupt nöthig sey, könne darum nicht immer von allen und jeden verlangt, noch jedem einzelnen Studierenden angepriesen werden, indem nicht nur die Fähigkeiten und Vorkenntnisse derselben, sondern auch die Aemter, die Candidaten der Theologie erhielten, sehr verschieden wären. Man müsse daher beym akademischen Unterricht einen Unterschied machen, und nicht allen einerley Studienplan vorschreiben. — Er unterscheidet dreyerley Arten der studirenden Theologen: 1) Die vorzüglich guten Köpfe, die zugleich so viel eigenes Vermögen haben, oder so viel Unterstützung genießen — woran es fähigen Köpfen nur selten fehlt — daß sie sich länger als gewöhnlich auf Universitäten aufhalten können. Diese haben den innern Beruf, sich zu Stellen, wozu eine vielumfassende Gelehrsamkeit erfordert wird, vorzubereiten. 2) Andere haben mittelmäßige Fähigkeiten und Güter, bringen weniger Kenntnisse mit auf Universitäten, und können daselbst kaum länger verweilen, als vier, bis fünf Jahre. (So konnte Spener noch schreiben: jetzt verweilen sie kaum drittehalb, bis drey Jahre.) Bey diesen ist der Studienplan beschränkter, und sie haben zu weniger wichtigen Stellen Beruf. 3) Viele sind arm am Verstande, an Kenntnissen und an Gelde.

 Die

Die endigen ihren akademischen Cursus in wenige Jahren — zu Spener's und Frankens Zeiten doch nicht leicht geschwinder, als in drey Jahren. — Sie können voraussehen, daß sie nur zu geringen Aemtern gelangen werden. Bey dieser Verschiedenheit der Subjecte muß der Endzweck die Mittel selbst bestimmen. Jeder muß sich so viel theologisch Kenntnisse zu erwerben suchen, als er zu Erreichung seines Zwecks für nöthig und nützlich hält. Wollten sich die aus der dritten Classe auf alles das einlassen was denen, die zur ersten gehören, zu wissen nöthig ist, so würde dies für sie die nachtheiligsten Folgen haben. Denn für vieles haben diese keine Empfänglichkeit, und sie würden darüber gerade das versäumen, was recht eigentlich für sie gehört und ihnen unentbehrlich ist *).

Auf Universitäten läßt sich zwar keine genaue Auswahl der Köpfe machen, und die Lehrer können die Studirenden nicht nöthigen, den Studienplan zu befolgen, der für sie der beste wäre. Es kommt also — wie Franke richtig erinnert **) — hauptsächlich darauf an, „bey Besetzung der Aemter dahin zu sehen, daß man eine rechte Auswahl der Subjecte treffe, und prüfe, was jedes Amt für Geschicklichkeit erfordere; und es dann keinem anvertraue, als einem solchen, der dazu tüchtig ist.“

Indes-

*) Praef. ad tabb. hodoſ., S. 1031. 1034 f. 1039.

**) Idea Stud. theolog., S. 186.

indeſſen verſprach ſich doch Spener ſehr viel davon, wenn man auf Univerſitäten den Studirenden jene irrige Meinung vom theologiſchen Studium, die Quelle vieler andern Vorurtheile! in Zeiten zu benehmen ſuchte, und ihnen Anleitung gäbe, wie ſie ihr Studiren ſowohl überhaupt, als auch ihren beſondern Anlagen und Beſtimmungen gemäß einzurichten hätten. Er that deswegen im Jahr 1690 den Vorſchlag, „daß bey jeder Univerſität ein gelehrter, verſtändiger und frommer Theolog auf öffentliche Koſten beſtellt werden möchte, der nicht nur die Kenntniſſe und Tüchtigkeit der neuankommenden Studirenden prüfte, ſondern ihnen beſonders auch richtige Begriffe von der Gottesgelahrtheit beybrächte, damit ſie wüßten, worauf es dabey eigentlich ankomme, und wie ſie dieſelbe in der gehörigen Ordnung ſtudiren müßten *).“

Nur ein ſolcher Theolog auf jeder Univerſität! nicht, als wäre es nicht beſſer, wenn ſich alle zu dieſem Zweck vereinigten: ſondern, weil damals höchſtens nur dieſes ausführbar ſchien. Denn zu einer ſolchen Vereinigung der Gemüther, die das Ziel ſeiner Wünſche war, hatte es zu der Zeit noch keinen Anſchein, am wenigſten in dem Lande, wo er dieſes ſchrieb, in Churſachſen. Aber ein Jahr darauf öffnete ſich ihm in einem andern Lande die angenehm-

*) Praef. ad tabb. hodoſ., S. 1030.

nehmste Aussicht zur Erfüllung seiner kühnsten Wünsche. Denn 1691 wurde der Anfang zur Stiftung der Hallischen Universität gemacht, woran Spener, der in demselben Jahre nach Berlin gegangen war, vielen Antheil hatte. Seine vieljährigen Freunde, Breithaupt und Franke, erhielten zu Ende des Jahres 1691 ihren Ruf nach Halle, jener als Lehrer der Theologie, dieser als Professor der morgenländischen Sprachen (denn in die theologische Facultät kam er erst 1698) und Prediger in der Vorstadt Glaucha: und 1695 kam auch Anton, Frankens innigverbundener Freund, hieher. Diese Männer waren eines Sinnes, sie scheueten keine Schwierigkeiten und Hindernisse, und vereinigten ihre Kräfte — wie ihre ersten Nachfolger auch thaten — das auszuführen, was bisher bloß fromme Wünsche gewesen waren *).

Um nun diesen Zweck zu erreichen, wurden in Halle folgende Anstalten und Einrichtungen gemacht:

I. Jeder studirende Theolog war verbunden sich bey dem Decan seiner Facultät zu melden, sobald er vom Prorector immatriculirt war. Der Decan schrieb seinen Namen in ein dazu bestimmtes Buch ein und

*) D. Joh. Wilh. Baier, der 1694 von Jena hieher berufen wurde, hatte zwar nicht ganz gleiche Gesinnungen mit ihnen: doch war er ihnen auf keine Weise hinderlich. Er ging 1695 als Oberhofprediger und General-superintendent nach Weimar, und starb noch in demselben Jahre. In seine Stelle kam Anton nach Halle

d wies ihn an, vor der Facultät zu erscheinen.
waren nämlich wöchentlich einige Stunden zu
cultätsconventen in dem Hause des jedes-
ligen Decans ausgesetzt. Hier wurden die Stu-
enden, einer nach dem andern, vorgelassen. Bey
Neuangekommenen suchte man vor allen Dingen
erforschen, wie weit sie in Kenntnissen auf Schu-
, oder auf andern Universitäten gekommen wären;
d man sah es gern, wenn sie selbst kurze Aufsätze
lateinischer oder deutscher Sprache überreichten,
rin sie von ihrem bisherigen Studiren Nachricht
ben, um sie daraus genauer kennen zu lernen.
erauf wurden sie angewiesen, wie sie nach Beschaf-
heit ihres Zwecks und ihrer Anlagen, ihre Studien
zurichten, worauf sie sich besonders zu legen, wie
ihre Zeit einzutheilen, und was für Vorlesungen sie
dem bevorstehenden halben Jahre zu hören hätten.
bey stand jedem frey, seine Zweifel und Bedenk-
keiten bescheiden vorzutragen; worauf man, wenn
gegründet befunden wurden, billige Rücksicht
jm. Doch dieses alles geschah nicht bloß bey den
uankommenden. Vielmehr waren alle Studirende
zewiesen, sich in jedem halben Jahre von neuem
der Facultät zu melden, um von ihren bisher ge-
ten Collegien Rechenschaft zu geben, und sich die-
en aufs neue einrichten zu lassen. Auch in der
ischenzeit war es jedem verstattet, vor dem Facul-
sconvent zu erscheinen, so oft er wollte, wenn er

in

in Absicht seines Christenthums, seines Studirens, o
seiner äußern Angelegenheiten Rath bedurfte. Se
Beneficia wurden hier häufig vergeben, Stube
sellschaften angewiesen, u. dergl. In den ersten
ten erkannten die meisten Studirenden das Wohlth
tige dieser Anstalt mit dankbarem Herzen, und u
terließen nicht, Gebrauch davon zu machen. „
hätte — sagt Franke *) — ein Studiosus The
logiä gedacht, er habe etwas versäumt, was er se
Lebelang nicht einbringen könnte, wenn er sich nic
vor der Facultät gestellt hätte, um seine Studia si
einrichten zu lassen.“ Von dem Verhalten der St
denten suchte man genaue Nachricht einzuziehn. W
ausschweifend lebte, oder sein Studiren nicht fleiß
und vorschriftsmäßig abwartete, den ließ die Facu
tät vor sich fordern, that ihm Vorhaltung darüb
und ermahnte ihn väterlich. Waren die Erinneru
gen fruchtlos, oder sahe man, daß sich jemand nic
zum Studiren schicke: so wurde dies ins Vaterla
berichtet, und den Angehörigen vorgestellt, daß
besser thäten, wenn sie ihn abriefen und zu einer a
dern Lebensart bestimmten **). Was mit den St
denten in den Facultätsconventen über die Einric
tung der Collegien, des Studirens und der ganz
Leben

*) Lect. paraen. IV, 111 f.

**) Von allen diesen Einrichtungen sehe man den Anh
zu Frankens Idea Stud. theol., S. 198 f. und
lect. paraen. IV, 65—67. IV, 111 f. VI, 22.

ebensart verhandelt ward, desgleichen was man sonst
on ihnen Vortheilhaftes oder Nachtheiliges erfuhr:
as alles wurde in ein dazu bestimmtes Buch einge-
:agen, um davon bey vorkommender Gelegenheit
ebrauch zu machen.

II. Es war den Studirenden erlaubt, ja es
urde von ihnen gefordert und verlangt, daß sie sich
rivatim bey jedem ihrer Lehrer meldeten. Man
ieth ihnen, sich von Zeit zu Zeit schriftlich anzumer-
en, was ihnen für Hindernisse und Schwierigkeiten
owohl in ihrem Studiren, als auch bey ihrem Chri-
:enthum vorgekommen wären, oder worüber sie
onst besondern Rath und Beystand begehrten, z. B.
n Ansehung der Wahl der Bücher, die theils zur
rweiterung ihrer Kenntnisse, theils zu Förderung des
raktischen Christenthums dienten. Ueber dergleichen
Dinge sollten sie sich in den dazu gesetzten Stunden
rivatim mit ihren Lehrern besprechen, und die ihnen
rtheilten Antworten zu Hause schriftlich aufzeichnen.
Daher empfahl man ihnen auch, Tagebücher zu
halten, und gab zu Einrichtung derselben Anleitung.
Sie wurden ferner angewiesen, nicht immer einem,
sondern bald diesem, bald jenem ihrer Lehrer zuzu-
sprechen, um allen recht bekannt zu werden, und das
Eigenthümliche eines jeden gehörig benutzen zu können.
Die Lehrer aber machten es bey diesen Privatunter-
redungen zu ihrem Hauptzweck, von den Studirenden
genaue Kenntniß im Einzelnen zu bekommen, und an

dem

dem Herzen eines jeden zu arbeiten. Sie suchten den Gemüthszustand derselben genau zu erforschen, um jedem nach seinen Bedürfnissen rathen zu können. Alle diese Anstalten dienten auch dazu, daß die Beneficia für Studirende, bey der Universität und beym Waisenhause, nicht leicht ganz unwürdigen zu Theil werden konnten. Selbst zu Stipendien und andern Wohlthaten, die auswärts vergeben wurden, waren Zeugnisse der Facultät erforderlich; und man war im Stande, die mehresten derselben in sehr bestimmten Ausdrücken abzufassen *).

III. Besonders ließen sichs die ersten Hallischen Theologen angelegen seyn, die Studirenden durch öffentlichen Unterricht und durch ihr Beyspiel zu einem ernstlichen und thätigen Christenthum anzuführen. Ihre Bemühungen waren dahin gerichtet, 1) „daß ihre Anvertraueten gründlich verstehen lernten, worin das wahre Christenthum eigentlich bestehe: 2) daß sie lernen sollten, wie die Lehre von Jesu Christo in ächter apostolischer Simplicität und Lauterkeit verkündigt, und wie aus seiner Erlösung alles hergeleitet, und darauf alles zurückgeführt werden müsse: 3) sie zu erwecken, daß sie sichs von ganzem Herzen angelegen seyn ließen, auf den Grund, worauf sie andere hinzuweisen hätten, näm-

*) S. die Idea Stud. theol. S. 208 f. und Lect. par. IV, 67 f.

ımlich auf Jesum Christum, auch selbst recht er-
ıuet zu werden *)."

Als Hülfsmittel hiezu brauchten sie

1) die akademischen Vorlesungen über lle Theile der Theologie, als über die heil. chrift, über Glaubenslehre und Sittenlehre, über e theologischen Streitigkeiten u. s. f. Hier wurde ımer auf denselben Grund hingewiesen und alles ıfs Praktische gerichtet, „damit die Zuhörer keine aftleere und fruchtlose Wissenschaft, sondern eine bendige Erkenntniß der Wahrheit daraus erlangten.)aran aber zeige sich die Kraft und Frucht der Erkennt-ß, daß das Herz dadurch gebessert werde **).")ie ganze Einrichtung dieser theologischen Vorlesun-en soll unten genauer beschrieben werden.

2) Die sogenannten ascetischen und paräs etischen Lectionen. Das ascetische Colle-ium wurde des Sonntags, nach der Nachmittags-redigt, im Hörsaal des Waisenhauses gehalten. 3ey dem Vortrag lag jedesmal eine biblische Stelle ım Grunde; und alles wurde auf Uebung und För-erung des wahren Christenthums nach Lehre und eben angewendet. Das Hauptaugenmerk war hier ıuf Studirende gerichtet, in so fern sie sich zum Dienst der Kirche zubereiten; obgleich auch an-

dern

*) Idea, S. 218 f. vergl S. 47. 48.
**) Idea, S. 222. Loot. par. V, 95. 156.

dern Zuhörern der Zutritt verstattet würde. Dieſe Zweck hatte man auch immer bey der Wahl der Ma terien und bibliſchen Texte vor Augen. So wurde z. B. die Briefe an den Timotheus und Titus i dieſen Stunden oft praktiſch erläutert *).

In den paränetiſchen Lectionen bemüht man ſich, „zu zeigen, was angehende Theologen i Chriſtenthum und im Studiren an Erreichun ihres Zwecks hindere, und wie ſie ſolche Hinderniſſ zu überwinden hätten **).“ Sie bekamen hier ein allgemeine Anleitung zur zweckmäßigen Einrichtun des ganzen theologiſchen Studiums, und zum Ge brauch der dazu erforderlichen Hülfsmittel. Doch hielt Franke bisweilen noch außerdem beſonder Vorleſungen über die Methode des theologi ſchen Studiums ***). In den paränetiſchen Vorträgen wurden die meiſten Erinnerungen au Verbeſſerung der Moralität gerichtet. Es wa aber nicht die bloß äußerliche, noch auch die ge ſetzliche Sittlichkeit, worauf hier angetragen wur de; ſondern, ganz nach den oben angeführten Grund ſätzen, die innere und evangeliſche. Unbe

ſtraf

*) Idea, am angeführten Ort.

**) Lect. par. VI, 35.

***) *Lectiones methodologicae.* Idea, S. 260. Man vergl. *Frankii Summa praelectionum de ſtudiis recte et ordinate tractandis*, in den oben ſchon angeführ ten *Reliquiis opuſculorum*, S. 263 f.

ft blieb hier nichts von allem Fehlerhaften und
stößigen, was man in Reden und Handlungen
Studirenden bemerkt oder vernommen hatte.
anke fing diese Vorlesungen im Jahr 1693 an,
h vor der Inauguration der Universität; er fuhr
nit bis an seinen Tod 1727 ununterbrochen fort,
d sein Sohn hat sie noch mehrere Jahre lang fort-
etzt. Der Anfang war klein, wie bey allen Fran-
chen Instituten. Er hielt sie damals in seinem
udirzimmer privatim, bey einer geringen Anzahl
n Zuhörern. Aber bald mußten sie, bey mehrerm
wachs der Universität, in öffentliche Vorlesungen
rwandelt und im großen Hörsaal der theologischen
cultät gehalten werden. In der dazu bestimmten
tunde — Donnerstags von 10 bis 11 Uhr —
len die übrigen theologischen Collegia aus, damit
le studirende Theologen gegenwärtig seyn könnten;
d gewöhnlich waren sie auch, besonders in den ersten
hren, hier alle versammelt, obgleich keiner dazu
zwungen wurde, so wenig, wie zu andern Collegien.

Durch diese Lectionen hat Franke sehr viel
utes gewirkt. Er redete da so eindringend, so ver-
aulich und herzlich, wie ein Vater mit sei-
en Kindern redet *); bisweilen freylich ernst-
h und streng — strenger, als es vielleicht unser
ver-

*) Sein eigener, mehrmals gebrauchter Ausdruck; z. B. Lect. par. III, 35.

verwöhntes Zeitalter vertragen würde — aber doch immer so, daß man sah, es sey Vaterliebe, die ihn dringe. Viele seiner Zuhörer haben diese Vorlesungen als die eigentliche Grundlage zu ihrem Glück angesehen, und das Bekenntniß abgelegt, daß sie hier zuerst zur gründlichen Herzensbesserung erweckt und zur nützlichen Anwendung ihrer Universitätszeit angeführt wären. Nachdem sie Aemter erhalten und sich mehr Erfahrung erworben hatten, kam ihnen manches von dem erst recht zu Statten, was sie damals hörten, aber nicht ganz verstanden, oder gehörig anzuwenden wußten. Franke selbst versichert, er habe von keiner akademischen Arbeit so viel wahren und bleibenden Segen gesehen, als von dieser *). Bey der Wahl der Gegenstände seines Vortrags band er sich an keine festgesetzte Vorschrift und Ordnung, sondern richtete sich nach dem Bedürfniß der Zuhörer. Bisweilen wurden Schriftstellen zum Grunde gelegt, oder ganze biblische Bücher praktisch durchgegangen, z. E. die Briefe an die Römer und Hebräer; zu anderer Zeit hielt er wieder freye Vorträge über einzelne lehrreiche Materien; und wenn die Sachen von der Art waren, daß eine Stunde nicht hinreichte, sie ganz zu erschöpfen, so handelte er sie in mehrern Lectionen nach einander ab. Hier sind einige Inhaltsanzeigen seiner paränetischen Vorträge: vom

Selbst-

*) Vorrede zum ersten Theil der paränet. Lectionen S. 5.

lbſtbetruge; von der Menſchenfurcht;
r Studirende, die den guten Willen
ben, ihre Studia und ihr Chriſten-
um gottgefällig zu führen; Anwei-
ng, wie man ſein Studiren recht ein-
hten ſolle; wie Studirende den gegen-
irtigen Zuſtand der Kirche recht zu er-
nnen und nützlich anzuwenden haben;
e man die Jugendſünden fliehen ſol-
; ob man die Zeit ſeiner Bekehrung
iſſen müſſe? vom Separatismus; von
r myſtiſchen Theologie, u. ſ. f. Seit
695 wurden alle dieſe Lectionen, ſo wie mehrere
dere Collegia, Predigten und Erbauungsſtunden,
n einigen Studenten, die ſich dazu aus eigenem
ntrieb verbanden, und auf gewiſſe verabredete Zei-
en im Schreiben mit einander abwechſelten, von
ort zu Wort nachgeſchrieben. Aus dieſen Papie-
n, die hernach ins Reine geſchrieben und beym
aiſenhauſe aufbewahrt wurden, gab Franke ſelbſt
den Jahren 1726 und 1727 einige paränetiſche
orleſungen in zwey Octavbänden im Druck heraus,
id ſein Sohn ließ noch fünf Theile nachfolgen,
ren letzter 1736 herausgekommen iſt. Der Titel
: A. H. Frankens *Lectiones paraeneticae*,
er öffentliche Anſprachen an die *Stu-
ſos theologiae* auf der Univerſität zu
alle ꝛc.

3) Die

3) Die Vorträge, die vor gemischten V
sammlungen gehalten wurden, als Predigten u
Erbauungsstunden. Die Professores der Th
logie predigten damals an allen Sonn- und Fes
gen; Franke in der Kirche, wo er zugleich
Prediger stand, die übrigen wechselsweise in der U
versitätskirche. Die letztern nahmen dann vorneh
lich auf die Bedürfnisse der Jünglinge Rücksi
Angehende Theologen aber hatten noch den beson
wichtigen Vortheil, daß sie die Methode zu predig
von ihren Lehrern praktisch lernen konnten. De
hier sahen sie, wie dieselben Wahrheiten, die m
ihnen in akademischen Vorlesungen schulmäßig
klärte, gemeinfaßlich und in einer jedermann ve
ständlichen Sprache vorgetragen, und in die Pra
des Christenthums eingeleitet werden müßten *).

Hiezu konnten sie auch die öffentlichen Er
bauungsstunden benutzen, die auf dem Wais
hause bald von den Directoren selbst, bald von
dern gehalten wurden. Die vornehmsten derse
waren die sogenannten Singstunden, am M
woch und Sonnabend Nachmittags. Der Na
entstand daher, weil anfänglich eine Hauptabs
dabey war, die neuen Hallischen mit so vielem B
fall aufgenommenen Liederweisen, dem Publicu
und vorzüglich der Jugend, bekannt und geläufig
mach

*) Ideen, S. 223 f.

achen. Zu der Zeit waren diese Versammlungen
volkreich, daß der große kirchenmäßige Versamm-
ngssaal des Waisenhauses die Menschenmenge oft
um faßte. Denn hier kamen nicht nur die sämmt-
chen Schulkinder, nebst den meisten übrigen zum
Waisenhause gehörigen Personen zusammen, sondern
s fanden sich auch viele Studenten und andere Stadt-
nwohner aus allen Ständen dazu ein. Es wurde
ber in diesen Stunden nicht bloß gesungen, sondern
gleich ein kurzer Vortrag über einen Spruch gehal-
n; bisweilen auch ein ganzes biblisches Buch nach
nd nach erläutert, als die Psalmen, das Evangelium
ohannis u. s. w. Den Anfang und Beschluß machte
an mit einem Gesang, der sich zum Inhalte des
extes schickte. Die fleißige Besuchung der Predig-
en und Erbauungsstunden wurde den studirenden
heologen besonders dazu empfohlen, „daß sie sich
adurch sollten aufmuntern lassen, den eigentlichen
weck ihres Studiums stets vor Augen zu
aben und mit Eifer zu verfolgen; weil doch alles
arauf ankomme, daß die Erkenntniß der göttlichen
Wahrheiten mit einer beständig fortgesetzten Uebung
erbunden werde. Denn ein Studirender habe da-
in zu sehen, daß er sich nicht selbst durchs Studiren
erstreue und von dem einen Nothwendigen
bziehen lasse *).“

4) Die

*) Idea, S. 232 f.

4) Die von ihnen herausgegebenen Schriften. Zur Anleitung für studirende Theologen, wie sie ihr Studiren zweckmäßig einrichten und sich zum Lehramt vorbereiten sollten, war Frankens oft erwähntes Buch, *Idea Studiosi theologiae*, oder Abbildung eines der Theologie Beflissenen ꝛc. recht eigentlich bestimmt. Sie sollten es — wie er selbst sagt *) — „als einen Spiegel brauchen, um daraus zu erkennen, wie sie dem Hausherrn brauchbar und zu allem guten Werk geschickt werden könnten.“ Darum wurden auch häufig öffentliche Vorlesungen darüber gehalten. Die erste Ausgabe ist vom Jahr 1712 in 12., und die neueste von 1758. — Zu gleichem Zweck schrieb Franke seine *Monita paſtoralia theologica* — — als eine Fortsetzung der *Idea Studioſi theologiae*, wovon die erste Auflage 1718 in 12. erschienen ist. Beyde Schriften sind auch 1723 lateinisch übersetzt, und in einem Bande zusammen herausgekommen. Die Einrichtung der theologischen Lehrbücher — wohin besonders Breithaupts *Theſes* und *inſtitutiones credendorum et agendorum* und Freylinghausens Grundlegung der Theologie, nebst dem Compendium, oder kurzem Begriff der christlichen Lehre, gehören — werden wir unten näher kennen lernen. Die ersteren waren für den

*) Im Anhang zur Idea, S. 194.

den akademiſchen Unterricht, und die beyden letztern unächſt für Schulen beſtimmt.

Am meiſten aber wurden die religiöſen Grundſätze dieſer Männer theils durch die vielen neuen Lieder im Freylinghauſiſchen Geſangbuch, theils durch die zahlreichen kleinen, aus wenigen Bogen beſtehenden Erbauungsſchriften verbreitet. Dieſe Schriften ſind von verſchiedenen Verfaſſern; einige von Freylinghauſen, die mehreſten aber von Franken. Es waren größtentheils Predigten und andere erbauliche Vorträge, die man nachgeſchrieben hatte, und die er dann, nach vorhergeſchehener Durchſicht, drucken ließ. Sie wurden mit großer Begierde von Leuten aus allen Ständen geleſen, ſo, daß einige derſelben, ohnerachtet der ungewöhnlich ſtarken Auflagen von mehreren Tauſenden, doch ſechs, acht, bis zehn Mal bald nach einander wieder aufgelegt ſind. Den Kindern in den ſämmtlichen Schulen des Waiſenhauſes, und andern, die zum Waiſenhauſe gehörten, wurden ſolche um die Zeit herausgekommene kleine Bücher, nach gehaltenem Schulexamen, alſo vier Mal im Jahre, unentgeltlich ausgetheilt; und in dem Buchladen des Waiſenhauſes waren ſie für einen äußerſt wohlfeilen Preis zu haben. Folgende Bemerkung Frankens zeugt von ſeinem richtigen Blick in dergleichen Dingen. „Luthers Schriften — ſagt er *) — ſind faſt ganz in Abgang

*) Lect. par. I, 300.

gekommen, seitdem man sie in *Tomos* oder Bände gesammelt hat. Die kleinen Schriften, die Luther so einzeln herausgab, die gingen in die Welt hinein, damit trugen sich die Leute, die lasen sie durch, erweckten und stärkten sich daraus. Hernach, da sie in Tomos gebracht worden, konnten's die Leute nicht mehr bezahlen: besonders konnte man es nicht mehr haben: und so hat die Lesung der Schriften Luthers aufgehört." Eben diese kleinen Frankischen Schriften waren es, die der Buchhandlung und Buchdruckerey des Waisenhauses ihr Daseyn gaben. Ein hier studirender Theolog, Heinrich Julius Elers, übernahm 1698 die Besorgung des Drucks einer einzelnen Frankischen Predigt: von der Pflicht gegen die Armen. Auf vieler Verlangen wurden bald darauf noch mehrere gedruckt. Elers, der vorher keine Kenntniß vom Buchhandel hatte, übernahm auch den Verkauf derselben, und ging damit auf die Leipziger Messe, wo er sie anfänglich auf einem kleinen Tische öffentlich feil hatte. In kurzem kamen noch einige andere Verlagsbücher, meist ähnlichen Inhalts, hinzu; und die Geschäfte der Buchhandlung, die ohne alles Capital angefangen war, mehrten sich in wenigen Jahren so sehr, daß viele Gehülfen dabey nöthig wurden *). So entstand

durch

*) S. erste Fortsetzung der wahrhaften und umständlichen Nachricht vom Waisenhause, S. 25. 26.

)urch die Bemühungen dieſes Mannes ein Handlungs-
nſtitut, das noch bey ſeinem Leben eins der beträcht-
ichſten dieſer Art in Deutſchland wurde. — In der
Lanſteinſchen Bibelanſtalt, welche 1710
gleichfalls beym hieſigen Waiſenhauſe errichtet und
Frankens Aufſicht mit untergeben wurde, ſind über
eine Million und Siebenhundert Tau-
end Bibeln gedruckt worden, und noch beſonders
m Neunhundert Tauſend Neue Teſtamente *).

So ſuchten alſo dieſe Männer ihre Anvertrau-
en zum thätigen Chriſtenthum durch Lehre und Bey-
piel anzuführen. Dieſer Hauptpflicht ihres Am-
es — denn dafür hielten ſie es — kamen ſie aufs
gewiſſenhafteſte nach, und erweckten ſich dazu täglich
unter einander. Franke ſchreibt davon in ihrer aller
Namen: „Daß wir dies einmüthig und von Herzen
uchen, davon mögen wir getroſt und mit aller Freu-
igkeit — worin wir jedoch nicht uns, ſondern der
Gnade Gottes alles zuſchreiben — mit Paulus ſagen:
nſer Ruhm iſt der, nämlich das Zeugniß unſers Ge-
viſſens, daß wir in Einfalt und göttlicher Lauter-
eit — — — auf der Welt gewandelt haben, und
noch wandeln: wir hoffen aber, daß man uns auch ſo
is ans Ende befinden werde.“ (Idea, S. 215.)
Und in dieſer Hoffnung ſind ſie nicht zu Schanden
geworden. Was mein ſel. Vater in der Vorrede

zum

*) Im Jahr 1827 war die Summe der Bibeln 2,356,986
und der Neuen Teſtamente 1,040,714.

zum ersten Stück seiner Sammlung vermischter theologischer Abhandlungen (Halle, 1759. 8.) von ihnen sagt, war noch in meinen frühen Jugendjahren eine Stimme aller ihrer dankbaren Zuhörer, deren damals viele unter uns übrig waren: „das Andenken und Ansehen der ehemaligen hiesigen Lehrer bleibt mir billig unvergeßlich, theuer und ehrwürdig, da ich durch Gottes gnädige Regierung gewürdigt worden bin, sie alle insgesammt noch persönlich zu kennen (er kam 1725 nach Halle), ihres gesegneten Unterrichts zu genießen und mit einem von den Augenzeugen abzugeben, die die Wahrheit erkannt haben, die in ihnen gewesen ist.“ Und kurz vorher schreibt er: „ich bin — der Lehre und den Fußstapfen derselben gefolgt; aber nicht blindlings noch bloß um deswillen, weil sie mir vorgegangen sind, sondern weil ich die Sache selbst reiflich überlegt, und den Weg, den sie gezeigt und gewandelt haben, richtig, und in dem Wort der Wahrheit selbst angezeigt befunden habe.“ —

Unter ihnen allen war Franke durch innere Kraft, durch gemeinnützige unermüdete Thätigkeit und durch den besonders gesegneten Erfolg aller seiner Bemühungen ganz vorzüglich ausgezeichnet. Ihm war auch durch das Predigtamt, das er zugleich mit verwaltete, und in der Folge vornehmlich durch die von ihm gestifteten Institute, ein größerer Wirkungskreis angewiesen. Wie er seine Zeit auskaufte, und

mit

Mit welchen Gesinnungen und Vorsätzen er jeden seiner Tage begann, wollen wir von ihm selbst hören: „Das kann ich mit Wahrheit sagen, wenn ich einem eine Stunde von meiner Lebenszeit gönne, so denke ich, daß ich ihm ein großes Geschenk gebe. Denn eine Stunde ist mir edler, als mir viel Geld und Gut ist.“ — — „Früh, wenn ich aufstehe, — — stelle ich mir vor, daß nun alle meine vorigen Tage schon in die Ewigkeit zurückgetreten sind, und daß ich also derselben jetzt zu vergessen habe; daß ich aber mit diesem Tage nun einen recht neuen Anfang machen müsse, — — um ihn als den ersten und letzten zuzubringen: als den ersten, damit eine recht neue, grünende Kraft in mir sey, in welcher das Werk des Herrn von Statten gehe; als den letzten, daß mir's vorkomme, als wenn darnach keine Zeit mehr übrig sey, das nachzuholen, was ich an diesem Tage versäumen würde *).“ — Bey dem ausgezeichneten Segen seiner Arbeit ward er nie anmaßend und herrschsüchtig — ein gewöhnlicher Fehler religiöser Parteyführer! — sondern blieb in den Schranken der Demuth und Selbstverleugnung. Man sah aus seinen Handlungen, daß Petrus goldene Vorschrift, nicht als die über das Volk herrschen, sondern werdet Vorbilder der Heerde, in sein Herz geschrieben war. Sein ganzer Sinn ist von ihm in folgenden Worten ausgedrückt:

*) Lect. par. IV, 71. III, 35. 36.

drückt *): „Ich will mir keine besondere Autorität über andere anmaßen, ihr Lehrer und Meister zu seyn, oder gar über ihre Gewissen zu herrschen. Gott weiß, was meine Seele für einen Ekel hat an aller solcher Meisterschaft, auch wenn man das äußerliche Lehramt dazu mißbraucht. — — Ich halte mich für nichts, als für einen Knecht und Diener: und so mir nun der Herr die Fackel seines Worts in die Hände giebt, um solche andern, wie einem Diener gebührt, vorzutragen, begehre ich um deswillen nichts mehr zu seyn, als diejenigen, welchen ich mit meinem Vorleuchten Dienste leiste.“ Und gleichwohl war ihm die seltene Gabe in besonders reichem Maaße zu Theil geworden, nachdrucksvoll auf andere zu wirken und ihnen von seinem Geiste gleichsam mitzutheilen. Er gewann aller Herzen durch Liebe, weckte in ihnen den Sinn für Gottseligkeit und christliche Frömmigkeit, und unterhielt ihn durch seinen immer gleichen warmen Eifer. So entzündete dann eine Kohle die andere; so brannten alle, die sich zu ihm hielten, vor Begierde, auch etwas zur Förderung des Werkes Gottes beyzutragen. Wie hätte es ihm also zu der Zeit, da so vieler Herzen von einem solchen Lichte erleuchtet und für die Wahrheit erwärmt waren, an brauchbaren Gehülfen bey seinen

*) In seiner zweyfachen schriftlichen Ansprache an einige auswärtige christliche Freunde (Halle, 1701), S. 4. 5.

n Anſtalten fehlen können? Die Erfahrung hat auch beſtätigt, daß die Arbeiter an denſelben nur ſo fern volle Tüchtigkeit und Brauchbarkeit gehabt ben, als dieſer Geiſt und Sinn ſie belebt hat.

Nun iſt noch von den Verdienſten zu handeln, : ſich die Theologen aus Spener's Schule um : Verbeſſerung des Religionsunterrichts und der hrmethode in den einzelnen Theilen der Theolo- e erworben haben; ferner von der Ausführung rer Verbeſſerungsvorſchläge auf der Univerſität zu alle; und endlich von einigen durch ſie daſelbſt ge- ifteten nützlichen Anſtalten zur näheren Vorberei- ng und Uebung der angehenden evangeliſchen Lehrer.

Zuvörderſt wollen wir ihre allgemeinen Grund- tze über den praktiſchen Vortrag der Wahrhei- n des Chriſtenthums, oder über die ſogenannte ſcetiſche und myſtiſche Theologie kennen rnen.

Die häufigen Vorwürfe, die man Spenern egen ſeiner Vertheidigung dieſer Lehrart machte, eranlaßten ihn, ſich in der Vorrede zu den tabulis odoſophicis ausführlich darüber zu erklären *). s erhellt daraus, daß er die Verirrungen der My- iker und die trüben Quellen, aus denen ihre Lehr- tze zum Theil hergefloſſen ſind, hinlänglich gekannt hat.

*) Sammlung der Spenerſchen kleinen geiſtl. Schriften, Th. I. S. 1063 f.

hat. Aber er will auch das Gute in den Schrift
der reinen Mystiker nicht verkannt wissen, un
zeigt, worin es eigentlich bestehe. Die ältern Leh
rer unsrer Kirche, die oft mystische Ausdrück
brauchten, als Luther selbst, Arnd und viele a
dere, hätten nie an den Behauptungen der schwä
merischen Mystik Antheil genommen, nie die Ver
kündigung des göttlichen Wortes verachtet, od
gelehrt, daß Gott die Menschen ohne den Gebrau
desselben, folglich unmittelbar bekehre und zu
heilsamen Erkenntniß Christi führe. Die ächte my
stische oder ascetische Theologie sey eigentlic
keine besondere Art der Gottesgelehrsamkeit — den
nur eine könne die wahre seyn — sondern vielmeh
eine von den übrigen verschiedene Lehrart de
selben. Die Mystik trage nicht andere Sachen vo
als die Thetik, sondern nur auf andere Art. D
thetische oder dogmatische Theologie werde gemeinig
lich so abgehandelt, daß man es bey der Erklärun
dessen, was man aus der heil. Schrift als wahr e
kannt habe, bewenden lasse, daß also bloß der Ver
stand beschäftigt werde: aber die Mystik habe e
mit der ganzen Seele und deren sämmtliche
Kräften zu thun. Denn der mystische Lehrer erklär
nicht nur, was Buße, Rechtfertigung, Heiligun
und Erneuerung sey, sondern seine Hauptbemühung
gehe dahin, zu zeigen, wie man dieses alles an sic
selbst erfahren und in Ausübung bringen solle; e

lehre

hre, was für Hülfsmittel und Uebungen dazu dien-
h wären, was für Hinderniſſe dabey vorkämen,
id wie man ſie zu überwinden habe. Er beſchäftige
h alſo beſonders mit ſolchen Glaubenslehren, die
orzüglich praktiſch ſind, zeige den Nutzen, den
e in der Ausübung haben, ermahne aufs dringendſte
ur Befolgung der erkannten Wahrheit, und empfehle
inen Anvertrauten Ernſt, Sorgfalt und Wachſam-
eit. In dieſem Sinne ſolle jeder Religionslehrer
n myſtiſcher Theolog, und unſere ganze evangeliſche
ehre nichts anders, als myſtiſche Theologie ſeyn.
Denn dies ſey das in der heil. Schrift allen vorge-
eckte Ziel. Auf die Sprache komme zwar nichts an:
och könnten diejenigen myſtiſchen Ausdrücke, die
inmal in der Kirche Bürgerrecht erhalten hätten, z.
B. Weg der Reinigung, der Erleuchtung
nd Vereinigung mit Gott, ohne Schaden
eybehalten werden, zumal, wenn ſie, wie dieſe,
ibliſch wären, und der Bibel gemäß erklärt wür-
en. — Dieſes war auch Frankens Lehre. „Die
chte myſtiſche Theologie — ſagt er *) — iſt die
innere Uebung des Chriſtenthums, ſo fern es ſich
uf die Richtſchnur des göttlichen Worts gründet.
Aus dieſem innern Grunde muß das äußere Chri-
enthum hervorgehen, wenn es anders Gott gefallen
ſoll.

*) Lect. paraen. VI, 150 f. 182. Es ſtehn in dieſem Theile fünf paränetiſche Lectionen über die myſtiſche Theologie, S. 148—306.

soll. Diejenigen Lehrer, die in ihren Vorträgen zu gen, wie das Ebenbild Gottes wieder in der Seel erneuert werden solle, und wie man darin immer weiter kommen müsse, nachdem man durch Buße un Glauben an Christum zu Gott gekommen ist, heiße mystische Theologen. Verstände jemand etwas anders unter mystischer Theologie, so wäre es nicht zu bil den. . . Wer nach diesen Principien mystische Schrif ten liest, wird nicht auf selbsterwählte Wege gerathen und sich von Christo abführen lassen; wohin freylich viele Mystiker mit ihren Schülern gekommen sind. Der Reiz der Neuheit und das Hohe in den Ideen lockte sie an, und die bekannten Sachen schienen ih nen viel zu gemein und zu gering zu seyn."

Um alles dieses besser zu verstehen, müssen wir in die Geschichte der Vorzeit zurückgehen. Schon frühzeitig wichen viele Christen von der Lauterkeit und Einfalt des apostolischen Unterrichts ab. Sie gingen, indem sie etwas Besseres und Höheres such ten, ihre eigenen sehr verschiedenen Wege. Vor nehmlich aber bekam die Sittenlehre und das thätige Christenthum durch das Mönchs- und Ascetenleben — welches seit dem vierten Jahrhundert so viel Beyfall fand — eine ganz falsche Richtung. Ascetenwaren Leute, die die Uebung zur Gottseligkeit zu ihrem Hauptzweck machten. Aber die meisten setzten ihre Frömmigkeit in äußeren strengen Uebungen, im Fasten, ehelosen Leben, Abgezo-

gen-

ıheit von menſchlicher Geſellſchaft u. ſ. f. Ganz
zen den Sinn Jeſu und ſeiner Apoſtel ſtarben ſie
: Welt dergeſtalt ab, daß ſie ihr unbrauchbar wur-
ı; und die Welt belohnte ſie dafür mit Hochachtung
d Bewunderung. Unter ihnen traten auch Schrift-
ller auf, die man aſcetiſche nannte, weil ſie
:bauung nach ihrer Art, das iſt, Ausübung
eſer Grundſätze, durch ihre Schriften zu beför-
:n ſuchten. Die meiſten verbanden damit mehrere
der Zeit gangbare Lehren der neuplatoniſchen
d ſtoiſchen Philoſophie, wodurch ſie auch zum
ıeil zur aſcetiſchen Lebensart geführt, oder doch
rin beſtärkt wurden. Das ſind die ſogenannten
ılautern, falſchen oder unächten Myſti-
r. Sie gingen davon aus, daß der menſchliche
ib hart behandelt und die Sinnlichkeit unter-
ückt werden müſſe, damit der Geiſt, den ſie als
ısfluß aus Gott, oder als Theil des göttlichen We-
ıs anſahen, frey werden, und ſich wieder mit Gott
reinigen könne. Dies auf klare Begriffe zurückge-
hrt, will eigentlich ſo viel ſagen, daß wir durch
ıterdrückung der Begierden, deren Urſprung im
rper und in der Sinnlichkeit ſey, zur Aehnlichkeit
t Gott gelangen, und ihm wohlgefällig werden
len. Hiezu aber wendeten ſie nicht die in der chriſt-
hen Lehre vorgeſchriebenen Mittel an, und lehr-
ı ſchriftwidrig von der menſchlichen Natur, vom
leſen Gottes, von der Gottähnlichkeit und den Wir-

kungen

kungen Gottes auf die Menschen. Durch die unau
hörliche Beschäftigung mit ihren selbsterfonnenen re
giösen Begriffen, durch Abziehung von allen äußer
Gegenständen, Eingekehrtheit in sich selbst und stil
Beschaulichkeit, unter beständigem Fasten und K
steyung des Körpers, hofften sie einen Grad der Vol
kommenheit zu erreichen, wodurch sie über alles ird
sche erhaben würden und zu einer geheimnißvolle
Versenkung in Gott, oder Vereinigung mit dem gö
lichen Wesen gelangten. Durch solche schwärmeris
Vorstellungen und Uebungen erhitzten sie ihre Einb
dungskraft, glaubten für unmittelbare Erleuchtun
und Belehrung Gottes Empfänglichkeit zu habe
und bildeten sich ein, im Besitz des göttlichen Lich
zu seyn. Viele Gutgesinnte ließen sich von ihnen tä
schen, besonders durch den Gebrauch biblischer R
densarten, die ihnen sehr geläufig waren, z. E. v
Ertödtung und Kreuzigung des Fleisches, Anziehun
des neuen Menschen, Weltverleugnung, Verein
gung mit Gott u. dergl., denen sie aber einen un
biblischen Sinn unterlegten.

Nun kam ohngefähr im achten Jahrhunder
der Gebrauch der aristotelischen Philosophie un
ter den Christen allmählich auf, und seit dem eilfte
Jahrhundert wurde sie in den Schulen der abend
ländischen Kirche herrschend. Dies war das Zeit
alter der Scholastiker, welches bis zur Reforma
tion dauerte. Hier entstanden mannichfaltige Miß
bräuch

uche anderer Art. Man ſuchte Ariſtoteles Grund-
e der chriſtlichen Glaubenslehre und Sittenlehre
upaſſen. Viele ſcholaſtiſche Theologen machten
Lehren des Evangeliums bloß zum Gegenſtand der
eculation, wozu ſie nicht gegeben ſind, ſorgten
: für den Verſtand — wiewohl ſie auch dieſem
echte Nahrung gaben — vernachläſſigten aber das
rz, und führten ihre Schüler durch Unterricht und
yſpiel von der wahren chriſtlichen Gottſeligkeit mehr
als daß ſie ihnen dazu hätten Anleitung geben ſol-
. Nicht aus der Bibel, ſondern aus Ariſtoteles
rde die Sittenlehre geſchöpft; und Melanchthon
ſichert, daß die Mönche noch zu ſeiner Zeit häufig
er die ariſtoteliſche Ethik gepredigt hätten, mit
nzlicher Beyſeitſetzung aller chriſtlichen Moral. Sie
ren dabey größtentheils ſo blinde Führer des Volks,
ß ſie die Religionsübung und das geiſtliche Leben
: Chriſten nur im äußern Gottesdienſt, in Befol-
ng der kirchlichen Traditionen, und mechaniſcher
obachtung des überhäuften Ceremonienweſens
ten.

Aber die göttliche Vorſehung lenkte es ſo, daß
ihrend dieſer Zeit wieder Lehrer hervortraten, die
ten Mißbräuchen mit Nachdruck entgegenarbeiteten,
d wahres thätiges Chriſtenthum herzuſtellen
chten. Dieſe wurden gleichfalls Aſceten und
yſtiker genannt. Zwar gehörten einige derſel-
n zu den Schwärmern, die von den vorhin beſchrie-

benen

benen Ideen ausgingen und vielfachen Schaden sti
ten: aber es waren unter ihnen, besonders seit d
zwölften Jahrhundert, auch Männer von ganz an
rer Art, nämlich eigentlich erbauliche Lehr
und christliche Erbauungsschriftstelle
und diese sind es, die man, ächte und wahre, od
lautere und reine Mystiker nennt. Sie fü
ren meistens die Sprache der älteren Mystike
aber sie tragen darin schöne Sachen und rein bibl
sche Wahrheiten vor, als Bernhard, Gerson
Taulerus, Thomas à Kempis und ander
die sich nach ihnen bildeten. Keiner unter ihnen i
ganz rein von den Flecken seines Zeitalters: aber si
empfahlen doch durchgängig das rechtschaffene Wese
im Christenthum mit Wärme und Herzlichkeit. „Si
gingen von der Erkenntniß des sündlichen Verderben
aus, und führten auf den rechten Grund der Erkennt
niß Jesu Christi und wahrer Herzensbesserung.“ Ihr
Arbeit war auch nicht ohne Frucht. Denn sie ha
in ihrem Zeitalter und bey der Nachwelt, vorneh
lich in der römischen Kirche, wo der freye Gebra
der Bibel den Laien untersagt, oder doch erschw
wurde, großen Nutzen gestiftet. Sie gehören da
zu den Zeugen der Wahrheit und Vorläufern
Reformation, „indem sie theils diejenigen besti
ten, die ihr Christenthum nur in äußeren Gebräuch
und in Werkheiligkeit setzten, theils die Scholastike
die sich mit Streitfragen beschäftigten, und es b
gele

ehrter und spitzfindiger Auseinandersetzung der
aubenslehren bewenden ließen *)." Viele
ellen dieser Art hat Melanchthon aus ihren
erken in seinen Schriften ausgezeichnet, z. B. aus
h. Gerson in der augsburgischen Con-
ssion und deren Apologie.

Die deutschen und schweizerischen Reformatoren
sechzehnten Jahrhundert waren in allen diesen
ncten mit ihnen einverstanden. Sie hatten sich
ch das fleißige Lesen mystischer Schriften diese und
dere richtige Grundsätze zu eigen gemacht, und sich
an die Sprache derselben gewöhnt, daß sie viel
on in ihre praktischen Vorträge aufnahmen. Mit
lcher Achtung reden Luther und Melanchthon
n ihnen? und wie oft bezeugt nicht der erstere,
; er, nächst Augustin, aus keinem Schriftsteller
viel gelernt habe, als aus Taulerus? Und
ichwohl wurde der von den Mystikern verworfene
ißbrauch der aristotelisch-scholastischen
ilosophie bald nach dem Tode der Reformatoren
die Schulen beider protestantischen Kirchen wieder
n neuem eingeführt, und das Praktische dar-
r vernachlässigt. In der lutherischen Kirche be-
ders schien es, als wenn einige der angesehensten
rer, die im großen Ruf der Rechtgläubigkeit stan-
, das recht geflissentlich wieder niederreißen woll-
ten,

*) Franke, am a. O.

ten, was Luther mit so vieler Sorgfalt geb
hatte. Die Studirenden bekamen auf Universit
gewöhnlich keine Anleitung, wie sie von dem,
sie hörten, heilsamen Gebrauch für sich und
künftigen Zuhörer zu machen hätten.

Um diese Zeit standen in der protestantischen
römischen Kirche abermals mystische Lehrer auf,
dem herrschenden Verderben zu steuern und den
für thätiges Christenthum zu wecken suchten. Ei
schöpften aus der falschen Quelle des unlautern
sticismus, oder mischten doch den biblischen Wah
heiten, die sie wieder hervorzogen, viel aus die
Quelle Geschöpftes bey. Dahin gehören Molino
die Guyon, Fenelon, Poiret, Weigel u.
m. In der lutherischen Kirche aber zeichnete sich
allen ascetischen Schriftstellern des siebzehnten Jah
hunderts der fromme Arnd *) ganz vorzüglich au
Seine Erbauungsschriften, besonders seine vier Bü
cher vom wahren Christenthum — die 160
und 1608 zuerst herauskamen — haben großen
gen gestiftet und zu der neuen Oekonomie, die
Spener's Zeiten begann, den Grund gelegt.
Theologen aus dieser Schule empfohlen daher die
W

*) Generalsuperintendent in Zelle; lebte von 1555
1621. — Man vergl. Rambach's Vorrede und
übrigen Vorberichte vor der Züllichauischen A
gabe der Bücher vom wahren Christenthu
1739. 4.

Werk als eins der nützlichsten Erbauungsbücher, und wünschten, daß die studirenden Theologen sich recht ertraut damit machen möchten. „Denn da im origen Jahrhundert in unserer Kirche wieder das te Verderben einriß, daß die Lehrer fast bloß Theoe und nicht Praxis trieben; daher das Volk in nwissenheit blieb und irre geleitet wurde, und sich it bloßem Wahnglauben behalf: so fand sich Arnd ewogen, dies Werk zu schreiben, und zeigte (im rsten Buche), wie man den rechten Grund des hristenthums in der Buße und Bekehrung legen üsse; und (im zweyten Buche) wie man den ahren Glauben an Christum in seiner Nachfolge zu eweisen habe. Er war in den mystischen Schriftellern sehr belesen, und faßte sonderlich bey der ehre von der Erneuerung und dem göttlichen Ebenilde das Kernhafte und Gründliche zusammen, was r bey ihnen gefunden hatte; nahm aber überall Gotes Wort zur Regel und Richtschnur an, ohne eigeien Einfällen und Einbildungen zu folgen. Im dritten Buch (von der Erneuerung) findet man vornehmlich den Kern aus den mystischen Schriften, besonders aus Taulerus, dessen Worte er oft beybehält.“ — — „Mit ihm geht also eine neue Periode in unserer Kirche an; aber er führte keine neue Lehre, sondern zeigte, wie sich das, was die alte Lehre in sich fasse, auch in der Ausübung bey uns befinden müsse. Von der Zeit an sind mehrere

rere aufgestanden, die der Wahrheit kräftig Zeugniß gaben *)."

Diese treue Darstellung der Ideen des sel. Spener's über ascetische und mystische Theologie, nebst den beygefügten historischen Erläuterungen, wird jeden unbefangenen Leser in den Stand setzen, seine Lehrart richtig zu beurtheilen. Sie enthält zugleich den Schlüssel zu vielem, was im Folgenden vorkommen wird, und rechtfertigt ihn gegen manchen ungegründeten Tadel seiner Zeitgenossenschaft.

Für diejenigen, denen es scheinen möchte, als wenn die Theologen aus dieser Schule den Schriften der reinen Mystiker einen allzu hohen Werth beygelegt, und sie wohl gar zum Nachtheil der Bibel empfohlen hätten, setze ich folgende Worte Frankens hieher: „Ich lasse die mystischen Schriften in ihrem Werth, und es sey fern von mir, ungklimpflich davon zu sprechen: denn mein Herz ist manchmal durch sie erbaut worden, wie auch Luther dies von Taulerus bekennt. Allein zwischen solchen Schriften und dem Wort, das wir in der heil. Schrift haben, ist doch ein solcher Unterschied, wie zwischen einem Stern, der in der Nacht, und der Sonne, die am Mittag leuchtet. So lange jemand in der Finsterniß des gesetzlichen Wesens so dahin geht, und in

sei-

*) Franken Lect. par. am a. O. und III, 204. Idea, S. 51. und Anton's Colleg. antithetic. S. 332.

einem Herzen das Licht der Erkenntniß Christi noch
icht recht aufgegangen ist, denkt er, was für einen
Schatz er habe, und was für eine Wohlthat ihm
iederfahre, wenn ihn so ein Mystiker immer wei-
er hineinführt — und er freuet sich über das Licht,
ie sich einer über einen Stern freuet, den er bey
über Nacht erblickt. Aber wenn er hernach siehet,
elche Klarheit der evangelische, apostolische und
rophetische Geist im Worte Gottes habe, so urtheilt
r ganz anders. — Dieser Geist geht ihm dann
ber alles; denn er giebt dem Menschen Gnade und
raft, daß er mit Freudigkeit vor Gott wandelt,
nd seinen Zweck weit eher erreicht, als ein anderer,
er viel speculirt. — Es ist ihm da gleichsam so zu
Muthe, als wenn ihm die Sonne aufginge; und er
eht, daß alles andere wie nichts gegen dieses Licht
u rechnen sey *)."

Jetzt erst können wir die Methode der Spene-
isch-Hallischen Schule, die sie beym Unterricht der
Studirenden in den einzelnen Theilen der Theo-
ogie, und in den Hülfswissenschaften befolgt
issen wollte, genauer kennen lernen.

I. Die beiden vornehmsten Hülfsmittel der Got-
esgelehrsamkeit sind Philosophie und Philolo-
ie, oder Sprachwissenschaft.

Von

*) Lect. paraen. I, 189. VI, 219.

Von der Philosophie wollen wir zuer
Spenern selbst hören *): „Philosophie pfleg
die Ankömmlinge auf Universitäten gleich anfangs
studiren. Ueber die Nothwendigkeit und den Nutz
derselben ist viel gefragt, gezweifelt und gestritt
worden. Gewiß ist es, daß durch den Mißbra
derselben überhaupt, besonders aber durch die Sect
philosophie — anfänglich durch die platonisch
und hernach noch weit mehr durch die aristoteli
sche — in der Kirche großer Schaden verursacht i
Denn das gänzliche Verderben der römischpäbstliche
Kirche ist hauptsächlich der aristotelisch-scholastisch
Philosophie zuzuschreiben; und es ist sehr zu bedau
ren, daß sie auch in unserer Kirche nach Luther
Zeiten wieder so viel Beyfall gefunden hat. — Abe
die Philosophie selbst ist darum nicht zu verachten
oder zu vernachlässigen. Denn sie ist ein edles Ge
schenk Gottes, und besteht in dem Gebrauch und de
Ausbildung der allen Menschen angebornen Vernunft
Allein eben deswegen muß man in der Philosophi
niemanden zum beständigen und unwidersprechliche
Befehlshaber setzen. Man soll sich also keiner Sect
widmen und verschreiben. Die wahre Philosophie
die an keines Menschen Aussprüche gebunden ist
kann nur eine einzige seyn, die das nicht entgelte
muß, was die Thorheiten der Sectirer verschuldet ha
ben. Der wahren Philosophie ist also in dem Palla
de

*) Praefat. ad tabb. hodosoph., S. 1031. 1034 f.

r Gottesgelahrtheit Ort und Stelle vergönnt.“ —
emit verbinde ich noch ein paar Stellen aus An-
n's Schriften *): „Die Bekenner der Wahrheit
r Zeit der Reformation haben die Philosophie nicht
rachtet, sie haben nur gesagt: hieher reicht
e Philosophie nicht! und das werden die
hilosophen selbst sagen, wenn sie es ohne Affecten
erlegen. — Man verachtet die Philosophie nicht,
enn man ihr billige Schranken setzt, oder erinnert,
ß man nicht alles für demonstrirte Wahrheiten
hmen müsse, was dieser oder jener Philosoph da-
r ausgiebt. — — Wenn die Philosophen bis-
eilen weitläufige Demonstrationen machen müssen,
) geschieht dies um der Herzenshärtigkeit der Leute
illen, die es oft nicht besser haben wollen, als bis
e durch meilenweite Umwege ermüdet sind. Es
eißt hier: wenn ihr's so haben wollt, so geschehe
s — aber ihr könntet es kürzer haben.“

Die Frage, ob das gelehrte Studium der Phi-
osophie allen studirenden Theologen nothwendig sey?
urde von Spenern mit nein beantwortet. Er
heilte, wie wir oben (S. 67.) gesehen haben, die
Studirenden in drey Classen ein, und bestimmte
anach den Umfang der gelehrten Kenntnisse, die für
eden gehören. Da die Philosophie eigentlich nur
Hülfsmittel sey, so müßten diejenigen, die weder
hin-

*) Colleg. antithet. S. 67. 69.

hinlängliche Fähigkeiten, noch Vermögen und Z
zum Studiren hätten, das was ihnen nothwend
sey, dem Nützlichen vorziehn, weil sie sonst ihre Z
verderben und vergeblich arbeiten würden. Es s
nützlich, Philosophie mit dem Studium der Ph
logie zu verbinden, „wo aber eins nothwendig au
bleiben müßte, würden die alten Sprachen doch d
Vorzug verdienen.“ Wer aber zur ersten und zwe
ten Classe gehöre, der müsse die Philosophie grün
lich studiren *). Hiemit ging er zugleich einem g
wöhnlichen Vorurtheil seines Zeitalters entgeg
Denn die Studirenden aus allen Facultäten, au
auf protestantischen Universitäten, pflegten häuf
erst den ganzen Cursus der aristotelischen Philosophi
der oft lange dauerte, zu endigen, ehe sie Facultät
wissenschaften hörten. Daher kam es denn, d
den meisten für diese, und für philologische Vo
lesungen nur wenig Zeit übrig blieb. — Den f
higen Köpfen empfahl Spener vorzüglich die E
lernung der Naturlehre und Mathemati
Die letztere besonders deswegen, weil sie in Absic
ihrer Gewißheit und sichern Beweise alle andere Wi
senschaften übertreffe, den Verstand am meist
schärfe, zur Ordnung im Denken gewöhne, und ei
Muster zur möglichsten Nachfolge und Anwendun
bey andern Wissenschaften gebe.

Di

*) Gestalt eines würd. Stud. theol., Th. I. S. 1140.

Die Philologie, oder Sprachwissenschaft hat also, als Hülfsmittel der Gottesgelehrsamkeit betrachtet, vor der Philosophie den Vorzug. Denn die Philosophie, in so fern man sie in der Theologie anwendet, beschäftigt sich mit Sachen, die man aus der heil. Schrift schon weiß: die Philologie aber setzt uns in den Stand, diese Sachen aus der Schrift selbst zu lernen *). „Studirende Theologen müssen alle übrige Kenntnisse so viel mehr oder weniger hochschätzen, und sich angelegen seyn lassen, als sie mehr oder weniger zum Verstand der heil. Schrift beytragen. . . . . Besonders dient die gründliche Kenntniß der hebräischen und griechischen Sprache unmittelbar zur Forschung der h. Schrift. Dadurch wird man tüchtig, mit eignen Augen zu sehen, und einen Glauben aus Ueberzeugung auf die Schrift selbst zu gründen, daß man sich nichts aufdringen läßt, was nicht darin steht, oder derselben wohl gar entgegen ist **)."

II. Von den einzelnen Theilen der Theologie selbst.

1. Exegetik, oder Schrifterklärung. Sie geht deswegen allen übrigen Theilen der Theologie vor, weil die heil. Schrift der Grund des christlichen Glaubens ist, und die ganze Gottesgelehrsamkeit

*) Praef. ad tabb. hodos., S. 1041.

**) Gestalt eines würd. Stud. th., am a. O.

keit aus dieser Quelle geschöpft werden muß. J
mehr man sich mit der h. Schrift beschäftigt, des
weiter wird man es in der Gottesgelahrtheit bringen
„und so viel wird jeder wahre Gottesgelehrsamkei
besitzen, als ihm davon in sein Herz geschriebe
ist *)."

Die exegetischen Vorlesungen in Halle wur
den diesen Grundsätzen gemäß eingerichtet, und di
Studirenden angewiesen, sie vom Anfang ihres aka
demischen Aufenthalts an zu hören. Auch in de
übrigen theologischen Lectionen war es ein Hauptzweck
ihnen die Bibel wichtig zu machen, und Anleitung z
geben, wie sie dieselbe recht verstehen und zu ihrem
und anderer Heil gebrauchen sollten. „Denn de
künftige Lehrer muß frühzeitig lernen, wie er di
Schrift zu eigner Erbauung, und zum Unterricht an
derer anzuwenden habe **)."

Die exegetischen Vorlesungen waren von dop
pelter Art, cursorische und statarische. Man
gab den Studirenden den Rath, die Bibel auch für
sich auf diese zwiefache Weise zu lesen, und beide
mit einander zu verbinden. Die schnellere, oder
cursorische Lectüre diente dazu, daß sie einen all
gemeinen Ueberblick und Begriff von dem Inhalt der
ganzen heiligen Schrift erlangten. „Bleibt ihnen
dann

*) Praef. ad tabb. hodol., S. 1055.
**) Franke, Idea, S. 102. und Spener am a. O.

in gleich beym ersten Lesen manches dunkel, so
rd es doch bey wiederholter Lesung aus der vorher-
gangenen Uebung meistens deutlich seyn *)." —
ther wurden in Halle beständig cursorische Collegia
er das Alte und Neue Testament gehalten; und
in rieth den Studirenden, in ihrem ersten Univer-
itätsjahre das griechische Testament wenigstens zwey
al, die hebräische Bibel aber ein Mal für sich
rchzulesen. Sie erhielten auch Anweisung, wie
es leicht und bequem geschehen könne. Dadurch
ard ihnen die Bibel geläufig, sie wurden mit der
schrift vertraut, und lernten das Eigenthümliche
r Grundsprachen durch den beständigen Gebrauch
ündlich kennen **). Die langsamere, oder stata-
sche Lectüre schränkte man auf der Universität nur
f einige der wichtigsten biblischen Bücher ein.
enn die Absicht war hier bloß, den angehenden
eligionslehrern die Methode zu zeigen, die sie künf-
g auch bey andern Büchern der heil. Schrift anzu-
enden hätten ***). Für die, welche in den bibli-
schen

*) Spener's kleine geistliche Schriften, Th. I. S. 1105. 1106.

**) Franke, Idea, S. 255.

***) Ueber den Gebrauch der Ausleger verdient folgende Stelle aus Spener's praef. ad tabb. hodos. (S. 1060.) hier angeführt zu werden: „Jeder versuche zuerst seine eigenen Kräfte, damit er nicht gleich durch anderer Meinung eingenommen werde. Hernach ziehe er die Ausleger zu Rathe. Da wird er oft eben das finden, was

schen Grundsprachen versäumt waren, wurden
legia *propaedeutica* oder *fundamentalia* gele
um ihnen die Anfangsgründe dieser Sprachen bey
bringen. Die Geübtern aber erhielten im Chald
schen, Syrischen und Arabischen Unterricht. Die
zum Besten war auch das oben beschriebene orie
talische Collegium gestiftet *). Der Hau
zweck bey den exegetischen Vorlesungen, vornehml
bey den statarischen, ging auf das Praktisch
Man entwickelte erst den eigentlichen Wortverstan
und setzte die Gründe, worauf er beruhet, auseina
der: dann aber zeigte man den Zuhörern, wie d
erklärten biblischen Stellen zugeeignet und angewa
det werden müßten, „damit sie lernten, heilsam
Lehren und Ermahnungen zur Ueberzeugung des Ve
standes und Besserung des Herzens für sich und ande
daraus herzuleiten **).“ — Die Uebungen der Stu

dien

was er selbst darüber gedacht hatte; und es wird ihr
Freude machen, ohne Wegweiser gesehen zu haben, wo
die Gelehrten vor ihm gefunden hatten. Oder er find
etwas bey ihnen, worauf er nicht gekommen war -
dies wird er dann dankbar annehmen — oder etwas se
ner Meinung ganz Entgegenstehendes. Hier steht e
ihm frey, seine Meinung mit der Meinung des ande
zu vertauschen, nach erwogenen Gründen; oder bey de
seinigen zu bleiben, wenn er die Gründe dafür erheb
licher findet. — Gar keinen Ausleger zu Rathe ziehen
und alles selbst sehen wollen, wäre Thorheit und Un
dankbarkeit.“

*) Franke, Idea, S. 254 f.

**) Ebendas. S. 252.

nden in den sogenannten Collegiis *biblicis* wer-
wir unten kennen lernen.

Wer das Verdienst, das sich die Hallischen
ologen durch Befolgung und Verbreitung dieser
ndsätze erworben haben, richtig schätzen will,
muß sich an die verkehrte Behandlung der Bibel
vorigen Jahrhundert, und an die Vernachläßi-
g des Bibelstudiums auf den lutherischen Univer-
ten zurückerinnern. „Dieser Theil der Theolo-
— sagt Spener *) — der wichtigste im gan-
theologischen Studium! wird von vielen zuletzt,
vohl gar nicht getrieben, statt daß sie sich zuerst
it beschäftigen sollten. Ich weiß Beyspiele von
sonen, die fünf bis sechs Jahre auf Universitäten
ebracht, und viel Fleiß bewiesen haben, ohne daß
ihnen je eingefallen wäre, ein exegetisches Colle-
m zu hören, oder für sich Zeit auf diese Uebung
venden. — — In den Exegeticis werden ge-
hnlich viel fremde Dinge angebracht, um seine
lehrsamkeit und Belesenheit zur Schau zu tragen,
) oft in mehreren Jahren nicht einige Bücher,
dern kaum einige Capitel oder Verse geendigt.“
) Franke schreibt davon **): „In voriger und
m vergangener Zeit fand man auf Universitäten zu
n andern Dingen gemeiniglich noch eher Gelegenheit,
als

) Spener, am a. O., S. 1055.
) Idea, S. 251. Lect. paraenet. II, 35. V, 216.

als zum gründlichen Studium des göttlichen Worts. Mir ist es in allen meinen Universitätsjahren so nicht geworden, daß ich ein Collegium über die g heil. Schrift hätte hören können: wir hätten das eine große Glückseligkeit, die uns vom Himmel h käme, gehalten." Von der Zeit aber, da die ph biblischen Collegia in Leipzig ihren Anfang genom hatten, sagt er in einer 1709 gehaltenen paräu schen Vorlesung *): „Vor etwa 20 Jahren war k Bibel oder Testament mehr in Leipzig in allen Buchla zu finden, so freueten sich die Studiosi theologi daß ihnen die Bibel in die Hände gegeben wurde!

2. Christliche Glaubenslehre und Sitt lehre. „Mit der Thetik oder Dogmatik — d der ausführlichen und gründlichen Erklärung und B weisführung der Glaubenslehren — muß nächst heil. Schrift der Anfang gemacht werden. Die E getik ist auch hier, wie bey andern Theilen der Th logie, die Baumeisterin, die alles anordnet. T Thetik und Polemik müssen von ihr lernen, wie sie Schriftstellen zum Beweis der Wahrheit und Wid legung der Irrthümer gebrauchen sollen. Aber in Bibel sind die Sachen nicht in der Ordnung und Fo eines Lehrgebäudes zusammengestellt, sondern es dem Fleiß der Gelehrten überlassen, die zerstreute Materialien zu sammeln und zu ordnen, damit sie i Zusammenhang übersehen werden können. Da

*) Th. IV. S. 108.

d Lehrbücher und Systeme an sich nicht zu verach-
ı, besonders wenn sie von Männern herrühren, die
ht allein Weltgelehrte, sondern auch rechtschaffene
d gottselige Leute gewesen sind. Denn sie enthalten
ıe durch der Lehrer Fleiß in Ordnung gebrachte
ammlung der in der heil. Schrift zerstreut vorge-
ıgenen göttlichen Wahrheiten. Nur muß man sie
ch der h. Schrift prüfen, und nicht bloß auf das
ort der Lehrer glauben. — Beides sind Abwege,
ı Vorarbeiten anderer verachten und unbenutzt las-
ı, und sie ohne Prüfung gebrauchen, daß man sie
oß ins Gedächtniß faßt und nachbetet *)."

„Der studirende Theolog hört bald im Anfang
iner akademischen Laufbahn die Glaubenslehre; erst
: catechetischer Kürze, und hernach aus-
ührlicher **). Er bedient sich dabey eines Buchs,
ıs ihm von seinen Lehrern empfohlen ist, zum Nach-
sen und eigenen Studiren; jedoch eines und dessel-
en Buchs, um sich nicht zu sehr zu zerstreuen, und
re zu werden. — Mit den dogmatischen Lectio-
en sind auch Examinatoria zu verbinden, wo
der Gelegenheit hat, zu sehen, ob er die Sachen
echt gefaßt habe ***)."

„Unter

*) Spener's praef. ad tabb. hodol., S. 1043. und Ge-
stalt eines würd. *Stud. theol.*

**) Doch wurde in Halle über die Dogmatik, so wie über die Moral, nie länger, als ein Jahr gelesen.

***) Franke, Idea, S. 105. 259. 263.

„Unter dem Namen der praktischen Theologie kann man zusammenfassen den ganzen Vortrag der christlichen Lebenspflichten und Sitten, nebst d. Erklärung und Auflösung der Gewissensfälle (C. suistik). Die Moral ist so nöthig als die Glaubenslehre, ja sie kann als ein Theil derselben angesehen werden, und steht mit ihr in der genauesten Verbindung. Denn Glaubens- und Lebens-Pflichten sind beide von Gott vorgeschrieben: und beide müssen von jedem Prediger seiner Gemeinde vorgetragen werden *)." — „Da aber thetische und moralische Vorlesungen nicht bloß für die Schule, sondern auch für das Leben bestimmt sind: so muß der ganze Zweck derselben darauf gerichtet seyn, daß die christliche Lehre nicht allein methodisch vorgetragen werde, sondern, da sie ihrer Natur nach ganz praktisch ist: so ist jede Lection so einzurichten, daß die Zuhörer Anleitung bekommen, die Wahrheiten zu ihrem eigenen Nutzen anzuwenden, und andern auf eine heilsame Art vorzutragen **)."

Spener und seine Nachfolger wollten also mit der Dogmatik die Moral verbunden, und diese aus jener hergeleitet wissen. Denn sie gingen beständig davon aus, „daß der lebendige Glaube an Jesum Christum den Weltheiland, und die daraus herfließende Liebe und Dankbarkeit gegen Gott, bey aller

*) Spener, am a. O., S. 1051.

**) Franke, Idea, S. 265.

ller Moral zum Grunde liegen müsse, und daß alle Moralität, die nicht auf diesem Grunde beruhe, falsch sey *)." Die ältern Theologen unserer Kirche, als Melanchthon, Chemnitius, Gerhard, hatten gleichfalls das Theoretische und Praktische in ihren Lehrbüchern mit einander verbunden, und bey der Glaubenslehre gezeigt, wie und wo sie anzuwenden sey. Besonders handelten sie in dem Artikel vom Gesetz und Evangelium einen großen Theil der Moral ab. Aber in einem vollständigen wissenschaftlichen Zusammenhang wurden die moralischen Materien damals von den Theologen noch nicht vorgetragen, sondern zerstreuet und nur beyläufig bey der Dogmatik. Es fehlte daher den Studirenden gewöhnlich an einer allgemeinen Uebersicht des Ganzen der theologischen Sittenlehre. Georg Calixtus in Helmstädt war der erste, der die Moral von der Dogmatik absonderte und ein wissenschaftliches Lehrgebäude derselben nach aristotelischen Grundsätzen aufzuführen versuchte **). Seit der Zeit folgten mehrere diesem Beyspiel, und schrieben Systeme der theologischen Moral. Auch in Halle trug man von Anfang an die Moral zugleich als eine von der Dogmatik abgesonderte Wissenschaft in besondern Lectionen vor. Denn gegen die Absonderung beider Dis-

*) S. Frankens Lect. par. II, 221. VII, 270. 276.
**) *Ge. Calixti* Epitome theologiae moralis. 1634.

Disciplinen im wissenschaftlichen Vortrag war a
sich nichts zu erinnern *): aber der höchstschädliche
Trennung dieser Disciplinen suchte man dadur
vorzubeugen, daß man die genaue Verbindung
worin beide mit einander stehen, beym Unterric
deutlich zeigte, und bey der Dogmatik beständig a
das Praktische Rücksicht nahm.

Ueber die Vernachlässigung der theologische
Sittenlehre im vorigen Jahrhundert führet Spene
in seinen Schriften oft die lautesten Klagen. Er sa
mehrmals, daß viele Studirende schlechterdings kei
Gelegenheit auf Universitäten gefunden hätten, mor
lische Vorlesungen zu hören **). Zu Anton's Z
ten las D. Olearius in Leipzig wieder das erst
Collegium über die Moral, nachdem in langer Z
keins war gehalten worden ***). Selbst das i
jenem Zeitalter so häufige Einholen theologischer B
denken von Facultäten und einzelnen berühmten Go
tesgelehrten ist mit ein Beweis davon, wie wen
damals richtige und feste moralische Grundsätze allg
mein verbreitet waren. Auch bemerkt Anton sel
richtig, man sey auf Universitäten, nach dem Ga
gang der römischen Kirche, oft in den Fehler verfalle
Casuistik zu treiben, ohne sichere Principia d
Mora

*) Vergl. Frankens Idea, und Lect. par. V, 146.

**) In den *piis desideriis* und der praef. ad tabb. hod
S. 1051.

***) Anton's Colleg. antithet., S. 77. 81.

Moral, die doch nothwendig vorausgehen müßten, a man in der Casuistik allgemeine moralische Grundsätze auf einzelne Fälle anzuwenden habe.

Aus diesem allen läßt sich auf die Einrichtung er Lehrbücher schließen, die man beym Vortrag der Glaubenslehre und Moral zum Grunde legte.

Beym akademischen Unterricht brauchte man in den ersten Zeiten Breithaupts Compendia. Seine *Institutiones theologicae* kamen 1695 in 2 Theilen heraus. In den ersten Büchern derselben waren die Glaubenslehren (credenda), in den letztern über die Sittenlehren (agenda) so abgehandelt, daß theils die biblischen Redensarten und Vorstellungen, nebst den kirchlichen Bestimmungen und Schulausdrücken, erklärt, theils Winke zur nähern Zueignung der Wahrheiten fürs Herz gegeben wurden. Im Jahr 1700 gab er die *Theses credendorum et agendorum fundamentales* heraus, wo in jedem Capitel sowohl theses doctrinales, als theses morales befindlich sind. Ueber dieses letztere kürzer abgefaßte Lehrbuch pflegte man in Halle gewöhnlich die Glaubenslehre zu lesen *).

Für die Schulen waren die Lehrbücher zunächst bestimmt, welche Joh. Anastas. Freylinghausen — Frankens Gehülfe im Predigtamt und bey der Direction des Waisenhauses — geschrie-

*) Vergl. Anton's eben angeführtes Buch, S. 74.

schrieben hatte. Er beobachtete dabey eine zweckmäßige Abstufung. 1) Die Grundlegung der Theologie schrieb er für die obern Classen des Pädagogiums und der lateinischen Schule des Waisenhauses. Bis dahin war noch kein so brauchbares theologisches Lehrbuch in deutscher Sprache vorhanden gewesen. Es empfahl sich durch Faßlichkeit, durch biblisch-praktischen Vortrag der Wahrheiten, und möglichste Vermeidung der Schulsprache. Er benutzte bey Abfassung desselben vornehmlich Spener's Glaubenslehre, folgte auch der Ordnung dieses Buches in den meisten Artikeln, und rückte zugleich viel gehaltvolle und nachdrückliche Stellen aus Luther's Schriften mit ein. Buddeus ermunterte den Verfasser zur Herausgabe, als ihm der handschriftliche Entwurf dieses Lehrbuchs zu Gesicht gekommen war. Selbst Baumgarten legte es beym Vortrag der Glaubenslehre zum Grunde, und schrieb seine Theses theologicas (Halae 1746. 8.) darüber. 2) Ein Auszug aus dem größern Lehrbuch, den er für die mittlern Classen gedachter beiden gelehrten Schulen, und für die obern Classen der Bürgerschulen des Waisenhauses bestimmte, war das Compendium, oder der kurze Begriff der ganzen christlichen Lehre. 3) Zum Gebrauch in den untern Schulclassen schrieb er die Ordnung des Heils in Fragen und Antworten, die dem Compendium als Anhang beygefügt, und

auch

ıch einzeln herausgekommen ist. Man brauchte sie
:ben Luther's Katechismus zum Religions-
ıterricht der Kinder. — Diese Freylinghausi-
h en Lehrbücher wurden ehedem ungemein geschätzt,
ıd ihr Gebrauch war in vielen Schulen sehr gesegnet.
s erfolgten daher in den ersten Jahrzehenden meh-
re ungewöhnlich starke Auflagen davon bald nach
nander.

3) Symbolische Theologie. Die Hal-
schen Theologen ließen sichs um so mehr angelegen
yn, die Bekenntnißbücher unserer Kirche in beson-
ern Vorlesungen historisch und dogmatisch zu erläu-
rn, da ihnen die Gegner Abweichung von denselben
huld gaben. Wie sie über ihren Werth und Ge-
rauch gedacht haben, kann man aus folgenden Aeu-
erungen sehen: „Symbolische Schriften müssen nicht
ı hoch geachtet, nicht der Bibel gleichgeschätzt wer-
en. Dies ist ein Mißbrauch. Denn ihr Ansehn
aben sie aus der h. Schrift, und in so fern sie mit
er Lehre derselben übereinstimmen. Aber auf einen
ndern Abweg gerathen die, die sie gering schätzen
nd nicht lesen wollen. Ein Lehrer der Kirche, und
)er sich zum Lehramt vorbereitet, ist in der That ver-
unden, die Bekenntnißschriften seiner Kirche zu
ıdiren, damit er wisse, wozu er sich verpflichten
olle.“ — — „Sie sind nützliche Bekenntnisse un-
erer Vorfahren, darin viel zur wahren Gottseligkeit
m Leben und Wandel dienliches anzutreffen ist; und

man

man erblickt in ihnen die ersten milden Strahlen des reinern Lichts, das uns nach einer langen Nacht der Unwissenheit und des Aberglaubens aufgegangen ist. Jedoch, der h. Schrift ist nichts gleich: diese hat den Vorzug vor allen menschlichen Büchern. Auch die symbolischen Schriften müssen wir aus der Bibel prüfen, und wenn und weil wir sie mit derselben in der Lehre einstimmig finden, gern in Gehorsam dabey bleiben. — Ueberhaupt sollen wir von unsern Lehrern nichts annehmen und glauben um ihrer selbst willen, sondern nur in so fern sie uns aus der h. Schrift überzeugen. Wir müssen also nicht ihnen, sondern Christo in ihnen glauben. Das heißt denn zwar durch Menschen, nicht aber von Menschen, sondern von Gott gelehret seyn *)."

4) Das im siebzehnten Jahrhundert so sehr vernachläumte Studium der Kirchengeschichte — die vor Kortholt's und Ittig's Zeiten auf lutherischen Universitäten niemand lehrte — wurde den studirenden Theologen dann besonders zu treiben anempfohlen, „wenn sie erst in der Glaubenslehre und Moral einen guten Grund gelegt hätten **)." Spener war zwar auch der Meinung, daß die studirenden Theologen in der Kirchengeschichte nicht Fremdlinge seyn dürften, und daß ihnen die Kenntniß der selbe

*) Spener's praef. ad tabb. hod., S. 1047. und Gestalt eines würd. *Stud. th.*, S. 1140 f.

**) Frankens Idea, S. 266.

elben nützlich sey *): indessen scheint ihm doch im origen Jahrhundert die Brauchbarkeit derselben in hrem ganzen Umfang noch nicht so eingeleuchtet zu aben, wie den ersten Hallischen Lehrern, deren Einichten hierin durch Korthold's, Ittig's, Thonasius und Arnold's Vorarbeiten schon merklich rweitert waren. „Das Studium der Kirchenhistoie — schreibt Franke **) — breitet seinen Nutzen m ganzen theologischen Studio aus. Man kann es ey der Schrifterklärung nicht entbehren, und es ist ornehmlich in der Polemik wichtig; auch lernt man rudentiam ecclesiasticam daraus. — Besonders nüssen Studirende die neuere Kirchenhistorie recht nne haben, was sich von Luthern an bis auf die ueuesten Zeiten für eine Folge der rechtschaffenen Verwaltung des Lehramts gefunden, um in die Fußstapfen ieser treuen Zeugen der Wahrheit zu treten. — Es würde nicht hinreichen, wenn einer Theologie studiren wollte nach einer Methode, die vor hundert oder mehr Jahren von Theologen vorgeschrieben ist: sondern wenn jemand recht methodisch studiren will, so muß er die ganze Disposition seines Studirens auf den gegenwärtigen Zustand der Kirche richten."

Es gehörte nicht in ihren Plan, die Zuhörer in tiefe gelehrte Forschungen einzuführen, sondern ihre Bemühung ging eigentlich dahin, daß sie aus der Kir-

*) Praef. ad tabb. hodoſ., S. 1051.

**) Idea, S. 121. 258. Lect. paraen. III, 201. 203.

Kirchengeschichte christliche Klugheit und Lehrweisheit lernten, sich vor Abwegen und Verirrungen hüten und den aufgestellten guten Beyspielen folgen sollte. Bey Materien, die hierauf führten, pflegten sie am längsten zu verweilen. Einige Fragmente nachgeschriebener Collegienhefte aus jener Zeit, die ich hier vor mir liegen habe, beweisen es deutlich, daß sie immer von diesem Gesichtspunct ausgegangen sind. Sie haben aus den *Centuriis Magdeburgensibus* aus Osiander, Arnold und andern damals vorhandenen Hülfsmitteln hauptsächlich das heraus, was zu diesem Zweck diente, und begleiteten es mit praktischen Bemerkungen aus dem reichen Schatz ihrer eigenen Erfahrung. So suchten sie den Mißbräuchen dieses Studiums vorzubeugen, die sie sehr wohl kannten, wie aus folgenden Stellen ihrer Schriften erhellt. „Wenn man Acht darauf giebt, was die Leute oft mit so vieler Mühe aus der Kirchenhistorie zusammen raffen, so sieht man, es sey fast alles dahin gerichtet, alles ungewiß und zweifelhaft zu machen: darum lassen sie sichs so sauer werden! Indessen bleibt das Studium selbst in seinem hohen Werth. Denn die Historie ist eine große Hülfe für die Theologie und ein Geschichtschreiber ein großer Diener der Theologie *)." — „Gewöhnlich aber treibt man die Kirchenhistorie nur so, daß man allein auf die äußeren Veränderungen sieht. Dies macht die Sache nicht

*) Anton Colleg. antithet., S. 73.

cht aus; das heißt nicht theologisch die Kirchen-
schichte behandeln: sondern man muß darin vor-
hmlich auf Gottes Weisheit, Wege und wunderbare
erichte merken, und die Zeichen der Zeit daraus be-
rtheilen lernen, nicht nur theoretisch, sondern
uch praktisch *)." — Ein neuerer Schriftsteller,
er mit den Theologen aus dieser Schule auf einem
runde bauete, faßt alles das, worauf ihre Bemü-
ungen und Wünsche beym Studium der Kirchenge-
hichte vornehmlich gingen, in folgenden Worten
urz zusammen: „Hätte man eine Kirchenhistorie, die
ur Hintansetzung der Dinge, die mehr zur Welt,
ls zu einer im eigentlichen Sinn genommenen Ge-
einde Christi gehören, von den Verborgenen des
Herrn, von den Zeugen des Evangelii, von den klei-
nen Gemeinden Jesu Christi, und wie die aufeinan-
der gefolgt, wovon man nur bald hie, bald da, bald
ort etwas aufgezeichnet findet, die möglichste Nach-
icht gäbe — was wäre die werth **)!"

5) Ueber die Polemik und deren Gebrauch erklärte sich Spener so ***): „Sie lehrt, wie man die Glaubenslehre gegen Irrthümer zu vertheidigen, und diese zu widerlegen habe. Es müssen Männer seyn, die sie treiben; aber sie ist nicht allen gleich nothwendig. Nicht alle müssen zum Krieg angewöhnt werden.

*) Franke, Lect. paraenet. II, 331.
**) Spangenberg, in der Idea fidei Fratrum, S. 531.
***) Praef. ad tabb. hodoſ., S. 1048. 1050.

den. So wie in der bürgerlichen Gesellschaft einige beständig Kriegsdienste thun, andere aber als friedliche Bürger leben: so ist es auch mit den Gottesgelehrten. Sie sollen zwar die Wissenschaft der theologischen Streitigkeiten nicht ganz als Nebensache treiben: aber nur wenige haben nöthig, sie zu ihrer Hauptbeschäftigung zu machen. Für die, welche nur kurze Zeit auf Universitäten verweilen, ist es genug, wenn sie die Glaubenslehren recht gefaßt haben, bey deren Abhandlung die entgegenstehenden Meinungen auch kürzlich berührt zu werden pflegen. Brauchen sie einst in ihrem künftigen Berufe mehr, so können sie es leicht durch eigenen Fleiß nachholen, wenn sie nur vorher in der Glaubenslehre, und sonderlich in der heil. Schrift gründlich unterwiesen sind. Unverstand aber und verkehrte Ordnung ist es, auf Universitäten die Streitigkeiten zu treiben, und das Studium der h. Schrift auf künftige Zeiten zu versparen.“ So wahr und treffend dies alles gesagt ist, so sehr war es den herrschenden Meinungen und Gewohnheiten jener Zeiten entgegen. Denn Polemik war in diesem streitsüchtigen Zeitalter das Lieblingsstudium auf Universitäten, und viele, die in den fünf bis sechs Jahren ihres akademischen Aufenthalts nie ein Exegeticum, nie Moral und Kirchengeschichte hörten, gingen doch Jahr aus Jahr ein in polemische Collegia.

Zur Führung der Streitigkeiten selbst gab Spener sehr heilsame Vorschriften, mit beständiger Hin-

sicht

ht auf die Mißbräuche seines Zeitalters. Man müsse n Verlauf jeder Irrung und Spaltung aus glaubirdigen Quellen erzählen, der näheren Veranssung dazu in der Geschichte nachspüren, den eintlichen Streitpunct genau bestimmen; und deutlich igen, wie die Thesis gegen die Antithesis zu behaupten y. Bey den Streitigkeiten mit Irrenden solle man cht bloß auf Ueberzeugung des Verstandes antragen; ch ihr Herz müsse mit ins Interesse gezogen, und les zum rechten Zweck, nämlich zur Besserung desiben, hingelenkt und angewendet werden. Diese bsicht werde am sichersten erreicht, wenn man den rsprung der mehresten Verirrungen in der Verderbtheit des menschlichen Herzens aufsuche. Dadurch könne auch verhütet werden, daß kein Zankeist und Ectenhaß — der aus diesem Studium so icht entstehe — im Herzen wurzele; vielmehr gewöhne man sich, die Irrenden als Kranke anzusehen, der die man nicht zürnen dürfe, sondern denen man us Mitgefühl eigner Krankheitsschwäche zu Hülfe llen müsse. „Ich habe nichts rathsamer gefunden — agt Aubon *) — als bey allen Streitigkeiten darauf zu weisen, daß ein jeder die Saamen der Irrthümer in seinem eigenen Herzen aufzusuchen habe; weswegen man also nicht erst nach Rom oder Paris reisen darf. . . Und ich bin noch der Meinung, daß

wenn

*) Im Coll. antithet., S. 3. Vergl. Frankens Ideen, S. 267.

wenn man hierauf mit Ernst Rücksicht nähme, d
Studium der Polemik nicht so widrig und unfruchtb
seyn würde, als es bisher gewesen ist, da man m
darauf gedacht hat, sich hervorzuthun, die Leute br
herunter zu machen, und wie auf einem Fechtbod
zu agiren; wodurch auch das Studium polemicu
fast infam geworden ist. Aber auf die besagte Wei
könnte diesem Studio Heil wiederfahren, daß es die
te zur Gesundheit aller Völker."

Nach diesen Grundsätzen las D. Auton in Hal
theils über die speciellern Streitigkeiten, theils üb
die allgemeine Polemik. Seine Collegen waren dari
mit einander übereingekommen, ihm diese Vorlesun
gen aufzutragen. Denn auf seinen Reisen durch Po
tugal, Spanien, Frankreich und Italien, die er i
den Jahren 1687 bis 89 mit dem damaligen jünge
ren Churprinzen und nachmaligen König von Polen
August, als Reisehofprediger machte, hatte er sic
oft in Religionsgespräche eingelassen, und Gelegen
heit gehabt, sowohl den Religionszustand ins Ganze
als auch die Meinungen und Streitigkeiten einzelne
Parteyen genau kennen zu lernen. Er pflegte daher
auch von den auf Reisen gemachten Beobachtungen
und Erfahrungen in seinen Collegien mancherley in
teressante Nachrichten mitzutheilen. Seine polemi
schen Vorlesungen hat ein ehemaliger hiesiger Predi
ger, J. U. Schwenzel, aus nachgeschriebenen
Collegienheften herausgegeben, unter dem Titel: D.

Paul.

l. Antonii Collegium antitheticum universale, ch der in den *thesibus Breithauptianis* be- dlichen Ordnung der Materien, *anno* 18 und 1719 gehalten. Halle, 1732. 4.

Uebrigens rieth man den Studirenden, daß sie in kleine Gesellschaften vereinigen, und das wich- ste von dem, was sie in den theologischen Collegien ört hätten, gemeinschaftlich wiederholen möchten, d zwar lateinisch, damit sie auch im Reden die Sprache Fertigkeit erlangten. Man schlug ihnen r, insonderheit die polemischen Lectionen so zu wie- holen, daß einer die Einwendungen vortrüge, und anderer sie beantwortete. Und dieser Rath wurde n vielen mit Nutzen befolgt *). Auch wünschte an, daß sie an den Disputirübungen, die er öffentlich und privatim häufig gehalten wurden, ntheil nehmen möchten. „Denn es hat seinen gro- n Nutzen, daß sie lernen, ihre Zweifel ordentlich id geschickt vortragen, auch anderer Zweifel assumi- n und mit Bescheidenheit beantworten: da sie denn rch diese Uebung ihren Verstand schärfen, und bey llem Widerspruch in Schranken und gehöriger Ge- müthsfassung zu bleiben gewöhnt werden **).“

III. Die ersten Hallischen Lehrer ließen sichs ornehmlich angelegen seyn, den Studirenden nähere Anleitung zur zweckmäßigen und gesegneten Füh-

rung

*) Frankens Lect. paraen. IV, 138.

**) Dessen Idea, S. 279.

rung des evangelischen Lehramts zu geb
und stifteten zu ihrer Vorbereitung und Uebu
verschiedene nützliche Anstalten.

„Die Amtsverrichtungen eines Predigers un
dem Volk bestehen darin, theils daß die Jug
in den Anfangsgründen der Religion, oder in der
techetischen Erkenntniß treu und weislich unterrich
werde, theils in öffentlichen Lehrvorträgen von v
schiedener Art, theils in Wahrnehmung der beso
dern Gelegenheiten und Zusprüche, um den Zuhöre
den wahren Glauben ins Herz zu pflanzen, und d
Früchte desselben bey ihnen zu befördern *)."

Auf diese drey Hauptpuncte richteten sie ih
Aufmerksamkeit bey dem Geschäft der Vorbereitu
künftiger Lehrer.

1) Sie machten ihre Schüler mit dem ganz
Umfang der wichtigen Pflichten des evangelisch
Lehramts bekannt, und gaben ihnen die treueste A
weisung, wie sie denselben ein Gnüge zu leisten hä
ten. Ihre Anleitung aber gründete sich nicht bl
auf Theorie, sondern auch auf eigene vieljähri
Amtserfahrung. Franke war zugleich Prediger
Halle, und seine Collegen, Breithaupt und A
ton, hatten, ehe sie hieher kamen, an mehr
einem Orte Predigerstellen bekleidet. Sie gaben
sen Unterricht hauptsächlich in den sogenannten Pa

*) Spener's Bedenken, Th. IV. S. 138. Vgl. Ste
metz Sammlung, Th. I. S. 1104.

llectionen, deren Hauptinhalt in Frankens *initis pastoralibus* kurz dargestellt ist *). Doch ränkten sie ihn nicht allein auf diese ein. Denn allen Vorlesungen ging ihre Absicht dahin, zu zei n, was für Nutzen die vorgetragenen Sachen im hramt hätten, und wie sie da angewendet werden ßten. Es kamen also in den exegetischen, dog atischen und moralischen Lectionen viele Bemerkun n dieser Art vor; besonders aber waren, wie wir en (S. 75—79.) gesehen haben, die ascetischen d paränetischen Stunden hiezu gewidmet.

2) Ihre Homiletik, oder Anweisung zum redigen, und die damit verbundenen Uebungen, aren von den damals gewöhnlichen sehr verschieden. pener sah das Studium der Homiletik, wie es i seiner Zeit auf den meisten protestantischen Univer täten getrieben wurde, mit Recht als eins der vor hmsten Hindernisse der wahren Gottesgelehrsamkeit n. Gewöhnlich ließen die studirenden Theologen das re erste und letzte Sorge seyn, nur die Predigtkunst i treiben, um daraus die Art und Weise zu lernen, ie sie zu reden hätten; unbekümmert um das, as sie einst reden sollten. Denn sie vernachlässigten as Studium der Glaubenslehren und Lebenspflichten, orin sie die Materialien zum Kanzelvortrag fanden: ur die Form lag ihnen am Herzen, das Kunststück der

*) Vergl. S. 82.

der Einrichtung, der Theilung, der Erweiterung g
hörig zu erlernen. Sie hielten recht abergläubis
auf die Beobachtung dieser Zwangsgesetze, und ginge
beständig in ihren selbstangelegten Fesseln. Spene
sagt daher: „er achte es für keine Schande, frey j
bekennen, daß er sein Lebtag in kein Collegium ho
miletícum gegangen sey, noch je eine Oratoriam
ecclesiasticam gelesen habe *).“

Wer nicht das Lob der Beredtsamkeit, sonder
die Belehrung und Besserung seiner Zuhörer zum ein
zigen Ziel seiner Bemühungen mache, dem sey es vo
allen Dingen um einen reichen Vorrath der Erkennt
niß göttlicher Dinge zu thun; er wende seinen Fle
besonders auf das Studium der h. Schrift, der Glau
benslehren und Lebenspflichten. Die Kraft des Vor
trags hange von der innern Stärke der Sachen un
dem ernstlichen Eifer des Lehrers ab. Die Vorschri
ten der Rednerkunst dienten ihm nur dazu, daß e
sich gewöhne, seine Gedanken richtig, deutlich un
ordentlich auszudrucken. Es könne aber den ange
henden Lehrern nicht genug eingeschärft werden, da
sie nicht im Rednerton, nach Aristoteles rhe
torischen Vorschriften, sondern im Lehrton zu pre
digen hätten, und daß sie sich zweckmäßiger Popu
larität befleißigen müßten.

Diese

*) M. s. außer der Vorrede zu den tabb. hodos., S. 105 f
die Steinmetzische Sammlung, Th. I. S. 1090.

Dieſes waren die Ideen, von denen auch die
illiſchen Theologen ausgingen. Wir wollen Fran-
n ſelbſt darüber hören. „Viele Lehrer ſind dahin
kommen, daß ſie auf eine geiſtliche Rednerkunſt
dacht ſind, gleich als wenn in der Kirche Gottes
e d n e r ſeyn ſollten. Darauf iſt es gar nicht an-
ehen. V ä t e r ſollen wir ſeyn. Der Lehrer muß
ne Zuhörer wie ein Vater zu allem Guten ermah-
n — und ſeine Ermahnungen einrichten, wie es
n ums Herz iſt, um das Verlorne vom Verder-
n zu retten. Bey dem Vater im Hauſe kommt es
ht darauf an, daß er oratoriſire, und ſchöne Re-
n halte von der Erziehung der Jugend, oder von
n guten Sitten u. dergl.“ — — „Ein Lehrer
ß die Art derjenigen Bäume haben, die zwar hoch-
wachſen ſind, aber doch ihre Zweige ausbreiten,
d herab auf die Erde hangen laſſen, damit die,
unten gehen und nicht hinaufſteigen können, doch
n ihrer Frucht etwas erreichen und genießen kön-
n.“ — „Das iſt aber das gemeine Uebel: was
r im Amte alle Tage brauchen, das lernen wir
ht; denn es iſt uns zu gering: und was wir auf
iverſitäten gelernt haben, das wiſſen wir hernach
cht mit Nutzen zu gebrauchen. — Das Princi-
um, das man insgemein hat, man müſſe ſich nach
m A u d i t o r i o richten, wenn es nämlich ein
lehrtes Auditorium ſey, ſo müſſe man auch etwas
elehrtes vorbringen, iſt ein höchſt ſchädliches Prin-

cipium. Wenn der Heiland die Phariſäer vor ſi
hatte, da hatte er ein gelehrtes Auditorum: aber
ſagte ihnen ſo deutlich und einfältig, woran es ihm
fehle, als es ihnen nur immer geſagt werden kon
So ſoll man es auch machen, und bey dem Hau
zweck bleiben, man mag Gelehrte oder Ungelehr
vor ſich haben *)."

3) F

*) Frankens Lect. par. VII, 498. 500 f. I, 73. 187
Idea, S. 123. — Eben ſo dachte Luther. „Wa
ich in Wittenberg predige, faſſe ich mich aufs tiefſte b
unter: ſehe nicht an die Doctores und Magiſtros, de
in die vierzig darinnen ſind; ſondern auf den Hau
junger Leute, Kinder und Geſinde. Denen predige ic
nach denſelben richte ich mich: die bedürfens! Wol
es die andern nicht hören, ſo ſteht die Thür offen. —
Mir und Philippo darf keiner predigen; wiewo
wir auch etwas daraus lernen können, das uns vons
then iſt. Man muß nicht predigen und tapfer her ſch
ren mit großen Worten, prächtig und kunſtreich, d
man ſehe, wie man gelehrt ſey, und ſeine Ehre ſuch
O nein! hier gilt's nicht. — — Das fehlt gemeiniglich
allen Predigern, daß ſie predigen, daß das arme Vo
gar wenig daraus lernt. Einfältig zu predigen iſt ei
große Kunſt. Chriſtus thut's ſelber. — Demnach ſolle
alle deine Predigten aufs einfältigſte ſeyn; und ſich
nicht an den Fürſten, ſondern auf die einfältigen, gr
ben und ungelehrten Leute, welches Tuchs auch der Für
ſeyn wird. Wenn ich in meiner Predigt ſollte Philip
pum Melanchthonem und andere Doctores anſ
hen, ſo machte ich nichts Gutes: ſondern ich predig
aufs einfältigſte den Ungelehrten, und es gefällt Allen
Kann ich denn griechiſch, hebräiſch ꝛc., das ſpare ich
wenn wir Gelehrten zuſammenkommen: da machen wir'
ſo krauſe, daß ſich unſer Herr Gott drüber verwundert."

Noch

3) Zu den homiletisch-praktischen Col-
;iis wurden nur diejenigen zugelassen, die in der
eologie schon einen guten Grund gelegt hatten,
d mit den Regeln der Homiletik bekannt waren.
n Anfang hörten sie bloß den Vorträgen der Geüb-
en und den Censuren des Lehrers darüber zu, um
Anwendung der homiletischen Vorschriften zu ler-
n; hernach erst wurde ihnen erlaubt, selbst einen
rsuch im Predigen zu machen *). — Die bey
n Waisenhausschulen als Lehrer angestellten Stu-
nten hatten überdem die erwünschteste Gelegenheit,
) in erbaulichen Vorträgen von verschiedener Art,
: Kindern und vor der größeren Jugend zu üben.
n Entwurf und Hauptinhalt dieser Vorträge schrie-
n sie eigenhändig in ein dazu bestimmtes Buch,
s den Directoren von Zeit zu Zeit zur Durchsicht
ergeben wurde; und bey den Vorträgen selbst war
öhnlich ein Schulinspector gegenwärtig, der,
nn es nöthig war, dem Lehrer hernach privatim
ne Bemerkungen darüber mittheilte.

Die unreifen und im Christenthum selbst noch
ht genug befestigten Studenten warnte man nach-
ücklich vor dem frühzeitigen und voreiligen

Noch mehrere Stellen dieser Art findet man in der klei-
nen lesenswürdigen Schrift: Luther's Gedanken
über die Verwaltung des evangelischen Pre-
digtamts, aus seinen Schriften herausge-
zogen von C. G. Frohberger. Leipzig 1793. 8.

*) Frankens Idea, S. 278.

Predigen. „Solche unnütze Schwätzer, — l
auf die Dörfer laufen, oder sonst hie und da Prä
canten abgeben wollen, sind vor Gott ein Grem
und dem Lehramt eine Schande; der ganzen Kird
aber keine nützliche, sondern schädliche Leute *)."

4) Noch eine andere Art von Vorübung
brachte Spener in den *piis desideriis* und ande
Schriften **) in Vorschlag, und erwartete davon vi
len Segen. Dies waren die biblischen Uebung
stunden der studirenden Theologen untereinande
Collegia biblica, oder *Exercitationes biblicae*. Se
Plan dazu war folgender: Es vereinigen sich die St
direnden in verschiedene kleine Gesellschaften, um e
bibliſches nicht allzu schweres Buch, und zwar zuer
aus dem Neuen Testament, mit einander durchzulese
und zu betrachten, damit sie eine Fertigkeit erlang
mit der heil. Schrift umzugehen. Vor allen Ding
muß der Wortverstand mit Anwendung aller da
nöthigen Hülfsmittel erläutert werden. Doch ist
nicht rathsam, bey dem Dunkeln zu sehr zu verwe
len, als wenn alle Schwierigkeiten auf einmal übe
wunden werden müßten. Hierauf sind die im Te
liegenden theoretischen und praktischen Wahrheite
herauszuziehen und zu entwickeln. Bisweilen — den
dies muß nicht immer geschehen — kann auch e
kur

*) Frankens Idea, S. 279.

**) Man sehe z. E. die Praef. ad tabb. hodoſ., S. 109
und die theolog. Bedenken, Th. IV. S. 180 f.

rzer Entwurf zu einer Predigt gegeben werden.
les ist hauptsächlich auf die Erbauung zu richten,
d die theoretischen Materien müssen beständig zur
axis gezogen werden. Hier ist nicht der Ort, in
lehrte Forschungen einzugehen, sondern es soll ge-
gt werden, wie jeder in einer Schriftstelle liegende
ɔrpunct zur Ermunterung und Befestigung im Gu-
r, zum Trost und zur Beruhigung diene. In den
:rsammlungen thut jedesmal einer den Haupt-
rtrag. Wenn dieser geendigt ist, so stehe es den
rigen Mitgliedern der Gesellschaft frey, noch etwas
: Erklärung des Textes, oder zur Erbauung hinzu
ſetzen. Hiezu kann es nie an Stoff fehlen, indem
rausgesetzt wird, daß sich jeder auf die zu erläu-
nde Schriftstelle auch dann vorbereite, wenn er
cht selbst den Hauptvortrag hält. Die Versamm-
ngen sind mit einem kurzen, dem Inhalt der Rede
gemessenen Gebet anzufangen und zu beschließen.
le müssen sich dazu gewöhnen, daß sie während
nes Vortrags und auch nach Endigung desselben
e Zueignung der Wahrheiten auf sich selbst machen,
ıd sich prüfen, wie ihr Herz dagegen gesinnt sey,
) sie davon fest überzeugt sind, und ob sie alles so
y sich finden, wie es in der heil. Schrift vorge-
ɔrieben ist. Es ist auch von sehr großem Nutzen,
enn sich zwey oder drey Freunde dazu vereinigen,
ertrauliche Prüfungen untereinander anzustellen.

Zu Ausführung dieser Vorschläge verhanden si zuerst die drey Magister, Anton, Franke un Schade in Leipzig 1686, und Anton erhielt, a sein Ansuchen, von Spenern eine nähere schrift liche Anleitung dazu, aus der ich so eben einen Au zug mitgetheilt habe. Dies waren die *Collegia pie tatis*, oder *philobiblica*, die damals so großes Au sehen machten, und den ersten Unternehmern vi Spott und Verdruß zuzogen. Von der Zeit an be gann eine große Erweckung unter den Studirende in Leipzig. Die meisten, die an diesen Uebungen An theil nahmen, wurden von einem solchen Ernst un Eifer belebt, daß man bis dahin auf Universitäte noch kein Beyspiel dieser Art gesehen hatte. Ei Gleiches geschah hernach in Halle, und hierauf in Jena, nachdem Buddeus (1705) von Halle dahi gekommen war. So ging also Spener's zuver sichtliche Hoffnung, daß hiedurch insonderheit rech brauchbare und erbauliche Prediger ge bildet werden würden, zu seiner Freude vol kommen in Erfüllung. Seitdem diese Bibellectione aufgehört haben, ist der Eifer der Studirenden er kaltet; und jene Universitäten haben der Kirche nich mehr so viel fromme und geübte Lehrer zugezogen als damals, da sie noch im Gange waren.

Die Collegia biblica in Halle wurden unter de Direction der theologischen Facultät gehalten, doch so, daß nicht der geringste Zwang dabey statt fand.

Ei

e bestanden aus verschiedenen kleinen Gesellschaften, wöchentlich in einer oder mehreren verabredeten unden zusammen kamen. Einer der Geübteren, B. ein akademischer Privatdocent, oder ein Ju- ctor vom Waisenhause, führte dabey die Aufsicht, d gab Erinnerungen, wenn sie nöthig waren. Auch Anfänger im theologischen Studium wurden er- hnt, diese Versammlungen fleißig zu besuchen. fangs aber waren sie nur Zuhörer, und sie mußten erst das volle Vertrauen ihrer Lehrer und Commi- nen erworben haben, ehe sie unter die Zahl derer, Vorträge hielten, aufgenommen wurden *).

5) Anleitung zum Catechisiren und cate- tische Uebungen. Eine der vornehmsten Be- ihungen Spener's ging dahin, den zu seiner it äußerst mangelhaften Volks- und Jugendunter- ht in der Religion zu verbessern, und die verbes- te Methode desselben in der protestantischen Kirche Uebung zu bringen. Von den Grundsätzen, die dabey befolgte, findet man in den theologi- hen Bedenken ausführliche Nachricht; und das hr vollständige Register dazu weiset die Hauptstellen ach, unter den Artikeln: Catechisation, Ca- chismus, Catechismusexamen. Das Wich- tigste,

*) Mehr davon findet man in Frankens Idea, S. 269 f. und in der ausführlichen Schrift: *Methodus exercitationum biblicarum*, quae consilio et auctoritate Ordinis theol. in academia Halensi inter theologiae Studiosos institutas et instituendas sunt. Halae, 1707.

tigste, was hier und in andern Spenerschen Werken zerstreut davon vorkommt, hat ein Ungenannter geordnet, und in Form eines Gespräches unter dem Titel herausgegeben: D. Spener's Gedanken von der Catechismusinformation, Halle, 1715. 12., und Steinmetz hat diesen Aufsatz auch in seine Sammlung der kleinen geistlichen Schriften mit aufgenommen*). — Die für Catecheten bestimmten und an Materialien sehr reichhaltigen Spenerschen Catechismustabellen hat D. Pritius aus dem Lateinischen ins Deutsche übersetzt und mit Zusätzen vermehrt. Frankfurt a. M. 1717. 8.

Die Gedanken der ehemaligen Hallischen Lehrer über den Werth und Nutzen der catechetischen Unterweisung im Predigtamt und Schulunterricht, weiß ich nicht stärker und einleuchtender, als mit Franken Worten auszudrücken. Möchten sie doch auch in unsern Zeiten — wo viele Studirende so wenig Sinn für dieses alles haben — beherzigt werden! „Die Studiosi werden künftig in ihrem Amte befinden, wenn sie Jahr aus Jahr ein gepredigt haben, daß die Zuhörer aus ihren Predigten, auch von solchen Dingen, die sie ihnen wohl hundertmal gesagt haben, so wenig gefaßt haben, als wenn sie es ihr Lebtag noch nicht gehört hätten, und das alles aus Mangel der Catechisationen. Denn weil es mit den Predigten nicht so gehet, wie etwa in Schulen, da man

*) Th. I. S. 1171—1224.

an von Zeit zu Zeit Examina hält: so verlassen
h die Leute darauf, wie sich etwa die Schüler dar-
f verlassen und faul werden würden, wenn kein
amen angestellt würde. Die meisten Menschen
ben so wenig Fassungskraft, daß wenn ein Periode
sagt ist, sie ihn schon wieder vergessen haben: sie
kommen, indem sie zuhören, fremde Gedanken, und
mmen aus der Verbindung heraus. Sie erlangen
so keine rechte Einsicht in die Ordnung des Heils. —
er Prediger wird der Sache durch kein anderes Mit-
l helfen und rathen können, als durch die Catechi-
tion. Es ist also das Vornehmste, nicht nur im
Schulamt, sondern auch im Predigtamt, den Leuten
en Catechismus recht zu lehren und zu erklären.
Daher ist selbst in den Predigten immer auf den
atechismus Rücksicht zu nehmen. Hätten nun Stu-
iosi theologiae hier einige Jahre zugebracht und alle
heologische Collegia gehört, aber nicht catechisiren
elernt, so wären sie zur Hauptsache, die sie einst
hun sollen, ungeschickt, und dieser Mangel würde
ie meiste Frucht ihres Amtes verhindern. — Ver-
ständige werden ihre Gelehrsamkeit nur in so weit
chätzen, als sie brauchbar ist, und wahres Nutzen
amit geschafft wird. — Es ist ihnen große
Schande, wenn sie die hiesige gute Ge-
legenheit dazu, nicht benutzen. Im Anfang
der Universität wußte man das mehr zu schätzen:
nach dieser Zeit sind sie mehr auf äußerliche Wissen-

schaf-

schaften verfallen, und haben die Catechisation ve
achtet.“ Dies sagte er in einer paränetischen Vo
lesung *), im Jahr 1770, und jetzt noch immer i
es ein Wort zu seiner Zeit geredet.

Er machte die Studirenden auch noch auf an
dere erhebliche Vortheile dieser Uebung aufmerksam
„Ich versichere, wenn einer die Glaubenslehren sich
recht imprimiren will, so kann er es nicht besser thun
als durch Catechisationen. Denn da kommen die
wichtigsten Lehren vor, und indem sie populär
müssen vorgetragen werden, und indem alles in viel
Fragen zerlegt wird, und die Antwort der Schüler
bald so, bald anders fällt, so wird einem dadurch
der Satz viel heller und leichter, und man lernt die
Beweise besser einsehen, als da man sie im Collegio
theologico hörte **).“

Die vorhin erwähnte gute Gelegenheit, das
Catechisiren zu lernen und sich darin zu üben, hatten
die hiesigen Studirenden in dem beym Waisenhause
von Franken mit Zustimmung der theologischen
Facultät gestifteten *Catecheticо*, oder catechetischen Institute. Hier wurden sie theoretisch und
praktisch so angeleitet, wie damals in keiner Anstalt
auf andern Universitäten geschahe. Der nächste Zweck
war, Lehrer für die Schulen des Waisenhauses dazu
zuzuziehen, und ihre Kenntnisse und Lehrgaben zu
prü

*) Lect. par. IV, 227—232. Vergl. Idea, S. 241.

**) Lect. paraen. am a. O.

ufen; daher auch alle sogenannte Präparandi
itglieder dieses Instituts waren *). Aber auch
dere, die nicht mit dem Waisenhause in Verbindung
nden, konnten unentgeltlich daran Antheil nehmen,
enn sie bey Franken um Erlaubniß ansuchten.
n jeder Woche waren vier bis fünf Stunden dazu
sgesetzt, die von dem Oberinspector der Bürger-
hulen des Waisenhauses gehalten wurden. So bald
e nöthigsten Regeln gegeben waren, catechisirte er
erst selbst Kinder von verschiedenen Kenntnissen und
lter in Gegenwart der Studenten, um ihnen die
nwendung der Regeln zu zeigen. „Dadurch wur-
e — wie Franke es ausdruckt — das donum
atechetieum des Lehrers tief in ihre Gemüther ein-
edrückt; es theilte sich ihnen unvermerkt mit, daß
s ihnen nicht schwer wurde, es nachzuahmen.“
Dieses geschah etwa vierzehn Tage lang. Dann stand
s den Zuhörern frey, sich selbst zum Catechisiren der
linder zu melden. Anfänglich wiederholten sie nur
n den dazu ausgesetzten Stunden die catechetischen
Vorträge des Inspectors; und dieser fuhr dabey in
ndern Stunden fort, ihnen vorzucatechisiren. Letz-
eres hörte auf, so bald sie mehr Uebung erlangt hat-
en, und sie hielten nunmehr im Beyseyn des In-
pectors eigene Catechisationen über einen ihnen vor-
geschriebenen oder selbstgewählten Gegenstand, wor-
uf sie sich zu Hause vorbereitet hatten. Der jedes-

malige

*) Vergl. S. 50 und 51.

malige Vortrag des Catecheten wurde in Abwesenheit der Kinder von dem Inspector vor den übrigen Zuhörern censirt. Auch darauf sahe man sorgfältig, daß sie den Catechismus auf verschiedene Art, nach den Bedürfnissen der Catechumenen, behandeln lernten, wie es sich für die ersten Anfänger, für die Geübtern und für die Mittelclasse schickt. Daher wurden immer Catechumenen von verschiedenem Alter, Fähigkeiten und Kenntnissen ausgesucht. — Dieses nützliche Institut, das noch jetzt fortdauert, hat Franke im Anhang zu seiner Idea Studiosi theol. (S. 237—250) ausführlich beschrieben, und man findet da zugleich viel Lehrreiches und Erfahrungsmäßiges über catechetischen Unterricht und catechetische Methode beysammen.

In den Schulen des Waisenhauses selbst hatten die so vorbereiteten Lehrer die beste Gelegenheit, sich im Catechisiren, so wie im gesammten Jugendunterricht, unter beständiger Aufsicht und Zurechtweisung zu üben: und bey der großen Menge der Schulkinder, die eine Abtheilung derselben in mehrere Classen nöthig machte, konnten immer sehr viele dazu gelangen. „Aber es ist darin ein großer Selbstbetrug, daß sich manche für glücklich halten, weil sie so viel eigene Mittel haben, daß sie nicht bedürfen Information anzunehmen, und diejenigen für unglücklich schätzen, die so arm wären, daß sie Kinder informiren

iren müßten. Insgemein sind das die untüchtigsten Leute zum Lehramt, die sich nicht in der Bildung der Jugend geübt haben. Sie wissen nicht, wie sie den Unterricht angreifen sollen. Hingegen wenn man einen solchen bekommt, der arm gewesen, und durch seine Armuth noch irgend dazu angetrieben worden, daß er eine Information angenommen, um den Kindern den Catechismum beyzubringen: so kann er hernach, wenn er ins Lehramt kommt, was leisten, was das Vornehmste darin ist.“ — — Ein gewissenhafter Studirender übt sich indessen im Catechisiren und andern Theilen des Unterrichts nicht nur wenn er durch Armuth dazu genöthigt wird, sondern auch wenn er für sich zu leben hat; und er thut es nicht bloß um seines Vortheils willen, sondern es ist ihm ein wahrer Ernst, seine Schüler zur rechten Erkenntniß Christi anzuleiten *).“

Die Leser werden in dem allen, was in diesem Aufsatz gesammelt ist, so vielfachen Stoff zu lehrreichen Betrachtungen gefunden haben, daß ich nicht nöthig habe, sie beym Schluß desselben erst darauf aufmerksam zu machen, zumal, da im Vorhergehenden so oft Winke dazu gegeben sind.

Es genügt mir daher, von dem gesegneten Erfolg der hier beschriebenen Bemühungen der ehemaligen

*) Frankens Lect. par. IV, 35. und Idea, S. 130. vergl. S. 272.

ligen Hallischen Lehrer noch Folgendes, größtentheils mit Frankens eigenen Worten, anzuführen. „Viele der hier Studirenden erkannten den eigentlichen Hauptzweck unserer Arbeit, sie bekehrten sich von Herzen und gingen in eine gründliche Selbstverleugnung ein. Sie setzten alle Absichten auf zeitliche Wortheil, Reichthum, Ehre vor der Welt, gute Tage, Gunst ihrer Patronen, künftige Beförderung aus den Augen; wagten es auf alles und ließen es darauf ankommen, daß sie von der Welt verachtet und verworfen wurden, ja sie bezeugten darüber eine besondere Freudigkeit, daß sie dessen gewürdigt würden. — Es war unter ihnen eine herzliche Zusammenfassung in der Liebe, sie ermunterten und erweckten sich untereinander. Landsleute, oder Tischgesellschaften vereinigten sich oft, eine gewisse Stunde auszusetzen, wo sie zusammen beteten, oder nützliche Betrachtungen anstellten, oder die Bibel zu ihrer Erbauung mit einander lasen; denn das Studium der heil. Schrift trieben sie mit großem Eifer. Auch die Tischgesellschaften ermunterten sich durch erbauliche Unterredungen. Sie bemüheten sich, ihren Commilitonen und allen, die um ihnen waren, mit ihrem Wandel, mit Wort und Werken, vorzuleuchten, zu ihrem Heil. Es wurden daher auch viele andere Leute, in den Häusern, wo solche Studenten wohnten, oder speiseten, durch sie zur gründlichen Bekehrung erweckt. . . Durch dieses alles leg-

ı sie den Grund, daß sie sich einst, wenn sie wieder
ihrem Vaterlande zusammenkamen, in ihren Aem-
:n die Hand boten, in brüderlicher Vertraulichkeit
ysammen lebten, einmüthig und im alten Ver-
ıuen, das sie schon auf Universitäten zu einander
faßt hatten, das Werk des Herrn zu treiben. —
ewißlich, es ist mancher, der hier studirt hat und
einen andern Ort hingekommen ist, daselbst ein
ht geworden, so daß fast alles durch einen Men-
ıen erregt worden, die Leute ihre Augen aufgethan,
sich gegangen, und erkannt haben, daß man nicht
dem verderbten Leben so fortfahren solle. So wur-
n auch andere Lehrer durch die, so von hier weg-
gangen, erweckt. Denn wenn jene sahen, daß sie
r Lehramt bisher nicht so ernstlich geführt, als diese
führten, so vereinigten sie sich mit ihnen, nachdem
ihre bisherigen Fehler erkannt hatten *)."

Die Gegner Spener's hatten zwar viel nach-
eilige Gerüchte von den Hallischen Lehrern im Aus-
nde verbreitet, die anfangs bey vielen Glauben fan-
n: aber seitdem man sich auch auswärts von dem
dlichen Sinn und der Brauchbarkeit ihrer Zöglinge
ırch sichere Erfahrungen überzeugt hatte, änderte sich
es so sehr, daß die hiesigen Theologen, und beson-
rs Franke, von den entferntesten Orten her unab-
ssig ersucht wurden, Arbeiter in Kirchen und Schu-
n von hier aus zu versenden. Doch war bey den
ersten,

*) Lect. par. IV, 84—87. 108. 110 f. VI, 28.

ersten, die an dieser Erweckung Theil hatten, m
Lauterkeit, größere Treue, ernstlichere Weltverleu
nung, und überhaupt ein besonderer Vorzug in d
Kraft des ersten Eifers zu spüren, als in der Fol
zeit, da die Zahl der Studirenden zunahm, und d
auf Universitäten herrschende Verderben auch hier unt
denen, die sich der Theologie widmeten, immer allg
meiner wurde. Franke hielt schon im Jahr 170
zwey merkwürdige paränetische Vorträge, von de
Unterschied der gegenwärtigen und eh
maligen *Studiosorum theologiae*, aus denen i
im Vorhergehenden einiges ausgezeichnet habe, u
hier noch folgende Stelle mittheile *): „Im Anfa
der Universität erkannten unsere Studiosi besser, w
unser Hauptzweck sey in unsern Lectionen, Predi
ten, Ermahnungen und Umgang mit ihnen, daß
nämlich gründlich zu Gott bekehrt werd
möchten. Es fand sich dies so merklich an ihne
daß ich die Jahrszeit, in der wir jetzt leben **), in
mer der Zeit zu vergleichen pflegte, da der Saame
der in die Erde gestreuet ist, hervorgeht und den Ac
grünend macht. Denn so fand sichs in dieser Jahr
zeit, daß wenn neue Studiosi zwischen Ostern u
Pfingsten hieher kamen, und denn so ein Viertelja
ohngefähr das Wort gehört hatten, so kam nicht n
ein

*) Im vierten Theil der paräu. Lectionen, S.
bis 118. Die hier angef. Stelle steht S. 77. 80. 81.

**) Er hielt diese Vorträge am 8. und 15. August.

einer und der andere, sondern viele, und gaben zu erkennen, was das Wort an ihren Herzen für Wirkung gehabt; sie fingen an zu bekennen, wie sie Gott herzlich preiseten, daß er sie habe an diesen Ort kommen lassen; sie fingen an zu bekennen, wie sie vorher auf Schulen oder Universitäten ihres Christenthums so schlecht wahrgenommen, wie sie in solchem elenden und verkehrten Zustande gewesen, mit welchen Sünden sie ihr Gewissen beschwert, wie sie sich von ihren Commilitonen hätten verführen lassen, und wieder andere verführet; sie bezeugten, was sie darüber für Traurigkeit in ihren Herzen empfänden, was sie für eine Begierde und Verlangen hätten, daß ihre Seelen gerettet und rechtschaffen zu Gott bekehrt werden möchten; fragten um Rath, wie es doch weiter anzufangen wäre. . . . Diese Bewegungen, die sich um diese Jahrszeit zu finden pflegten, konnte man nicht bequemer vergleichen, als, wie schon gesagt, mit der Zeit, da der Saamen auf dem Acker aufgegangen ist, und ihn gleichsam mit einer grünen Decke bedeckt. — Wenn ich aber unsern gegenwärtigen Zustand ansehe, so muß ich bekennen, wenn ich nach meiner Erkenntniß und Erfahrung reden soll, daß die Studiosi theologiae jetzt unsere Hauptabsicht weniger einzusehen und zu Herzen zu nehmen scheinen, als sie damals erkannt und zu Herzen genommen wurde. Sie meinen, unser Hauptzweck wäre der, daß wir ihnen nur die Köpfe mit Wissenschaft

erfüllten, daß wir ihnen nur so viel beybringen wollten, daß sie einmal ein Amt bekommen, Frau und Kinder ernähren, und sich in der Welt durchbringen könnten: da doch unsere Hauptabsicht ist, daß wir sie zu Christo führen, und Leute aus ihnen machen möchten, in welchen zuerst das Reich Gottes angerichtet werde, ehe sie sich dazu wollen gebrauchen lassen, das Reich Gottes in andern anzurichten. Aber diese unsere Hauptabsicht bleibt dem mehresten Theil meistens verborgen und verdeckt. — — Die Wahrheit, die ihnen bezeugt wird, sich rechtschaffen zu Gott zu bekehren, führen sie nur in das bloße und todte Wissen hinein, die Kraft aber und den Geist, das Leben und das Licht, das man durch das Wort des Herrn in ihre Seelen hineinzubringen sucht, verachten sie, als wenn es eine Sache wäre, daran am wenigsten gelegen, und die sich künftig schon einmal von selbst geben würde. — Daher finden sich jetzt nicht so viele ein, wie sonst, wegen ihres Christenthums um Rath zu fragen. Der Acker will nicht so grün aufgehen, wie ehemals!"

III.

Johann Anastasius Freylinghausen.

Dieſer von vielen Seiten höchſt achtungswürdige Mann war zwar nicht dazu beſtimmt, eine Anſtalt, wie die Frankiſche, zu gründen: — ihm war daher auch nicht der große Unternehmungsgeiſt und die glückliche Selbſtthätigkeit, die den Stifter beſeelte, zu Theil geworden; vielmehr mußte ſein Talent erſt hervorgezogen, und ſeine Thätigkeit geweckt und geleitet werden: — aber dazu war er auserſehen, der vornehmſte Mitarbeiter des Stifters zu ſeyn, und den von dieſem angefangenen Bau, ganz in deſſen Geiſte fortzuführen. Denn unter den vielen treuen Gehülfen, die dieſen bey Gründung der hieſigen Anſtalten unterſtützten, war außer Freylinghauſen keiner, der zu aller Art von Geſchäften ſo geſchickt und bereitwillig geweſen wäre; keiner, der das Wohl des Ganzen mit ſo großer Angelegenheit auf ſeinem Herzen getragen, und von Anfang an alle Arbeiten und Sorgen mit ihm gleich getheilt hätte. Länger als 30 Jahre war er ſein unzertrennlicher Gefährte, wohnte mit ihm in einem Hauſe, ſpeiſete an ſeinem Tiſche, war früh und ſpät um ihn, und Franke unternahm nichts, was nur von einiger Wichtigkeit ſchien, ohne es vorher mit ihm überlegt zu haben. Er war alſo nicht bloß Werkzeug in ſeiner Hand, ſondern auch

ſein

sein unentbehrlicher Rathgeber. Franke selbst nannte ihn seine rechte Hand; und schon bey Lebzeiten beider Männer urtheilten viele, daß er ihm ganz das sey, was Timotheus dem Paulus war. Die kurze Beschreibung seines Lebens, die ich hier mittheile *), wird es auch beweisen, daß man von ihm, in Beziehung auf Franken — ohnerachtet er nur sieben Jahre jünger war, als dieser — mit Wahrheit sagen könne, was der Apostel seinem Timotheus nachrühmt, daß er ihm, wie ein Kind dem Vater, am Evangelio gedient habe.

Er war 1670 am 2. December zu Gandersheim im Fürstenthum Wolfenbüttel geboren, wo sein Vater Bürgermeister und Kaufmann war. Seine Mutter, eines Predigers Tochter, die viel historische Kenntniß der christlichen Lehre hatte, brachte ihm die ersten Religionsbegriffe bey, die für sein fühlendes Herz

*) Ich schöpfe theils aus einem Lebenslaufe, der von ihm selbst herrührt — woraus ich mehreres wörtlich auszeichnen werde — und aus andern ihn betreffenden Aufsätzen verschiedener Verfasser, die in seinem Ehrengedächtniß (Halle, 1740. Fol.) stehen, theils aus mündlichen Nachrichten, die von seinem Sohne, dem sel. D. Freylinghausen; meinem sel. Vater — der ihn 14 Jahre lang genau gekannt hat, und viel mit ihm umgegangen ist — und einigen andern glaubwürdigen Zeugen herrühren. Auch aus der Erzählung seines Lebens im 5ten Theil der Nachrichten von dem Charakter und der Amtsführung rechtschaffener Prediger und Seelsorger, (Halle, 1776.) S. 188 f. ist hier einiges benutzt worden.

)erz schon damals viel Empfänglichkeit hatte. Er)urde aber mehr zur Furcht vor Gott, als zur Liebe: ı ihm angeleitet. „Doch blieb bey mir nicht ohne :indruck — schreibt er selbst davon — was ich für 3eschreibungen vom jüngsten Gerichte und der Qual er Verdammten hörte. Ich ward daher in die ußerste Furcht gesetzt, wenn ich jemand fluchen hörte;)einte auch zuweilen, wenn ich nicht einschlafen konnte,)egen der ewigen Pein der Gottlosen in der Hölle. — Meine ersten Lehrer aber (die Privatlehrer sowohl, ls die in der öffentlichen Schule,) ließen es alle an ehörigem Fleiß, gutem Exempel und nöthiger Auf- icht fehlen.“ Nach zurückgelegtem 12ten Jahre am er nach Einbeck zu seinem Großvater mütterlicher Seite, dem Senior und Pastor Polenius, wohnte n dessen Hause, und besuchte die dortige Stadtschule. Auch hier war die Anweisung zum Christenthum, selbst in den obern Classen, höchst mangelhaft, und auf die ittliche Bildung wurde sehr wenig gesehen. Dennoch blieb bey ihm der durch die erste Erziehung erweckte Abscheu an allen groben jugendlichen Ausschweifungen, und an der Bosheit und Rohigkeit seiner meisten Mitschüler. Von seinem Großvater wurde er zur Lesung der Bibel, und zum Auswendiglernen der Psalmen, so wie auch der evangelischen und epistolischen Texte angehalten. Dies schien ihm zwar damals ohne Nutzen zu seyn, weil niemand ihn anleitete, das zu verstehen, was er las und lernte; aber

in

in der Folge kam ihm doch diese frühe Bekanntsch
mit der heil. Schrift sehr zu Statten, daß ihm d
darauf verwendete Zeit nicht gereuete.

Im Jahre 1688 verließ er die Einbeckſche Schul
hielt sich ein halbes Jahr lang bey seinen Eltern au
und bezog dann 1689 als 18jähriger Jüngling di
Universität Jena. Dort hörte er zuerst, nach Ge
wohnheit damaliger Zeiten, den ganzen philosophi
schen Cursus; hiernächst philologische, exegetische
und theologische Vorlesungen, vornehmlich über die
Glaubenslehre bey dem berühmten D. Baier,
dem nachmaligen Professor Theologiä primarius in
Halle *).

In der letzten Zeit seines Aufenthalts zu Jena
wohnte er mit einem Candidaten, Namens Homeyer
(nachmaligem Prediger zu Lebendorf), auf einer
Stube. Dieser hatte einige Jahre in Erfurt studirt,
und stand mit seinem dortigen Lehrer, dem D. Breit-
haupt — der den Sinn für christliche Frömmigkeit
und Rechtschaffenheit zuerst in ihm geweckt hatte —
in beständigem Briefwechsel. Da er nun seinem
Freunde viel von der Gelehrsamkeit und dem exem-
plarischen Wandel dieses Theologen erzählte, und
bisweilen schöne Stellen aus dessen Briefen vorlas,
so ward in ihm das Verlangen rege, den Mann auch
persönlich kennen zu lernen. Auf Homeyers Em-
pfeh-

*) Man sehe oben S. 70.

hlung fing er um diese Zeit an, Arnd's, Spe-
r's und Luther's Schriften zu lesen, und spürte
raus — wie er es selbst ausdrückt — einigen
ufgang des Lichts, und manche gute
ewegungen in seinem Herzen. Der Pie-
mus, der von Leipzig ausgegangen seyn sollte, ver-
sachte damals allgemeines Aufsehen, und Erfurt
ar nun auch eine von den auswärts der neuen Lehre
egen übel berüchtigten Städten; besonders seitdem
l. Franke (1690), unter großem Widerspruch der
eisten übrigen Lehrer, als Diaconus dahin gekom-
en war, und mit seinen ernstlichen Predig-
en — denn so nannte man sie — viel Eingang
efunden hatte. Der Ruf dieses Mannes hatte mehr
ere Studirende in Jena neugierig gemacht, ihn selbst
u sehen und zu hören. Sie besuchten ihn daher in
eipzig, und hernach in Erfurt häufig. Einige, die
urch seine öffentlichen Vorträge und lehrreichen Pri-
atgespräche anderes Sinnes geworden waren, such-
en Homeyers Umgang, und Freylinghausen
ernahm aus ihren Unterredungen viel zum Lobe der
eiden Erfurtischen Lehrer. Um Ostern 1691 wur-
den die Jenaischen verbundenen Freunde — unter
denen sich auch Freylinghausens nachmaliger
Amtsgehülfe, M. Wiegleb befand — mit einander
einig, nach Erfurt zu reisen, um Franken und
Breithaupt zu sprechen und predigen zu hören.
Aus eigenem Antriebe würde Freylinghausen

vorjetzt

vorjetzt noch nicht mitgegangen seyn; aber da ihm zugeredet ward, so ließ er sich's gefallen, — dies ist sein eigener Ausdruck — ihnen Gesellschaft zu leisten. „Wir gingen — schreibt er weiter — bald nach unserer Ankunft zu M. Franken, der zwar eben nicht viel redete; doch war alles, was er sagte, mir als eine neue Sprache ganz annehmlich zu hören, daß ich es auch so bald ich nur in mein Quartier zurückkam, mir per memoria aufschrieb. Und so ging mirs auch bey D. Breithaupt. Die Predigten, die ich von ihnen hörte, gingen mir gar sehr süße ein, so, daß ich den Unterschied zwischen denselben, und denen so ich bisher in Jena gehört, gar wohl merkte. Doch war ich nie gewillet, daß ich um deswillen Jena verlassen und mich nach Erfurt begeben wollte; sondern war zufrieden, daß ich die Leute, deren künftig in der Kirchenhistorie, und zwar nicht im Besten gedacht werden würde, nun selbst gesprochen hätte und mein Judicium von ihnen geben könnte." Aber ehe noch sechs Wochen vergangen waren, unternahm er mit jener Gesellschaft wieder eine Reise nach Erfurt um die Pfingstferien dort zuzubringen. Er hatte, wie es scheint, gleich bey dem ersten Besuch, Breithaupts Aufmerksamkeit weit mehr auf sich gezogen, als seine damals gewiß viel wärmeren Gesellschafter. Denn jetzt bot ihm Breithaupt nicht nur sogleich an, bey ihm zu speisen und in seinem Hause

zu

logiren, sondern er that ihm auch den Antrag, in
furt zu bleiben, und eine vortheilhafte Hofmeister-
lle in einem vornehmen und christlichgesinnten Hause
zunehmen. Es wurde ihm schwer, sich dazu zu
rschließen — denn „er wollte sich nicht gern aus
r bisherigen Freyheit herausbegeben; noch eine
berühmte Universität, als Jena war, verlassen:“ —
dlich aber versprach er doch, diesem Ruf zu folgen,
enn er die Einwilligung seiner Eltern erhalten könnte.
ierauf kehrte er nach Jena zurück, und fertigte gleich
nen Boten nach Gandersheim ab. Dieser brachte
riefe zurück, worin die Eltern ihre Betrübniß und
nwillen über seine Bekanntschaft mit den irrigen
nd verführerischen Männern in Erfurt bezeug-
n; besonders ermahnte ihn die sorgsame Mutter
hr dringend, sich von dem Umgange dieser verdäch-
gen Leute, die im Christenthum zu weit gingen,
)s zu machen; er sey ja immer ein frommes und
ehorsames Kind gewesen, er werde doch jetzt nicht
urch Ungehorsam sein Glück verscherzen, und sich
er künftigen Beförderung im Vaterlande ver-
ustig machen wollen. Durch diese ihm unerwartet
n den Weg gelegten Hindernisse, wurde der Funke,
)er anfangs schwach und langsam in seinem Herzen
)ezündet zu haben schien, zur lichten Flamme ange-
)lasen. Zwar machte ihn der erste Anblick dieser
Briefe sehr verlegen; er übersendete sie daher sogleich
dem D. Breithaupt, und frug bey ihm an, was

nun

nun zu thun sey. Aber bald darauf fühlte er „gr
ßen Trieb und Freudigkeit, bey seinem einmal gefa
ten Entschluß zu bleiben, und ihn sogleich auszufüh
ren.“ Alle Gegenvorstellungen einiger Jenaischa
Bekannten waren vergeblich; er machte sich eilend
auf den Weg, und trat zu Breithaupt ins Zim
mer, da dieser kurz vorher sein Antwortsschreiben a
ihn hatte abgehen lassen. Was darin stand, vernahm
er nun aus Breithaupts Munde, daß ihm näm
lich unter solchen Umständen zu dieser Veränderung
nicht zu rathen sey, und daß er einen seiner Freund
in Jena auffordern möchte, diesen Antrag anzuneh
men. Dennoch entschloß er sich, die Hofmeisterstell
vors erste anzutreten, und dann einen Versuch zu
machen, ob er seine Eltern durch Vorstellungen be
ruhigen könnte. Dies gelang ihm auch; besonder
durch Breithaupts Verwendung, der deswega
selbst an die Eltern und an einen ihrer Freunde schrieb
Freylinghausen fühlte sich nun in seiner Lag
sehr glücklich, und nützte den Umgang seiner beide
Lehrer, die ihm täglich werther wurden, und dere
Vorlesungen, Predigten und Erbauungsstunden a
fleißig besuchte. Aber kaum war ein halbes Ja
vergangen, so fügte es sich, daß seinem Vater auf
ner Reise eine gedruckte arge Schmähschrift — d
auch in Erfurt an den Galgen geschlagen war. —
die Hände fiel. Sie enthielt unter andern ein lang
Verzeichniß sogenannter Prophetenkinder u

Pi

ietiſtenſchüler, die in Erfurt von allen Kanzeln
sgeſchloſſen ſeyn ſollten. Wie erſchrak er, als er
ch den Namen ſeines Sohnes darin erblickte! Er
ſchleunigte die Rückreiſe, und ſandte gleich nach
ner Zuhauſekunft ſeinen älteſten Sohn nach Erfurt,
n den verirrten Bruder mit eigener Gelegenheit von
abzuholen. Den Tag zuvor, als dieſer dort an-
m, war Franken das Abſetzungsdecret vom
agiſtrate zugefertigt worden. Freylinghauſen
hrte ſeinen Bruder zu ihm, der den Mann ſehr
b gewann, und ſeinen getroſten und freudigen Muth
cht genug bewundern konnte. Dieſer Beſuch, und
ey Breithauptiſche Predigten, die er mit anhörte,
ıtten bey ihm die Wirkung, daß er von dem, was
an Pietismus nannte, eine günſtigere Meinung
kam, und nun, nach ſeiner Zurückkunft, in Gan-
rsheim der Fürſprecher ſeines Bruders ward, und
n Gegnern und Spöttern freymüthig ſagte, daß
e alle ſo werden müßten, wie dieſer,
enn ſie rechte Chriſten ſeyn wollten.
eine Eltern, deren Gemüther bloß durch andere
ngenommen waren, ließen ſich nach und nach eines
eſſern belehren. „Sie legten — ſo ſchreibt er ſelbſt
von — ihre bisherigen Vorurtheile ziemlich ab, und
inigten ihr Haus von verſchiedenen unchriſtlichen
ewohnheiten, daß daſſelbe auch als pietiſtiſch
berall berufen wurde. Und ſo gering und ſchwach
ein damaliger Anfang des Guten war: ſo ſegnete

ihn

heilsamen Gebrauch des leidens Christi, den 16 Betrachtungen über das hohepriesterliche Gebet Jesu u. s. f. Die Predigten pflegte er nicht zu memoriren; aber die Sachen wurden vorher von ihm sorgfältig überdacht, und dann mit solcher Präcision vorgetragen, daß in dem wörtlich Nachgeschriebenen, wenn es gedruckt werden sollte, kein Wort geändert werden durfte. Er band sich nicht immer an die gewöhnlichen Texte, und noch weniger an homiletische Zwangsgesetze, sondern hielt oft Homilien, worin er, nach Art der Alten, längere biblische Abschnitte praktisch durchging. So erläuterte er häufig, besonders in den Wochenpredigten und Erbauungsstunden, ganze biblische Bücher, wovon seine im Druck erschienene Erklärung der ersten Epistel Johannis eine Probe ist. Bisweilen wurden auch Schriften von Luther, Arnd, Spener, zum Grunde gelegt, und dem Volke Anleitung gegeben, solche Bücher mit Nachdenken und Nutzen zu lesen. Was ihm übrigens von Breithaupts Eifer und feyerlichem Ernst, oder von Frankens Fülle des Ausdrucks, Darstellungsgabe und Lebhaftigkeit der Action abging, das ersetzte er nicht nur durch das Verdienst der Gründlichkeit, und durch das sichtbare Interesse des Herzens, womit er redete; sondern auch durch eine gewisse ihm eigenthümliche Sanftheit und Anmuth, die in seinem mündlichen Vortrage herrschte und jedermann anzog.

Fran-

ranke selbst pflegte die Freylinghausischen
orträge mit einem anhaltenden sanften Regen, der
f eindringe, zu vergleichen: die seinigen hingegen,
it einem Regenguß, der zwar das Land wässere,
er auch schneller wieder abfließe. — In seinen
ebeten war sehr viel Herzlichkeit und Inbrunst.
n den Catechisationen, die er hielt, schätzte
an allgemein die seltene Gründlichkeit und Deut-
chkeit. Wenn er des Sonntags Abends in der
lauchaischen Kirche catechisirte, so drängten sich die
inder zu ihm um den Altar: auch Erwachsene stell-
n sich um sie her, und schämten sich nicht, auf
ine Fragen mit zu antworten. Unter diesen frey-
illig Antwortenden war selbst die Frau des D. An-
on oft, und andere ihres Standes.

Noch ist sein Verdienst um die Einführung vie-
r neuen und verbesserten geistlichen Lieder und
iederweisen zu erwähnen. (Vergl. S. 88.)
Seine Liedersammlungen zeichnen sich offenbar vor
en sämmtlichen bis dahin herausgekommenen Ge-
ngbüchern sehr vortheilhaft aus; obgleich viele
icht ohne Grund gewünscht haben, daß er bey der
luswahl der Gesänge bisweilen noch strenger ver-
ahren seyn möchte. Doch dient hiebey zu seiner
ntschuldigung, theils, daß damals wegen des gro-
en Mangels guter Gesänge in mehreren einzelnen
Rubriken, oft nicht viel zu wählen war, theils, daß
iele Gesänge, die er aus eigener Neigung wohl

nicht

nicht aufgenommen haben würde, darum beybehal
ten werden mußten, weil sie noch im Gebrauch un
Ansehen waren, und daher in einem Gesangbuche
das erst eingeführt werden sollte, nicht vermißt wer
den durften. Der erste Theil dieser Sammlung
kam zuerst 1704 im Verlage des Waisenhauses unter
dem Titel heraus: geistreiches Gesangbuch,
den Kern alter und neuer Lieder, wie
auch die Noten unbekannter Melodien
in sich haltend. Im Jahr 1734 wurde er
schon zum 17ten Male wieder aufgelegt. Die erste
Ausgabe des 2ten Theils ist von 1714; und beide
Theile sind von G. A. Franken zusammen in Ei
nem Bande herausgegeben, Halle, 1741. 8. Aus
dieser großen Sammlung, die über anderthalb
tausend Lieder enthielt, machte Freylinghau
sen selbst einen Auszug von 1056 Liedern, der 1718
zum ersten Male herauskam. Dieses kleinere, in
2 verschiedenen Formaten sehr oft wieder aufgelegte
Gesangbuch, war eigentlich zum Gebrauch bey öffent
lichen Versammlungen bestimmt, und wurde auch auf
dem Waisenhause, in der Glauchaischen Kirche und
in vielen auswärtigen Gemeinden eingeführt. Er
selbst war einer der vorzüglichsten Liederdichter seiner
Zeit. Seine sämmtlichen Lieder, deren mehrere
auch in neuere Sammlungen bald verändert, bald
unverändert aufgenommen sind, belaufen sich auf
vier und vierzig.

Wie vorurtheilsfrey er in Dingen, die nicht
m Wesentlichen der Religion gehören — auch in
inem Alter noch — dachte, davon sey folgendes ein
eyspiel. Der Befehl Königs Friedrich Wil-
elm I. (1736), daß in den lutherischen Kirchen
:rschiedene Ceremonien, die Lichter beym Abend-
ahle, die Chorröcke, Meßgewande u. dgl. abge-
hafft werden sollten, erweckte bey vielen Predigern
roße Besorgnisse und Verlegenheit. Einige beharr-
n so eigensinnig bey der alten Einrichtung, daß sie
s bis zur Absetzung kommen ließen. Bey der Zu-
mmenkunft des Hallischen Ministeriums äußerte
var auch Freylinghausen verschiedene gar nicht
nbedeutende Bedenklichkeiten über diese Sache; da
r aber bemerkte, daß einigen an Beybehaltung ihrer
Chorröcke besonders viel gelegen war: so erklärte
r, daß wenn der Landesherr ihm gebiete, einen
othen Rock zu tragen, verbiete ihm aber dabey nicht,
as reine Evangelium zu predigen, so wolle er die-
em Befehle gern nachkommen.

Von dem, was er zur Aufnahme der Waisen-
)ausanstalten bey Lebzeiten des Stifters that, ge-
chah das meiste auf eine weniger in die Augen fal-
ende Art. Von ihm rührten viele heilsame Rath-
chläge und glückliche Ideen her, wie noch aus man-
hen im Archiv des Waisenhauses befindlichen Tage-
büchern und andern Schriften zu ersehen ist. Aber
r wollte nicht als Urheber derselben bekannt seyn;

und

und sie wurden daher, ganz nach seinem Sinn und Willen, größtentheils durch den Stifter, oder unter dessen Autorität von andern ausgeführt.

Da ihm dieser treue Freund, den er als Vater und Bruder ehrte, im Jahre 1727 durch den Tod entrissen ward, erhielt er, nebst dem jüngern Francken, die Direction des Waisenhauses und Pädagogiums; und die Gesellschaft von der Fortpflanzung der Erkenntniß Christi in London ernannte 1720 beide zu ihren Mitgliedern. Bald nach des Stifters Tode ließ ihn König Friedrich Wilhelm zu sich nach Wusterhausen kommen, wo er sich über 8 Tage aufhielt, täglich zur königlichen Tafel kam, und auch vor dem König und dessen Hofe predigte. Vor seiner Abreise ließ ihm der König ein ansehnliches Geschenk für die Waisenkinder einhändigen. Er bekam die Erlaubniß, in allem, was das Wohl der hiesigen Stiftungen anging, auch in andern, das Kirchen- und Schulwesen im Lande betreffenden Angelegenheiten, unmittelbar an den König schreiben zu dürfen; ja dieser verlangte oft in wichtigen Dingen ausdrücklich seine Meinung und Vorschläge. Gleiche Freyheit hatte auch der Stifter, ingleichen D. Lange und der jüngere Franke. Von diesem Briefwechsel mit dem Könige wird im hiesigen Waisenhausarchiv — wohin auch ein großer Theil der Langischen Correspondenz gekommen ist — noch einiges aufbewahrt.

Ohne

Ohnerachtet sich das Waisenhaus, unter seiner
nd G. A. Frankens Direction, im Aeußern sehr
ufnahm, indem es durch den reichlichern Abgang
er Arzneyen und manche andere neueröffnete Hülfs-
uellen viele Zuflüsse bekam, daß es also auf allerley
rt erweitert und vergrößert werden konnte: so wa-
n doch seine Erwartungen von dem Fortgange des
nnern Baues, in seinen letztern Lebensjahren oft
was zweifelhaft. Er fürchtete, daß diese Anstalt
, der Zukunft das nicht mehr leisten werde, was
e im Anfang geleistet habe. Gegen seine Freunde
ußerte er sich oft darüber mit den Worten: das
beste im Lande ist gegessen!

Die Kräfte dieses arbeitsamen Mannes waren
urch die beständige Anstrengung und überhäuften
eschäfte schon um die Zeit, da Franke starb, sehr
eschwächt. Aber durch den Schmerz über diesen
nersetzlichen Verlust, den er so tief fühlte, und durch
en Zuwachs neuer Amtsarbeiten und Sorgen, die
n nun noch im Alter zufielen, wurde seine Gesund-
eit aufs heftigste erschüttert. Im Jahre 1728 be-
el ihn ein so gefahrvoller paralytischer Zufall, daß
edermann an seinem Aufkommen zweifelte. Zwar
choltе er sich wieder, aber es blieb doch eine so
erkliche Schwäche übrig, daß er sich genöthigt sah,
eine Thätigkeit immer mehr einzuschränken. Die
nfälle der Lähmflüsse kehrten mehrmals wieder, und

er

Nach D. Herrnschmid's Tode (1723), wurde er, auf Frankens Ansuchen, durch ein königliches Patent zum Subdirector des Pädagogiums und des Waisenhauses ernannt. Franke wünschte sehr, daß er sich entschließen möchte, auch die durch jenen Todesfall erledigte theologische Lehrstelle anzunehmen, wozu er ihn beym König in Vorschlag bringen wollte. Allein seine anspruchslose Bescheidenheit, nach welcher er immer klein von sich dachte und andere höher achtete, als sich selbst, verstattete ihm nicht, seine Einwilligung dazu zu geben. In Absicht der theologischen Gelehrsamkeit hätte er sich den meisten übrigen Hallischen Lehrern damaliger Zeit ohne Anmaßung an die Seite stellen können — wie dies noch jetzt seine Schriften beweisen, — und selbst sein Schwiegervater scheint es erkannt zu haben, daß ihn Freylinghausen in manchen Theilen der Theologie an Kenntnissen noch übertreffe. Auf das Studium der Schrifterklärung und der Glaubenslehre hatte er von Jugend auf sehr vielen Fleiß gewendet, und die damals vorhandenen Hülfsmittel dabey sorgfältig benutzt *). Hiezu kam noch, daß er bey den Studirenden in großer Achtung stand, und ihnen in einer langen Reihe von Jahren beständig Vorlesungen gehalten hatte.

Aber

*) Man vergleiche was von seinen größeren und kleineren theol. Lehrbüchern — worin er die Glaubenslehre mit der Sittenlehre verband, — S. 115 f. bemerkt ist.

IV.

Heinrich Julius Elers.

Geboren den 28. Junius 1667.

Gestorben den 13. September 1728.

erfahrungen, zu seiner Erinnerung in ein besonderes Buch zu schreiben. Sein Rath wurde von vielen gesucht. Denn er besaß eine scharfe Beurtheilungskraft und glückliche Prüfungsgabe, und auf seine Treue und Verschwiegenheit konnte man sich ganz verlassen. Ueber der Bruderliebe vergaß er auch nicht der allgemeinen Liebe. Jeder Hülfsbedürftige konnte auf seine Unterstützung Anspruch machen, und es bekümmerte ihn sehr, wenn er nicht im Stande war, den Schmerz der Leidenden zu lindern. Bey einem zart und tief fühlenden Herzen war er ohne heftig aufwallende Leidenschaften, immer ruhig und gleichmüthig; daher auch sehr bedachtsam und vorsichtig. Nie unternahm er zu viel auf einmal, sondern ging langsamen, aber sichern Schritts. Was er angefangen hatte, ließ er nicht gern unvollendet. Er wich keinen Schwierigkeiten. Wovon er einmal, nach reifer Ueberlegung gewiß war, daß es so und nicht anders seyn müsse, dabey blieb er fest, und achtete nicht, was andere davon urtheilen möchten. Seine ausharrende und unerschütterliche Geduld bewies er auch in seinen mannichfaltigen körperlichen Leiden, und bekämpfte oft die heftigsten Schmerzen durch angestrengte Thätigkeit. Wenn er an Zahnweh litt, und sich dadurch genöthigt sah, seine öffentlichen Arbeiten auszusetzen, so pflegte er geistliche Lieder zu dichten:

o es ist aus sichern Nachrichten bekannt, daß er

einige

Gewiß ist es besonders in unserm Zeitalter wohlgethan, die Beyspiele von Männern, wie Elers, die Gottseligkeit mit Genügsamkeit für ihren Gewinn hielten, und Muster des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe waren, aufmerksam zu betrachten, um daran zu lernen. Für diejenigen, die bey den Bildern der Vorfahren nur auf alte Tracht und Kleidung sehen, oder es lieber haben, wenn sie gar nicht in ihrer wahren Gestalt aufgestellt werden, damit sich nicht etwa jemand daran ärgere, oder seinen Geschmack verderbe — ist dieser Aufsatz nicht geschrieben. Nichts soll an Elers Bilde geändert, sondern alles unverziert und unverkünstelt so wiedergegeben werden, wie es uns vom Alterthume überliefert ist. Wie sehr er auch verdient, daß sein Andenken in den Stiftungen Frankens, um die er sich so große Verdienste erwarb, fortlebe, wird die folgende kurze Geschichte seines Lebens und Wirkens klar machen *).

*) Ich nehme diese Ueberlieferungen 1) aus gedruckten Schriften: M. Wiegleb's Gedächtnißpredigt auf Elers. G. A. Frankens Gedächtnißrede, nebst dem Lebenslaufe, von demselben Verfasser. Halle, 1729. 4. — 2) aus handschriftlichen Nachrichten. Dahin gehört: die in Manuscript auf der Waisenhausbibliothek noch

Er war am 28. Junius 1667 zu Bardewick unweit Lüneburg geboren. Sein Vater, Canonicus und Stifts-Senior daselbst, ließ ihn anfänglich die dortige Schule und nachher das Gymnasium zu Lüneburg besuchen. An dem letztern Orte lebte damals der fromme und gelehrte Superintendent Caspar Hermann Sandhagen, der sichs freywillig zum angenehmen Geschäft machte, mehrere fähige Jünglinge in der Religion zu unterrichten. Unter ihnen war auch Elers, der es diesem Manne zeitlebens nicht genug zu danken wußte, daß er ihm schon in seinen Jugendjahren die Bibel werth gemacht, und zum rechten Gebrauch derselben Anleitung gegeben hatte. Doch bezeugte er oft, daß er damals noch nicht die ganze Kraft der darin enthaltenen beseligenden Lehre an seinem Herzen erfahren habe, so sehr ihn auch seine Lehrer der aufgefaßten historischen Kenntniß wegen gerühmt hätten.

Seine erste Erweckung zu mehrerem Eifer im thätigen Christenthume setzte er selbst in das Jahr 1688. Die Veranlassung dazu gaben die oft wieder-

holten

noch vorhandene paränetische Lection G. A. Frankens, vom 30. Sept. 1728, worin das Exempel dieses Mannes den studirenden Theologen zur Nachfolge vorgestellt wird, — und außerdem einige Aufsätze und Briefe von Elers, von A. H. Franken u. a. m. 3) Aus mündlichen Erzählungen G. A. Frankens, meines sel. Vaters, des sel. D. Freylinghausens, und anderer zuverlässigen Zeugen.

holten herzlichen Ermahnungen seiner nahen Anverwandtin, einer frommen Canonisse in dem nahe bey Lüneburg gelegenen Kloster Lüne. In diesem guten Anfange wurde er durch Sandhagen und einige andere redliche Männer noch mehr gestärkt; auch fand er bald, seinen Wünschen gemäß, verschiedene junge Leute, die sich zu gleichem Zwecke mit ihm vereinigten. Noch in demselben Jahre lernte er Franken kennen, als dieser auf seiner Rückreise von Hamburg nach Leipzig, durch Lüneburg kam. Elers und die mit ihm verbundenen Freunde eilten lehrbegierig zu ihm; und Franke gewann diesen muntern vielversprechenden Jüngling so lieb, daß er ihm Hülfe und Unterstützung anbot, wenn er in Leipzig studiren wolle. Voller Freude über dieses Anerbieten bezog er die gedachte Universität um Ostern 1688; und Franke hielt ihm Wort, ja er nahm ihn sogleich zu sich auf seine Stube im Pauliner-Collegium. Dies war der Anfang ihrer nachmaligen so genauen Verbindung.

An der Erweckung der Studirenden in Leipzig, die um diese Zeit begann, nahm Elers den thätigsten Antheil; und unterhielt sowohl mit seinen gleichgesinnten Commilitonen, als auch mit den jungen Docenten, die nebst Franken Collegia philobiblica lasen — Anton, Tieme, Schade, Achilles — vertraute Freundschaft. Schon damals pflegte er alles Merkwürdige, was ihm selbst

und

und Franken den Tag über vorgekommen war, am Abend aufzuschreiben: besonders war es ihm wichtig, den Hauptinhalt der Unterredungen seines Freundes mit Studirenden, die in Angelegenheiten des Herzens zu ihm kamen, aufzuzeichnen; und selten verging ein Tag, wo er nicht dergleichen aufzuschreiben gehabt hätte. Auf einer Reise nach Dresden, die er in diesem Jahre in Frankens und Schadens Gesellschaft unternahm, lernte er Spenern persönlich kennen, der ihn in der Folge unter seine vertrautesten Freunde zählte. Bey den Unruhen, die bald nachher in Leipzig des Pietismus wegen entstanden, wurde auch Elers als Beklagter vors Verhör geführt: man fand ihn aber unschuldig, und konnte ihm die Erlaubniß nicht versagen, nach Frankens Abzug noch in Leipzig zu bleiben, um sein Studiren fortzusetzen und sich im Predigen zu üben.

Hierauf ging er 1690 nach Erfurt, und benutzte da Breithaupts und Frankens öffentlichen Unterricht und Privatumgang. Zwar gerieth er hier durch einen Verführer, der Schein und Ruf der Gottseligkeit hatte, auf den Irrweg der Eigengerechtigkeit und des Vertrauens auf äußere strenge Uebungen: aber er kehrte bald wieder davon zurück. Wiegleb, der zu dieser Zeit in Erfurt studirte, und zu den mit Elers verbundenen Freunden gehörte, bemerkt, daß er schon damals unter ihnen allen der ernstlichste gewesen sey, und es in der Verleugnung

der

er Welt und aller irdischen Vortheile den übrigen uvorgethan habe. Und alle seine Zeitgenossen geben)m das Zeugniß, daß er von da an seinen Lauf in er Kraft des ersten Eifers und der ersten Treue unterbrochen fortgesetzt habe.

Im Jahre 1692 verließ er die Universität, und ourde Hofmeister in einem adlichen Hause zu Arnstadt; besuchte aber, ehe er diese Stelle antrat, seine Eltern. Bey ihnen erwartete er keine gute Aufnahme, „weil er nicht, wie sie es wünschen würden, als ein weltförmiger, sondern als ein übelberufener frommer Student von Universitäten komme.“ Doch darin hatte er sich zu seiner unaussprechlich großen Freude sehr geirrt. Der Empfang war freundlich, und der fromme Sohn wurde der Segen des ganzen Hauses, indem Eltern und Geschwister seinem Beyspiele folgten, und von nun an mit ihm nach einem Ziele strebten. — In Arnstadt fand er bey allerley Arten von Menschen Eingang, sowohl in der Stadt selbst, als auch auf dem Lande, und in der ganzen benachbarten Gegend. Viele suchten seine Gemeinschaft, und erbaueten sich mit ihm durchs Gebet, Gesang und Betrachtung der heiligen Schrift. Bey diesen vertraulichen Zusammenkünften, denen selbst seine Herrschaft mit ihrer Familie beyzuwohnen pflegte, zeigte sich keine Spur von Schwärmerey, kein Hang zum Separatismus: dennoch nahm ihn die Obrigkeit auf Anstiften einiger Uebelgesinnten in

An-

Anspruch, setzte ihn sogar ins Gefängniß, und stel eine lange Untersuchung an, durch die zwar kein V brechen herausgebracht wurde, die sich aber doch mit endigte, daß man für gut fand, ihn als ei Seelenverderblichen Menschen aus der Stadt zu w sen. Bald nach seiner Vertreibung erhielt er d Hofmeisterstelle zu Moska, und einige Zeit dar eine andere, in Hamburg. Die letztere ging 169 zu Ende. Sein Zögling kam nach Halle auf da neugestiftete Pädagogium; und Elers übernahm d ihn dahin zu begleiten.

Da ihn nun Franke in Halle als einen alte Freund mit offenen Armen empfing, und sogleich i sein Haus aufnahm: so beschloß er, eine Zeitlan hier zu bleiben, um sich unter seiner Anleitung noc mehr zu vervollkommnen. Er lehrte in den Schule des Waisenhauses, legte sich mit großem Fleiße au die hebräische und syrische Sprache, und predigt häufig. Aber wider alles Erwarten wurde ihm hie bald ein ganz anderes Feld zu bearbeiten angewiesen Dazu war folgendes die Veranlassung. Er über nahm 1698 die Besorgung des Drucks der erste auf Kosten des Waisenhauses herausgegebenen Schrift nämlich der Frankischen Predigt: Von de Pflicht gegen die Armen. Sie hatte, münd lich vorgetragen, stark auf die Herzen der Zuhöre gewirkt, und Elers selbst trug mit vielen ander darauf an, sie durch den Druck noch gemeinnützige

zu

nachen. Bey der Durchsicht der Handschrift fiel schwer aufs Herz, daß auch er seine Pflichten en die Armen bisher nicht ganz erfüllt habe. Von Gütern dieser Welt konnte er ihnen nichts mitlen: denn daran mangelte es ihm selbst. Aber er sorgfältiger Ueberlegung und ernstlichem Gebete te allmählig der Vorsatz bey ihm, von nun an tz für die Armen zu leben, und mit dem ihm anrauten Talente nur für sie, nicht für sich zu wuren. Weil er nun in den neuen Frankischen stalten einen so großen Wirkungskreis für seine ätigkeit schon eröffnet vor sich sah: so entschloß sich, bey diesem seinen Lehrer, den er als Vater te, auszuharren, und mit ihm in Selbstverleugng und Gottvertrauen unermüdet fortzuarbeiten. o wurde denn das Band der innigsten Freundschaft ischen beiden Männern fest geknüpft. Franke enkte ihm sein uneingeschränktes Zutrauen. Clers r täglich um ihn, und unterstützte ihn bey seinen beiten; besonders waren die Abendstunden nach sche der vertraulichen Unterhaltung in Frankens ause gewidmet. In ihrem täglichen Schriftwechl, wovon noch Einiges übrig ist, findet man durchingig, wiewohl oft nur in sehr wenigen Worten, nen so reinen Ausdruck ächtchristlicher Liebe und erzlichkeit, daß man dadurch innig gerührt, und it Hochachtung gegen beide erfüllt wird.

Sein äußeres Hauptgeschäft beym Waisenhau
war von Anfang an die Aufsicht über den Buchha
del und die Buchdruckerey. Bloß seinem u
eigennützigen Eifer, den Gott so sichtbar segne
haben wir das Daseyn dieser beiden Institute
danken. Die gedachte Predigt fand so starken A
gang, daß sie bald wieder aufgelegt werden muß
Hierin bemerkte Elers einen Wink der göttlich
Vorsehung. Er ließ daher mehrere Predigten na
und nach einzeln drucken, und übernahm sodan
durch den glücklichen Erfolg ermuntert, den Verl
größerer Werke. So wurde in kurzem aus dem u
bedeutend scheinenden, ohne alles Capital angefang
nen und in den Raum einer engen Kammer ein
schränkten Bücherhandel des Waisenhauses, ein we
läufiger Buchladen mit vielen Niederlagen. Di
welche seiner ehedem gespottet hatten, als er in d
Leipziger Messe Frankens Predigten auf eine
kleinen Tische zum Verkauf auslegte, sahen ihn na
daselbst nach wenigen Jahren wieder, geschäftig i
Gedränge der Käufer, in einem großen Gewölb
mit vielen Gehülfen umgeben. Ja, seine Handlun
gewann eine solche Ausdehnung, daß in Berlin un
Frankfurt am Mayn auch Buchläden des Waisen
hauses eröffnet werden konnten.

Es ist leicht zu erachten, daß ein solcher Man
gar bald die Aufmerksamkeit des Publicums, be
sonders aber seiner Handelsgenossen und de
Ge

lehrten, auf sich ziehen mußte. Die erstern
iten anfangs nicht, ob sie mehr seine Klugheit,
: sein seltenes Glück in Geschäften bewundern soll-
; und einige argwöhnten gar auf geheime Erwerb-
tel. Die Zeit gab ihnen erst mehr Licht hierüber.
: Mann, der die Buchhandlung nie gelernt hatte,
ngte darin bald zu einer solchen Kenntniß und Er-
rung, daß sich die geschicktesten Buchhändler nicht
ämten, von ihm zu lernen. Ja, sie zogen ihn
in zweifelhaften Fällen zu Rath, wählten ihn,
gen seiner allgemein anerkannten Rechtschaffenheit,
n Schiedsrichter bey entstandenen Streitigkeiten,
d beruhigten sich bey seiner Entscheidung. Die
elehrten schätzten vornehmlich seine gründliche
ücherkenntniß, die fast alle Theile der Gelehrsam-
it umfaßte. Auch diese hatte er sich bey seinem
nte in unglaublich kurzer Zeit erworben; denn vor-
r ging sie nicht weit über sein Fach hinaus. Da-
y war er so gefällig, daß er jedem Gelehrten mit
inen literärischen Kenntnissen willig diente, und
lbst die mühsamsten Nachforschungen für andere
icht scheuete. Einst fragte ihn jemand! wer ihn
enn dieses alles gelehrt habe. Eler
rwiederte: seine Mutter habe ihn unter-
ichtet. Jener fragte verwunderungsvoll weiter:
er denn seine Mutter sey; und erhielt die
Antwort: die Liebe! Und diese Gottesliebe
und Menschenliebe war es auch, die ihn so

arbeit-

arbeitsam machte, so unternehmend, so reich an g
ten Werken.

Daß seine Wahl der Verlagsbücher fast imm
vortheilhaft fürs Waisenhaus ausfiel, war bey ih
kein Werk des blinden Glücks. Denn er nahm j
desmal sorgfältig Rücksicht auf den Inhalt des Buch
auf die Zeitumstände, auf den Verfasser und dess
Verhältnisse; und urtheilte sehr richtig, daß man si
des göttlichen Segens nur dann erst getrösten kön
wenn man seiner Sache nichts versäum
Strenge Gewissenhaftigkeit war ihm die Grundreg
bey allen Handlungsgeschäften. Was er für unrec
hielt, das erlaubte er sich nie zu thun, hätte er au
die größten Vortheile dadurch zu erlangen gewuß
Darum setzte er auch den sonst gewöhnlichen Pre
der Verlagsbücher merklich herab. Das kostete ih
keine Ueberwindung, einen Schaden über seine Han
lung ergehen zu lassen, so bald er überzeugt war, da
er ihn nicht verhüten könne, ohne sein Gewissen z
verletzen. Denn er ging von dem Grundsatze aus
es sey kein Verlust, sondern Gewinn, wenn man u
des Gewissens willen einen Scheinvortheil aufopfer
Selbst der Erfolg hat ihn gegen diejenigen hinlän
lich gerechtfertigt, die ihn hierin für allzu streng hie
ten, und sich dahin gegen ihn äußerten, daß die
an sich schöne Maxime doch wohl im Handel bis
weilen Einschränkung leide. Das Vorschlage
beym Verkauf — das vor seiner Zeit unter den deut
schen

a Buchhändlern, mehr als jetzt, gewöhnlich ge-
:n zu seyn scheint — war ihm ganz zuwider. Er
e ein für allemal den nächsten Preis, und ließ
dann in keinen weitern Wortwechsel ein.

Seine Thätigkeit war mit Selbstverleugnung
Verachtung aller irdischen Vortheile verbunden,
sie nicht, wie gewöhnlich, Eigennutz, son-
i wahre Nächstenliebe zum Grunde hatte.
gnügte ihm, Nahrung und Kleider zu haben,
ahm nicht einmal eine festgesetzte Besoldung, be-
sich mit einer engen Wohnung, hatte den freyen
h vom Waisenhause; und Franke sorgte väter-
, daß seine einfache Kleidung — ein schwarzes
enkleid; und die gewöhnliche Tracht, eine schwarze
ste und ein blauer Mantel, — so oft es nöthig
:, erneuert wurde. „Ich habe — pflegte er zu
:n — nichts Eigenes in der Welt, als meine
ider, und meine Handbibel: man wird auch nach
nem Tode nichts finden, als dieses. Was bedarf
auch weiter in meinem ledigen Stande? Nur den
nen sammle ich Schätze.“ Er war aber weit ent-
it, sich dieses als Verdienst anzurechnen, oder
ch seine Aufopferung Ruhm der Heiligkeit zu su-
n. Sein ganzer Sinn ist auch in dem nach seinem
)e gefundenen Testamente von ihm dargelegt. Hier
: eine Stelle daraus: „Ich bekenne, daß ich nichts
ienes habe, weder an Gelde, noch an Büchern,
ier die kleine Wittenbergische Bibel, welche dem

Di-

Director vermacht wird; und kann hiemit bezeug
daß mich Gott im Gefängniß zu Arnstadt sonder
daraus gestärkt hat. Sonst habe ich nichts, k
auch nichts haben. Denn ich habe dem Werke
Herrn gedient, und gleich vom Anfang der Arbeit
mich losgemacht, daß ich nicht möchte verstrickt w
den. Und Du, ewige Liebe, hast mir auch a
überflüssig zugeworfen, daß ich für nichts habe
gen dürfen. — — Meine bisher geführte Arb
übergebe ich denn Deiner fernern Fürsorge, Bew
tung, Läuterung und Erbarmen. Gieb Deinen Kn
ten nach mir Weisheit, in Deinem Willen es fer
zu machen, wie es vor Dir recht ist. Willst Du
ferner fortführen, so erwecke einen treuen Mann,
es in Deiner Kraft angreife. Und denselben d
zur Nachricht, daß wie Gott dieses alles aus nic
hervorgebracht, ich allemal mit Ihm im Gebete
vereinigt, es Ihm als Seinen Augapfel befoh
und alsdann in allen Schwierigkeiten Seinen B
stand reichlich erfahren habe. Hat er aber eine u
lautere Absicht, so wird es ihm nicht
lingen; denn es ist des Herren Werk!“ D
Lauterkeit der Gesinnung war es auch, die den Kö
Friedrich Wilhelm I., bey seiner Anwesenh
auf dem Waisenhause (1713), zur Bewunderu
dieses Mannes hinriß, und ihm das Geständniß
nöthigte, daß er solche Leute in seinem Dienste ni
habe, und daß ers nun erst begreife, wie Fran
d

alles, was er jetzt mit Augen gesehen, zu Stande
:acht habe. Dem Könige war der Mann so
kwürdig geworden, daß er nachher oft von ihm
te, und sich häufig nach ihm erkundigte.

Durch die Weitläufigkeit seiner äußern Berufs-
:iten ließ er sich nicht von seinem Hauptwerk
alten. Dieses war das beständige Streben nach
chsthum an Kraft und Erfahrung im thätigen Chri-
thum: dies zog er allen andern Geschäften vor,
gewöhnte sich, mikten unter der Arbeit sein Herz
s auf Gott zu richten. „Wie sollte ich — sagte
oft — über Martha's Geschäftigkeit, des bessern
eils der Maria vergessen?“ In jedem Anliegen
lt er sich im festen Vertrauen an den Unsichtbaren,
sähe er ihn, bewies Geduld in der Hoffnung, und
olgte die Ermahnung des Apostels: alles zu
un im Namen Jesu Christi. Denn in Be-
hung auf ihn, in Hinsicht auf seinen Befehl, auf
n Verdienst um uns, und auf seine Verheißung,
it er alles wie unter Seinen Augen und für
hn; und freuete sich dabey Seines Wohlgefallens.
erin setzte er die wahre Einfalt des Herzens,
mlich die edle Einfalt, die auf den großen Haupt-
eck der Christen ihr Augenmerk allein richtet, auf
esen alles bezieht, diesem alles unterordnet und nach-
zt. Auch das Aeußere des Mannes — sein lauter
iterer Blick; sein froher Sinn, der in allem, was
that und redete, sichtbar war — zeugte von dem

innern

innern Frieden im Herzen, der aus eben dieser Quel des Glaubens entsprang. Denen, die von ihm b lehrt seyn wollten, wie sie zu solcher Ruhe auch ge langen könnten, antwortete er: dazu gelang man durch die lebendige Erkenntniß Chri sti; und setzte ihnen dieses, wenn sie Empfänglichk dafür zu haben schienen, weiter auseinander. Sei Vorbereitung auf jeden Tag bestand in der aufmerks men Betrachtung eines kraftvollen biblischen Spruch den er sich nach dem Morgengebete aufschlug. Di sem Hülfsmittel verdankte er große Vortheile, u pflegte es daher auch andern nachdrücklich zu empfe len. Er erklärte sich so darüber: ein solcher tief in Herz eingedrückter Spruch beschäftige ihn den ganz Tag; er brauche ihn als einen Stab, um sich dara zu halten; er wehre damit aller Zerstreuung bey s nen Arbeiten, daß er nie aus seiner Fassung komm nie vom Hauptwerke absehe; er sey endlich, wenn jemandes Erbauung etwas zu reden sey, nie über de Text vorlegen: denn wenn ihm kein anderer beyfall so lege er gleich den Spruch zum Grunde, über de er an dem Tage sich selbst schon gepredigt habe. Die Tageslosungen schrieb er in seinen Handkalender und die letzte, kurz vor seinem Tode, war: Lasse eure Lenden umgürtet seyn, und eur Lichter brennen. Er und Franke pflegten sich bey der täglichen Morgencorrespondenz ihre Tagest texte einander mitzutheilen.

Bey seinen Berufsgeschäften im Waisenhause, ar es ihm nicht genug, bloß die äußern Arbeiten verrichten, sondern sein Blick war immer auf die auptsache gerichtet, nämlich, durch den äußern ienst, und neben demselben, den innern und geistchen Bau, worauf es bey diesen Stiftungen eintlich angesehen war, möglichst zu fördern. Mit r heilsamen Erkenntniß der Wahrheit, die Gott m geschenkt hatte, wollte er auch andern nützlich erden. Er glaubte, darum redete er: und eil er zum Reden zu rechter Zeit ein besonderes Talent empfangen hatte, so versäumte er keine elegenheit, davon Gebrauch zu machen, und hielt ieses für seinen eigentlichen Hauptberuf. Einstmals ußerte jemand in seinem Beyseyn, es sey Schade, aß ein Mann von solchen Gaben die Theologie aufegeben habe. Dem antwortete er: Meinen Sie, aß ich kein Theolog mehr sey? Wie eht's um Ihre Seele vor Gott? — und un legte er ihm die Wahrheit mit solcher Wärme ns Herz, daß dieser mit vielen Thränen von ihm hied. Es war ihm dies so zur Gewohnheit geworen, daß er einem jeden, der seinen Buchladen beichte, ans Herz redete, und zwar so, wie es sich erade für seinen Gemüthszustand schickte. Daher enoß er die Liebe und Achtung aller, die Sinn fürs ute hatten: nur solche, die in ihrem Gewissen nicht ern aufgeregt seyn wollten, fürchteten und mieden

ihn. „Daß müßte gewiß ein sehr klüger Mann seyn — urtheilte einst ein solcher — der sich in Clers Gegenwart so zu benehmen wüßte, daß er keinen Stachel ins Herz bekäme.“

Besonders übte er dieses sein Hauptgeschäft dann, wenn er die Leipziger Messen bereisete. Als er die erste Messe mit seinem kleinen Verlage bezog — um Ostern 1698 — erfuhr er von der Gegenpartey viel Widriges. Aber er stand unerschüttert fest. Er hörte es gelassen mit an, als der Pöbel eines Abends sein Haus bestürmte und Steine in sein Fenster warf, legte sich zur gewohnten Zeit zur Ruhe und tröstete seinen verzagten Gehülfen, der ihn davon abhalten wollte, mit den Worten: Für diese Steine sollen sie uns noch Geld bringen, und einen Segen dazu mitnehmen. Und schon in dieser Messe sah man dies reichlich erfüllt. Jener Auflauf reizte die Neugier: der verfolgte Mann ward das Gespräch der ganzen Stadt; Einheimische und Fremde kamen haufenweis, zu sehen, zu kaufen, und etwas aus seinem Munde zu hören. — Mitten unter seinen vielen Geschäften, die er mit außerordentlicher Pünctlichkeit verrichtete, war er immer bereit jedem Besuchenden etwas fürs Herz zu sagen; auch wohl, wenn es die Umstände gestatteten, mit ihm im Nebenzimmer zu beten. — Denn die Gabe des Gebets war ihm ganz besonders eigen. — Dann ging er gleich wieder an seine Arbeit, die aber ge-

wöhn-

öhnlich des Tages vielmal auf gleiche Weise unter-
ochen wurde. Bekanntlich haben Männer, die in
ühsamen Geschäften arbeiten, oft den Fehler, daß
: unfreundlich im Umgange sind, besonders wenn
: aus ihrer gewohnten Ordnung herausgehoben,
)er mitten in der Arbeit gestört werden. Dies war
:y ihm nie der Fall: nie fehlte er gegen die Regel,
ie manchem so schwer zu beobachten ist: *non iraſci intempeſtive accedentibus.* — Unter der Menge
er Vornehmen und Geringen, die ihm in Leipzig zu-
)rachen, kamen viele bloß um ihrer Erbauung will-
:n: und eben so war es auch in Berlin, so oft er
ch der Buchhandlung wegen dort aufhielt.

In Gesellschaften war er sehr lebhaft und auf-
eweckt, und besaß die Geschicklichkeit, der Unter-
edung ein ganz eigenes Interesse zu geben, und sie
mmer auf etwas Nützliches zu lenken. Rohe und
ngesittete Menschen wußte er durch seinen Ernst so
urückzuhalten, daß sie es selten wagten, in seiner
Gegenwart etwas Unanständiges zu reden. Seine
Geschäftsreisen brachten es so mit sich, daß er mit
olchen Leuten oft zusammen traf: aber oft hatte er
uch die Freude, sie durch Belehrung und Beyspiel
u bessern. Einst reisete er in einer Landkutsche mit
mehrern Unbekannten zusammen, unter denen ein an-
gesehener Mann war, der sich nicht scheuete, Flüche
über Flüche auszustoßen, und sehr unzüchtige Reden
zu führen. Er erinnerte ihn freundlich und bei

 schei-

scheiden; aber der ungestüme Mann gerieth darüber so in Zorn, daß er heftig schimpfte, und ihn mit aufgehobener Hand zu schlagen drohete. Elers war zufrieden, daß er sein Gewissen gerettet hatte — schwieg — und überwand hernach das Böse mit Gutem. Denn noch vor Anbruch des folgenden Tages schämte sich jener seines begangenen Unrechts so sehr, daß er ihm im Beyseyn der übrigen Reisegesellschaft freywillig Abbitte that, und seinen Ermahnungen zur Besserung zu folgen versprach. Dahin hatte es durch seine dem Beleidiger unterwegs erwiesenen Dienste gebracht: und der ganze Vorfall machte auf die Reisegefährten einen solchen Eindruck, daß sie ihm einstimmig ihre Hochachtung bezeugten.

Auf seinen Reisen hatte er auch Gelegenheit an der Besserung und Ueberzeugung der Juden zu arbeiten. Er betrat aber nicht den Weg des Streitens und Disputirens — den gewöhnlich die Gelehrten wählen, — weil er überzeugt war, daß man auf diesem Wege den Zugang zum Herzen ganz verfehle. Seine Methode war folgende. Erst suchte er ihnen zu zeigen, daß sein Herz fern von Haß und Verachtung sey, daß er sie vielmehr aufrichtig liebe, und daß ihre Seligkeit der Wunsch seines Herzens sey — nach Paulus Muster, Röm. 9 und 10. Dann bewies er ihnen aus Moses und den Propheten, daß man ohne Herzensreinigkeit keine Hoffnung zur Sündenvergebung und Seligkeit habe, wobey er

51, 12. zum Grunde legte. Hierauf zeigte er, ß sie, so wenig, als die Christen in ihrem natürhen Zustande, ein reines Herz hätten, und daß sie ym Judenthume auch nicht dazu gelangen würden: er die Christen könnten sich rühmen, daß sie Neigung des Herzens durch den Glauben an Jeım erlangten. Dies wußte er ihnen an seinem und ıderer Beyspiel darzuthun, durch Gegeneinanderltung des ehemaligen und gegenwärtigen Zustandes. Daraus folgt nun — fuhr er fort — daß Jesus r wahre Messias ist. Denn die Propheten haben vielen Stellen, die nach dem eignen Zeugniß der idischen Lehrer vom Messias handeln, ausdrücklich eweissagt, daß der Messias es sey, der den Menhen ein neues Herz und einen neuen Geist gebe. lso durch Jesum erlangt man Vergebung der Sünen und ewiges Leben: folglich müßt auch ihr an hn glauben, wenn ihr selig werden wollt.“ Hierber konnte er stundenlang so andringend und herzlich it ihnen reden, daß sie ihn mit inniger Bewegung nd vielen Thränen anhörten. Und bey manchen ehlte nicht viel, daß sie sich von ihm hätten übereden lassen, Christen zu werden; doch mangelte es en meisten unter ihnen so wenig, wie jenem Könige, er dem Apostel dieses Bekenntniß that, an Ausüchten, warum es nicht möglich wäre, solche zu erden, wie er sey.

Beym Waisenhause besorgte er nicht nur den Buchhandel, sondern nahm auch — wie schon aus dem Vorhergehenden erhellt — an den sämmtlichen dazu gehörigen Anstalten durch Rathgeben und Mitwirken thätigen Antheil. Zur Belehrung seiner jüngern Mitarbeiter sagte er oft: „man müsse auch in dem, was einem nicht anbefohlen sey, mit Hand anlegen, so bald es die Noth erfordere. Wer das nicht thue, der sey dem trotzigen Hausgesinde gleich, das unter dem Vorwande, das sey nicht seine Arbeit, die Geschäfte der Herrschaft versäume; und wer wohl gar erst fragen könne; was wird mir dafür? der sey ein Lohnknecht, und unbrauchbar im Hause Gottes.“ Er sagte dies aber nicht bloß, er übte es auch selbst. So arbeitete er mit Franken von Anfang an freywillig in den Ostindischen Missionsgeschäften, richtete die Malabarische Buchdruckerey und Schriftgießerey ein, die von hier aus und Trankenbar geschickt wurde, und lernte, um dabey dem nützlichere Dienste zu leisten, noch in [illegible] Jahre, während der Anwesenheit des [illegible] Ziegenbalg (1715), so viel von [illegible] Malabarischen Sprache, daß er darin [illegible] fertig lesen konnte. — Als [illegible] er's Tode (1726) niemand fand [illegible] ersetzen können, und Franke [illegible], übernahm Elers, aus freyer [illegible] schwächlichen Alter, das [illegible] Wich

chtigste von jenen ihm bis dahin fremden Geschäf-

Zwar bekam er beym Buchladen einen Gehül-
zur Unterstützung, behielt aber doch die Oberauf-
t, und die Bereisung der Messen. Dieselbe Liebe,
ihn im Buchhandel unterwiesen und geleitet hatte,
te ihn auch jetzt der weitläufigen Haushaltung
an sein Ende mit solcher Klugheit vorstehn, daß
die erfahrensten Hauswirthe bewunderten. Er
dient also gewiß vor andern das ehrenvolle Zeug-
, daß er in der Liebe, im Dienste, im
auben, in der Geduld je länger, je
hr that.

Den Verlust seines theuren Franke (1727),
t dem er über 30 Jahre in wahrer Bruderliebe
bunden gewesen war, empfand er tief in seinem
lenden Herzen: aber er war unter den Weinenden
erste, der sich wieder ermannte, und nicht nur
Mitarbeiter, sondern auch die Vorsteher des Wai-
hauses ermunterte, getrost fortzuarbeiten. Er
bst ging darin allen mit seinem Beyspiele vor, und
nnte es nicht dulden, wenn manche über diesen
erlust nur klagten, und dadurch sich und andere
r Verzagtheit stimmten. Er drückte sich darüber so
s: „Der liebe Mann sagte uns ja selbst, da wir
nehmende Schwachheit betrübt waren:
Knecht im Hause stirbt, so hört
Haushaltung nicht auf. Und
nicht recht geredet? Also laßt uns nicht
kla-

klagen, sondern Hand anlegen, und bedenka daß dieses Werk nicht auf den Stifter, noch auf i gend einen Menschen, sondern allein auf Gott g gründet ist, und daß es nur im Glauben an ih fortgeführt werden kann."

Nach dieser Schilderung des seltenen Manne bedarf es wohl keiner Aufzählung seiner vornehmste Charakterzüge und natürlichen Geistesgaben. Es fäl von selbst in die Augen, daß sich unter den letzte die glückliche Leichtigkeit im Fassen und im Arbeite der scharfe Verstandesblick, Muth, Fleiß, Behar lichkeit und Unverdrossenheit bey den mühsamsten G schäften, ganz vorzüglich auszeichneten. Thätigke war ihm so zum Bedürfniß geworden, daß er denen die ihn bey seinem herannahenden Alter zur Arbeit erleichterung bereden wollten, die Antwort gab, d er aus Spener's Munde oft gehört hatte: W mir die Arbeit nimmt, der nimmt mi das Leben. Aber wahre Erleichterung bey se nen mühevollen Geschäften verschaffte er sich dur Pünctlichkeit, durch Beobachtung der genauest Ordnung, — die jedoch nie ins Kleinliche u Uebertriebene ausartete — und durch die Sorgfal mit der er alles zu rechter Zeit aufschrieb, ohne si auf die Treue seines Gedächtnisses zu verlassen. Se Temperament war feurig; aber durch Frömmigke und strenge Wachsamkeit über sich selbst gelang ihm, sich zur Sanftmuth und Beugsamkeit so zu g

wöl

wöhnen, daß er darin andern als Muster vorleuchtete. Er bewies großen Ernst gegen alles Unrecht, sonderlich bey seinen Anvertrauten; indessen hütete er sich sorgfältig, nicht aus Leidenschaft zu handeln: und war er ja einmal davon übereilt worden, so nahm er sich ein solches Versehen so genau, daß seine Freunde Mühe hatten, ihn darüber zu beruhigen. Dieselbe Demuth und anspruchslose Bescheidenheit, wodurch Franke und andere ausgezeichnete Männer jenes Zeitalters so liebenswürdig waren, fand sich auch bey ihm. Von der Ehre dessen, was durch ihn geschah, maßte er sich so wenig etwas an, als von den Gütern, die er andern erwarb. Wer ihn loben wollte, dem pflegte er zu sagen: „Können sich die Calçanten der Orgel rühmen, daß sie schöne Musik machen helfen? Und wie kann ich mir das annehmen, wenn mich Gott bey seinem Werke zu etwas gebraucht hat?“

Sein Beyspiel predigt laut, was fromme Demuth und wahres Christenthum vermöge, und wie man auch unter großer Zerstreuung durch äußerliche Geschäfte, und in jedem Berufe und Stande ein redlicher Christ seyn, und zur wahren Wohlfahrt anderer wirken könne, wenn man nur wolle. Breithaupt schrieb nach Elers Tode: „Recordans, ab initio quid Ille praestiterit et agendo et patiendo: minora puto omnia, quae scribentur de ipso:“ und darin stimmen ihm alle bey, die damals

Director vermacht wird; und kann hiemit bezeug
daß mich Gott im Gefängniß zu Arnstadt sonder
daraus gestärkt hat. Sonst habe ich nichts, k
auch nichts haben. Denn ich habe dem Werke
Herrn gedient, und gleich vom Anfang der Arbeit
mich losgemacht, daß ich nicht möchte verstrickt w
den. Und Du, ewige Liebe, hast mir auch a
überflüssig zugeworfen, daß ich für nichts habe
gen dürfen. — — Meine bisher geführte Arb
übergebe ich denn Deiner fernern Fürsorge, Bew
tung, Läuterung und Erbarmen. Gieb Deinen Kne
ten nach mir Weisheit, in Deinem Willen es fer
zu machen, wie es vor Dir recht ist. Willst Du
ferner fortführen, so erwecke einen treuen Mann,
es in Deiner Kraft angreife. Und demselben di
zur Nachricht, daß wie Gott dieses alles aus nic
hervorgebracht, ich allemal mit Ihm im Gebete m
vereinigt, es Ihm als Seinen Augapfel befohl
und alsdann in allen Schwierigkeiten Seinen B
stand reichlich erfahren habe. Hat er aber eine u
lautere Absicht, so wird es ihm nicht g
lingen; denn es ist des Herren Werk!“ Di
Lauterkeit der Gesinnung war es auch, die den Kön
Friedrich Wilhelm I., bey seiner Anwesenh
auf dem Waisenhause (1713), zur Bewunderu
dieses Mannes hinriß, und ihm das Geständniß a
nöthigte, daß er solche Leute in seinem Dienste nic
habe, und daß ers nun erst begreife, wie Frank
de

V.

Georg Andreas Weise.

Geboren zu Astrachan 1737.
Gestorben zu Magdeburg 1792.

bgleich der Mann, deſſen Andenken die folgenden
tter gewidmet ſind, weder durch ſeine Schickſale noch
h ſeine Gelehrſamkeit mit den in dem Vorangehenden
ßlichen werden kann, auch einer ſpätern Zeit angehört
, ſo verdient doch das Wenige, was über ihn geſagt
ſchon deswegen aufbewahrt zu werden, weil es die
undſätze des ſel. Knapp, über die beſte Art zu pre-
n, zwar kurz aber doch ſehr lehrreich darſtellt. Es
aus der Vorrede genommen, welche er den erſt nach
eiſens Tode (Halle 1793) herausgegebenen Pre-
ßten deſſelben über die Sonntags- und Feſttags-Epi-
n in ausführlichen Entwürfen, voranſchickte.

Georg Andreas Weiſe war der Sohn Georg
iedrichs, eines dem ſel. A. H. Franke als Amas
enſis ſehr werthen Mannes. Auf ſeine Empfeh-
ng war er Hausprediger bey dem ruſſiſchen Gene-
, Grafen von Münnich, in St. Petersburg
worden. Da aber der Graf nach Sibirien gehen
ßte, wollte er ihm dahin nicht folgen, blieb je-
doch

doch vors erste noch in Rußland, und stand ve
schiedenen kleinen deutschen lutherischen Gemeinden
besonders der in Astrachan, als Prediger vor
In dieser Stadt wurde Weise 1737 geboren, un
kam in seinem fünften Jahre nach Halle, wohi
sein Vater (1743) als Oberinspector der deutsch
Schulen des Waisenhauses von dem Sohn und Nach
folger A. H. Frankens, dem D. G. A. Franke
berufen war. Seine erste Bildung erhielt er in den
Lehranstalten des Waisenhauses. Unter der Anlei
tung einiger geschickten Lehrer der lateinischen Schul
erlangte er in den Vorbereitungswissenschaften, und
vornehmlich in den alten Sprachen, nicht gemein
Kenntnisse. Den akademischen Unterricht benutzte e
vom Jahre 1754 an, und besuchte die theologischen
Vorlesungen der damaligen hiesigen Lehrer, Franke
Michaelis, Baumgarten, Freylinghau
sen, und besonders meines seligen Vaters. De
letztere liebte und schätzte ihn ganz vorzüglich: er war
daher in meinen Kindheitsjahren oft im Hause mei
ner Eltern; ich gewann ihn schon damals lieb, und
in meinem reifern Alter wurde das Band vertraute
Freundschaft unter uns geknüpft. Von dem zwey
ten halben Jahre seiner akademischen Studien an
gab er in den Schulen des Waisenhauses Unterricht
um sich dadurch recht frühzeitig zu seiner künftigen
Bestimmung, als Lehrer, vorzubereiten. In sei
nem ganzen Leben bekannte er's mit dankbarem Her
zen

ı, daß diese Uebung ihm große Vortheile gebracht,
d zu seiner völligen Ausbildung das meiste beyı
tragen habe. Im Jahre 1756 wurde ihm zuıeich die nähere Aufsicht über einen Theil der Waiıkinder anvertrauet; 1757 ward er Inspector beyı Mädchenschule und 1759 Inspector der Knabenıule. Hierauf kam er 1760 nach Dresden, als hrer bey den Kindern des churſächsischen Kabinetsiniſters, Freyherrn von Ende, kehrte aber, nerachtet er dort in einer sehr glücklichen Lage ır und die vortheilhaftesten Aussichten hatte, in m folgenden Jahre, den Wünschen seiner Eltern mäß, wieder nach Halle zurück, und wurde seim Vater als Oberinspector über die sämmtlichen ürgerschulen des Waisenhauses adjungirt. Dieses nt verwaltete er bis 1768, wo er den Ruf als iaconus an der hiesigen Georgenkirche in Glaucha nahm. Im Jahre 1774 wurde er erster Prediır bey dieser Gemeinde. Sein Wille war es wohl e gewesen, Halle zu verlassen; aber 1783 erhielt ganz unvermuthet den Ruf zur zweyten Predigerlle an der Katharinenkirche in Magdeburg, und e Umstände fügten sich so, daß er die deutlichen puren der göttlichen Vorsehung dabey nicht verken n konnte. Hier stand er bis in das Jahr 1792, o ihn Gott zu großem Schmerz seiner Gemeinde n 16. Junius abrief. Er genoß in Magdeburg, wie vorher in Halle, allgemeine Achtung, Liebe,

und

und Zutrauen seiner Gemeinde, seiner Amtsgehü
fen, und aller, die ihn näher kannten. Denn e
war ein Mann von geprüfter Rechtschaffenheit
treu in seinen Amtsgeschäften, exemplarisch in sei
nem öffentlichen und häuslichen Leben, und seine
Gemeinde nicht bloß durch öffentliche Vorträge, son
dern auch durch lehrreichen Privatunterricht nützlich.
Auch an seinem Beyspiel sahe man den hohen
Werth einer religiösen Erziehung und frühzeitiger
Frömmigkeit. Denn die Kraft des Evangeliums,
das er predigte, hatte er von Jugend auf an seinem
eigenen Herzen erfahren; er bekannte sich daher mit
Wort und Wandel zur Lehre desselben, und sein
ganzes Bestreben ging dahin, seine Anvertrauten auf
den Weg zu leiten, worauf er selbst wandelte, fest
überzeugt, daß dieser am gewissesten zur wahren
Glückseligkeit führe. Er war von sanftem Charak-
ter, demüthig, bescheiden, duldsam; offen und
unverstellt, ein treuer, redlicher Freund; unermü-
det thätig, wo etwas Gutes zu stiften war; vorsich-
tig und bedachtsam in seinen Entschließungen, fest
und beharrlich bey Ausführung derselben. Seine
mannichfaltigen Kenntnisse wußte er in den öffent-
lichen Lehrvorträgen und im gesellschaftlichen Um
gang auf eine sehr gemeinnützige Art mitzutheilen.
Er blieb aber nicht bey dem stehen, was er in frü
hern Jahren gelernt hatte, sondern er ging mit
seinem Zeitalter fort. Neben den brauchbarsten
theo

ologischen Schriften, die er fleißig gelesen hatte, und studirte er auch die neuern, und ließ das te darin nicht unbenutzt. Denn er glaubte, der sspruch Jesu sey nicht umsonst aufgezeichnet: aß der Religionslehrer dem Beyspiel eines klugen usvaters folgen müsse, der aus seinen gesammel- Vorräthen Altes und Neues nehme, um von idem für sich und für andere weisen Gebrauch machen." Matth. 13, 52.

Nun von seinen Grundsätzen, in näherer Be- hung auf Inhalt und Einrichtung dieser edigten. Er war der Meinung, daß die christ- he Glaubenslehre mit der Sittenlehre in nauer Verbindung stehe: die Bewegungsgründe r Sittlichkeit müßten aus der ersteren hergenom- en werden: denn der christliche Tugendwandel) Frucht und Folge des Glaubens an das Evange- im von Jesu Christo. Mit Recht behauptete er, ıß es der Lehrart Jesu und seiner Apostel nicht mäß sey, wenn das eine von dem andern getrennt erde. Bey seiner großen Achtung für die heilige chrift ließ er sich's angelegen seyn, die in der- lben enthaltenen Wahrheiten seinen Zuhörern,)ne Beymischung fremder Zusätze, vorzutragen. uch brauchte er häufig biblische Ausdrücke und ledensarten, und bezog sich gern auf Schriftstel- n, indem dies, wie die Erfahrung lehrt, oft von

größerm Nutzen ist, stärker auf das Herz wirk
und, aus sehr begreiflichen Ursachen, bleibende
Eindrücke darin zurückläßt, als wenn dieselbe Sach
mit andern Worten gesagt wird. Doch blieben da
gleichen Wörter und Redensarten nicht unerklär
so bald sie ihm einer Erläuterung zu bedürfen schi
nen. Bisweilen geschah dies nur mit wenige
Worten, oft aber auch ausführlich. Ohne sich a
eigentliche Widerlegung schriftwidriger Vorstellungen
in der Glaubenslehre, oder auf gelehrte Beweisfüh
rung einzulassen — denn beides gehörte, nach sei
ner Einsicht, nicht für den Kanzelvortrag — ver
theidigte er doch die erkannte Wahrheit mit Wärme
nahm auf die Einwendungen dagegen Rücksicht
spürte den Quellen derselben nach, und suchte sie
zu verstopfen; zeigte auch, daß die Forderungen
der Lehre Jesu ihren guten Grund in der Beschaf
fenheit der menschlichen Natur haben, und den
Bedürfnissen derselben genau angepaßt sind. Ihm
war es gewiß, daß der eigentliche Beruf eines
evangelischen Lehrers der sey, Jesum Christum
zu predigen, das ist, zu zeigen, was Christus
für uns gethan habe, und was seine Lehre von uns
fordere. Das Evangelium von seiner Versöhnung
der wir unsere Begnadigung bey Gott zu verdanken
haben, hielt er mit Paulus für ein von Gott ver
ordnetes kräftiges Mittel zur Beseligung aller derer,
die daran glauben. Er blieb also hier ganz bey den

fachen Vorstellungen der heiligen Schrift, und
zte, nach dem Vorgang derselben, wie aus dem
uben an Jesum, den Heiland der Welt, aufs
tige und dankbare Liebe zu ihm, und aus dieser
e willige Beobachtung aller seiner Gebote her-
ße. Davon ging er in seinen Vorträgen bestän-
aus, darauf führte er alles zurück. Allen sol-
n Meinungen, die mit dem Geist des ächten
ristenthums in Widerspruch stehen, und auf den
enswandel der Christen nachtheilig wirken, ar-
tete er mit Ernst und Nachdruck entgegen. —
ter seinen Zuhörern waren mehrere redlichgesinnte
risten, aber auch manche unbefestigte und mit
erley Vorurtheilen eingenommene, die sich an die
sellschaft jener mit anschlossen. Auf diese nahm
oft in seinen Vorträgen Rücksicht, und suchte sie
rch sanfte Belehrung zurechtzuweisen, und vor
hltritten zu verwahren. Daher seine öfteren
arnungen vor geistlichem Stolz, vor unzeitiger
ekehrsucht, vor dem unbefugten Richten unserer
itbrüder und der lieblosen Verachtung und Her-
würdigung derselben. Daher die mehrmals wie-
rholten Bemerkungen: daß man in den an sich
tzlichen Beförderungsmitteln zur Gottseligkeit nicht
e Gottseligkeit selbst setzen, nicht an äußerem For-
enwerk hangen; noch auf gewisse menschliche Vor-
ellungsarten, oder unterscheidende Ausdrücke, ei-
n solchen Werth legen müsse, als wenn darin

 das

das Wesen des wahren Christenthums selbst besteh
Darum zeigte er oft, wie man bey aller anscheine
den Verschiedenheit der Vorstellungsarten und Au
drücke, dennoch in der Hauptsache Eines Sinn
seyn könne.

Es war ihm nicht darum zu thun, die Zuhö
rer bloß angenehm zu unterhalten, oder sie nur a
kurze Zeit zu erschüttern, und schnell vorübergehend
Affecten bey ihnen aufzuregen, sondern seine Bemü
hung ging hauptsächlich dahin, durch den Ver
stand auf das Herz zu wirken. Daher be
fleißigte er sich eines ungekünstelten und lichtvolle
Vortrags, und suchte den eigentlichen Lehrton
treffen, den er für den geschicktesten hielt, Ueber
zeugung und Besserung bey seinen Zuhörern
zu bewirken. Er glaubte, daß uns auch hierin di
Reden Jesu und der Apostel zum Muster dienen
und daß man von den Paulinischen Grundsätze
hierüber, 1 Corinth. C. 1—3, nicht abweiche
müsse. Dabey aber fehlte es seinen Religionsvor
trägen nicht an Kraft und Nachdruck, sie waren
vielmehr eindringend und rührend; denn er rede
die Sprache des Herzens, die wieder zu Herzen geht
Sein mündlicher Vortrag gewann dadurch viel, da
er frey war, ohne sich im Ausdruck und in Wen
dungen ängstlich an den schriftlichen Entwurf zu bin
den. Dies war sonderlich der Fall bey der nähern

Zu-

eigung am Schluß der Predigten, wo er ganz
s der Fülle des Herzens redete. Man findet da-
: in diesen Entwürfen mehrmals statt der Anwen-
ng nur einen einzelnen kurzen Satz, oder eine gut-
wählte Schriftstelle, worüber er mündlich weitere
läuterung gab.

Die vielen Hindernisse und Schwierigkeiten,
ein Religionslehrer in unsern Zeiten, sowohl in
nem Amt überhaupt, als auch bey seinen öffent-
den Vorträgen zu überwinden hat und oft so we-
g überwinden kann, waren ihm aus der Erfah-
ng genau bekannt; aber es ließ sich dadurch we-
r zur Muthlosigkeit verleiten, noch in seinen oben
geführten Grundsätzen irre machen. Da er als
rediger einer Stadtgemeinde auch gebildete Zu-
rer hatte: so nahm er auf diese allerdings Rück-
ht — wie dies auch in diesen Entwürfen sichtbar
— aber von keiner unter seinen Predigten wird
an behaupten können, daß sie Sachen abhandelte,
e bloß diesen verständlich sind, oder daß sie in
nem Vortrage gehalten wäre, den bloß diese fas-
n können. Zu den gebildeten Ständen gehört
lbst in großen Städten fast immer nur die kleinste
nzahl der Gemeindeglieder, und besonders der
irklichen Zuhörer der Predigten. Nur für diese
i predigen, und die andere weit zahlreichere Classe
arüber zu vernachlässigen, hielt er für unverant-

wort-

wordlich; und war dabey überzeugt, daß die Sachen, die ein Prediger eigentlich vorzutragen habe, von der Art wären, daß sie auch dem gemeinsten Zuhörer deutlich gemacht werden könnten. Von Dingen, die nur wenigen erreichbar wären, müsse nicht gepredigt werden, sondern von dem, was auch der Einfältigste fassen und zum Genuß für sein Herz anwenden könne. Wie er übrigens das Verfahren derer beurtheilt habe, die unter dem Vorwande daß sie für Gebildete predigten, die eigenthümlichen Lehren des Christenthums aus ihren Vorträgen ganz ausschließen, erhellt aus dem, was in Vorhergehenden gesagt ist.

VI.

Vermischte
Aufsätze und Abhandlungen.

1.

Ueber die Phariſäer und Sadducäer.

Bey dem jüdiſchen Geſchichtſchreiber Joſephus
lte man eine zuſammenhängende Geſchichte beider
rteyen, eine Unterſuchung ihres Urſprungs, nebſt
ner deutlichen Darſtellung ihrer Grundſätze und
terſcheidungslehren erwarten. Aber er handelt
oß gelegentlich, und an den meiſten Orten nur wie
n Vorbeygehn von ihnen. Was man bey ihm fin-
t, ſind einzelne Materialien und Bruchſtücke, bey
ren Zuſammenſetzung und Verbindung viele Lücken
brig bleiben, die man mit Hypotheſen füllen muß.
elbſt ihre dogmatiſchen Unterſcheidungslehren wer-
n zum Theil ſo dunkel und zweydeutig von ihm
orgetragen, daß die Ausleger über den wahren
Sinn ſeiner Worte von jeher geſtritten haben. Und
ey dem allen verſichert er doch im Anfang ſeiner
ebensbeſchreibung, daß er von Jugend auf vielen
leiß angewendet habe, die jüdiſchen Secten kennen
u lernen und ihre Grundſätze zu unterſuchen. In

rei-

reifern Jahren bekannte er sich zur Pharisäerpartey. Aber die Nachrichten, die er von dieser Secte und ihren Gegnern, den Sadducäern giebt, sind lange nicht so ausführlich und genau, als die von der Essenern. So merkwürdig auch die Secte der Essener ist: so hatten doch Pharisäer und Sadducäer weit größeren Einfluß in den Staat, in die Sitten und Denkungsart der Nation, als diese stillen Sonderlinge. Man sage nicht: Josephus schrieb für Juden, bey denen er vieles als bekannt voraussetzen. Denn nicht bloß für Juden, sondern vornehmlich für Ausländer setzte er seine Geschichte auf.

Von dem Ursprung beider Parteyen findet man nichts bey ihm. Er begnügt sich zu sagen, daß die drey jüdischen Secten sehr alt wären (Alterth. 18, 2.). Das erste Mal gedenkt er ihrer in der Geschichte des Maccabäers Jonathan, als dieser in seinen letzten Jahren ein Bündniß mit den Römern und Spartanern machte. Damals, sagt er (Alterth. 13, 9.), waren drey Secten unter den Juden. Nicht, als wären sie damals erst entstanden — sondern die Meinung scheint zu seyn, um diese Zeit wären sie erst recht bekannt, und ihr Einfluß auf das Volk und die öffentlichen Angelegenheiten merklicher geworden, als vorher. Also, die Fragen: wenn sind sie entstanden? und: was gab die Veranlassung zu ihrer Entstehung? lassen sich aus Josephus nicht beantworten. Indessen

finden

den sich in der Geschichte der jüdischen Nation, d selbst der Pharisäer und Sadducäer gewisse puren, denen man nur nachgehen darf, um die ntstehungsart beider Secten zu finden, und eraus läßt sich denn auch einigermaßen auf die eit ihrer Entstehung schließen. Nach Alexanrs des Großen Tode kamen die Juden unter die errschaft der griechischen Könige, die über Syrien id Aegypten regierten. Dies ist der Zeitpunkt, da e mündlichen Ueberlieferungen bey ihnen vornehmh zu gelten anfingen. Sie geben den Antigonus von Socho, der zu den Zeiten des ägyptihen Königs Ptolemäus Soter lebte, für den auptbeförderer der sogenannten mischnischen ehrart aus. Nur wenige Juden konnten damals as mosaische Gesetzbuch noch in der Urschrift lesen. Die Sprache der Juden in Syrien und Judäa war ie aramäische, die zwar eine mit dem hebräihen verwandte Mundart ist, aber doch so viel Eienthümliches und vom Hebräischen Abweichendes, at, daß die gemeinen Hebräer schon zu Jesaias Zeiten (Cap. 36, 11.) einen aramäisch redenden icht verstanden. Nach dem Gesetzbuch Mose — as dem größten Theil der Nation nun immer unerständlicher wurde — mußte gleichwohl in bürgerichen und gottesdienstlichen Dingen entschieden werden. Es war die Grundlage des Religionsunterrichts und wurde in den Synagogen vorgelesen.

Sollte

Sollte es verständlich seyn, so mußten es der Gelehrten auslegen und übersetzen, wovon sich sogar schon zu Esra's Zeit Spuren finden, Nehem. 8, 7. 8. Wer die Geschichte der Juden in diesem Zeitpunct kennt, wird diesen Gesetzauslegern wenig Kenntniß und Geschmack zutrauen. Aber beym Volke standen sie in großen Ansehn; es glaubte ihnen auf ihr Wort. Was den Gesetzlehrern an eigener Geschicklichkeit und Einsicht fehlte, das suchten sie durch das Ansehn der ältern Lehrer zu ersetzen, auf deren Aussprüche, die sie oft falsch verstanden, oder wohl gar erdichteten, sie sich beständig beriefen. Aber es war auch die damalige Verfassung und Lage der jüdischen Nation ganz anders, als zu Moses Zeiten. Ihre Sitten, Meinungen und Denkungsart hatten sich allmählig in vielen Stücken sehr geändert. Moses gab sein Gesetz für ein freyes unabhängiges Volk: jetzt aber standen sie schon seit langer Zeit unter der Botmäßigkeit fremder Regenten. Diese Veränderungen, die mit der Nation vorgegangen waren, machten nicht allein viele von den alten Gesetzen unbrauchbar, sondern forderten auch ganz neue Verordnungen, an welche Moses gar nicht hatte denken können. Wie sollte man nun diesen Bedürfnissen abhelfen? Man wollte nicht das Ansehn haben, als änderte man das Gesetzbuch, als schaffte man die darin wirklich enthaltenen Gebote ab. Man half sich also mit Erklärungen; bald nahm man unvermerkt etwas hinweg,

d setzte man etwas hinzu; kurz man feilte so
ige daran, bis endlich ein Sinn heraus kam, der
t den Absichten der Gesetzlehrer und mit den Um-
nden des Orts und der Zeit übereinstimmte. Hät-
i die Gesetzausleger mehr Aufklärung, mehr rich-
;e und vernünftige Religionskenntniß gehabt; hät-
i sie sich weniger von Eigennutz und Nationalvor-
theilen regieren lassen: wie viel würden sie nicht
r Cultur und Sittenverbesserung des Volks haben
ytragen können! Sie würden Jesu gleichsam vor-
arbeitet haben, der den großen Plan, das Gesetz
: vervollkommnen und vollständiger zu
achen (Matth. 5, 17.), so glücklich ausführte.
ber, anstatt es zu vervollkommnen, huben sie
s — wie Christus sagt — durch ihre Zusätze und
ılschen Deutungen gänzlich auf. Matth. 15, 6.
m diesen Zusätzen, Auslegungen und Aenderungen
in desto ehrwürdigeres Ansehn zu geben, überrede-
:n sie das Volk, daß alles dieses nicht von ihnen
rfunden, sondern daß es Ueberlieferung der
Vorwelt sey. Sie gaben vor, Gott habe, außer
:en schriftlich aufgezeichneten Gesetzen, noch andere
;egeben, die schriftlichen dadurch zu erklären und
hre Anwendung zu erleichtern. Diese Auslegungen
)ätten sich von Moses Zeiten an unter den Häuptern
ınd Lehrern der Nation durch mündliche Ueberlie-
ierung erhalten. Sie wuchsen nach und nach zu
einer ungeheuren Menge an. Man schätzte sie dem

ge-

geschriebenen Gesetz gleich, oder zog sie ihm nicht mehr wirklich vor, nannte sie das zweyte Gesetz משנה und machte schriftliche Sammlungen davon, woraus nach Christi Zeiten der Talmud entstanden ist. Die Lehrer und Ausleger der jüdischen Gesetze kommen im neuen Testamente unter dem Namen der Schriftgelehrten und Gesetzverständigen (νομικοι, νομοδιδασκαλοι, γραμματεις) oft vor. Sie waren nicht bloß Theologen, sondern auch Rechtsgelehrte. Denn die mosaischen Gesetze und die Ueberlieferungen schränkten sich nicht bloß auf Religion und Theologie ein, sondern umfaßten zugleich alles, was zur bürgerlichen Verfassung und Staatsregierung gehört. Beides war aufs genaueste verbunden und gleichsam in einander verwebt. Mit dem Gesetz beschäftigte sich, nach Moses Verordnung, vorzüglich der Stamm Levi und die Priester. Aber auch andere Juden, die nicht zum Stamm Levi gehörten, legten sich darauf, wie z. E. die Propheten, die bald aus diesem, bald aus jenem Stamm auftraten. Die Gesetzlehrer machten also die gelehrte Classe des Volks aus. Ihre Gelehrsamkeit war gewöhnlich von sehr geringem Umfang, und schränkte sich bloß auf das mosaische Gesetz und die Traditionen ein. Aber diese enthielten eben die Grundsätze der ganzen gottesdienstlichen und bürgerlichen Verfassung der Juden. Was war also natürlicher, als dieses, daß Männer, die im Besitz dieser Kenntnisse waren,

wichtigsten Aemter im Staat und in der Kirche
ielten? daß sie an der Regierung Antheil beka-
n? die Gerichtsstühle besetzten und den öffentlichen
ttesdienst nach ihrem Gutbefinden einrichteten?
: konnten aber ihre Absichten nicht erreichen, wenn
ɔt eine gewisse Uebereinstimmung und Ver-
ɪigung unter ihnen Statt fand, daß nicht einer
der andere anders lehrte. In dieser Vereini-
ng der strengsten unter den mischnischen Leh-
rn ist nun eigentlich der Ursprung der Phari-
erpartey zu suchen. Es gab einige Lehrer, die
n den mündlichen Ueberlieferungen und Ergän-
ɪgen des Gesetzes nichts als gültig anerkennen woll-
ɪ: andere gingen einen Mittelweg, wollten zwar
ɔt alle Traditionen geradezu verwerfen, legten
ıen aber doch keinen so hohen Werth bey, und
ɜten sie dem geschriebenen Gesetze nach. Diese
erschiedenheit der Meinungen, wovon wir in der
eschichte die deutlichsten Spuren finden, verursachte
ıe Trennung unter ihnen. Die strengsten Anhän-
r der Ueberlieferungen schieden sich von den gemä-
gtern und von den völlig erklärten Gegnern der
raditionen, und behielten endlich bey ihrer Menge,
ıd bey dem großen Anhang, den sie sich unter dem
olk zu erwerben wußten, die Oberhand. Sie ver-
nigten sich zu einer besondern Gesellschaft, die sich
mer genauer verband, um ihre Entwürfe mit ver-
nigten Kräften auszuführen, und ihrer Gegenpartey

mit

mit deſto glücklicherm Erfolg entgegen zu arbeiten. Sie rühmten ſich einer beſondern Strenge in Heiligkeit, und gaben ſich, wie Joſephus ſagt, für Lieblinge Gottes aus. Daher legten ſie ſich den Namen פְּרוּשִׁים, oder Phariſäer bey, welches Abgeſonderte oder Heilige bedeutet. In der damaligen Landesſprache der paläſtiniſchen Juden war פּרשׁ ein ſehr gewöhnliches Wort, welches mit dem Hebräiſchen בדל und קדשׁ ausſondern, heiligen, einerley Bedeutung hatte, und daher in den chaldäiſchen Umſchreibungen des A. T. beide Wörtern oft entſpricht. Auch die Rabbinen ſagen daß ſie dieſen Namen deswegen bekommen hätten weil ſie ſich abſonderten von aller Unreinigkeit, ſich von dem großen Haufen durch ſtrenge Beobachtung der Geſetze unterſchieden und eben ſo auszeichneten wie ehedem die Naſiräer. Von dem Stifter dieſer Partey wird nirgends etwas gemeldet. Sie mag auch wohl nicht irgend einen einzelnen Lehrer zum Urheber gehabt haben: ſie iſt wahrſcheinlich nach und nach entſtanden und erſt, um die Zeit recht bemerkt worden, da ihr Einfluß in die öffentlichen Angelegenheiten wichtig zu werden anfing, welches nach der oben angeführten Stelle aus dem Joſephus (Alterth. 18, 2.) in den letzten Jahren Jonathans geſchehen iſt. Aber den Anfang ihrer Entſtehung muß man in viel frühere Zeiten ſetzen. Es iſt wohl nicht zu weit gegangen, wenn man behauptet, daß

ſie

wenigstens drey Jahrhunderte vor Christo schon gewesen seyn müsse, da die Juden schon von da den Hauptanfang der mischnischen Lehrart rechn. — Ihre vornehmsten Gegner waren die Sadducäer. Daß sie von einem gewissen Sadok, einem Schüler des Antigonus von Socho, ren Namen haben, ist bloß Nachricht späterer Jun lange nach der zweyten Zerstörung Jerusalems, ovon sich nichts beym Josephus findet. Die nze Erzählung, die die Juden von ihrem Ursprung ben, sieht völlig wie eine Rabbinische Erdichtung is. Viel wahrscheinlicher ist es, daß der Name Sadducäer (צדוקים) von צדק hergeleitet werden üsse. Nur glaube ich nicht, daß es richtig ist, enn man dieses Wort durch Gerechte übersetzt. Vielmehr scheint es Rechtgläubige oder Orthodoxen anzuzeigen. Im Hebräischen und den verandten Mundarten bedeutet צדק oft Wahrheit, ahre Religion, ingleichen Rechtgläubigkeit, Orthodoxie. Das Wort δικαιοσυνη, womit man צדק wörtlich übersetzt, hat daher bisweilen dieselbe Bedeutung bey den griechischen Juden. Sie nannten sich so im Gegensatz gegen die Pharisäer. Wie sie dazu kamen, gerade diesen Unterscheidungsnamen anzunehmen? läßt sich aus der Stelle des Josephus, die von dem Hauptgrund der Verschiedenheiten beider Parteyen handelt, leicht abnehmen. „Die Pharisäer, sagt er (Alterth. 13, 18.),

schreiben dem Volk viele Gesetze vor die Ueberlieferungen der Vorfahren sind, die aber in Moses Gesetzbuch nicht stehn und eben darum (διὰ τοῦτο, weil sie nämlich nicht im Gesetzbuch stehn) werden sie von den Sadducäern verworfen. Die Sadducäer behaupten, nur das geschriebene Gesetz sey als Gesetz verbindlich; was zur Ueberlieferung gehöre, brauche man nicht zu beobachten. Beide Parteyen haben hierüber die heftigsten Streitigkeiten geführt.“ Mußte nicht eine Partey, die so dachte, eine Secte, bey welcher die Ueberlieferungen alles galten, für irrgläubig halten? Konnte sie sich nicht in Vergleichung mit ihr, den ehrenvollen Namen der Rechtgläubigen beylegen? Selbst der Name Pharisäer war einer nachtheiligen Deutung fähig. Er sollte Ausgesonderte oder Heilige bedeuten: aber er konnte auch Schismatiker anzeigen, d. i. solche, die sich von den Rechtgläubigen trennten, von den Rechtgläubigen (צדיקים), die nur die heiligen Nationalbücher der Juden als Erkenntnißgrund ansahen. Daß die Pharisäer auch ihrer Seits nicht unterlassen haben die Sadducäer zu verfolgen und als Irrgläubige beym Volk verdächtig zu machen, beweist die Geschichte hinlänglich. Auch im Talmud und bey den Rabbinen, die völlig Pharisäischen Grundsätzen ge-

ge

gen, werden die Sadducäer mit allen bey den Juden üblichen Ketzernamen belegt, heißen z. B. המינים, אפיקורסין, u. s. w. Also hat der Wolfenbüttelsche Ungenannte *) wohl nicht Recht, wenn er behauptet, die Sadducäer wären von den übrigen Juden nicht unter die Ketzer gezählt worden, ohnerachtet sie die wichtige Lehre von der Seelenunsterblichkeit geleugnet hätten.

Das Ansehen der Pharisäer und ihr Einfluß in die öffentlichen Angelegenheiten war schon lange vor den Zeiten Jesu sehr groß. Das Volk hielt sie für frömmer als andere, und für die besten Gesetzausleger. (Josephus, vom jüd. Kriege, I, 4.) Das allgemeine Zutrauen, das man in ihre Kenntnisse und Einsichten setzte, öffnete ihnen den Weg zu den wichtigsten Stellen im Staat. Zu Christi Zeiten bestand der hohe Rath zu Jerusalem größtentheils aus Pharisäern: und aus den Nachrichten der Evangelisten erhellt, daß beynahe alles von ihrem Wink abhing. Zwar gab es auch Beysitzer des Raths zu Jerusalem, die sich zur Sadducäersecte bekannten (zu welcher sich sonderlich viele angesehene und reiche Juden hielten), wie unter andern die Erzählung Apostelgesch. 23. beweiset. Selbst der Hohepriester, Ananus, der Jacobus, den Bruder Jesu, steinigen ließ, war ein Sadducäer.

 (Jo-

*) In Lessings Beyträgen zur Geschichte und Literatur ꝛc. Vierter Beytrag. Viertes Fragment.

(Joseph. Alt. 20, 8.) Sie konnten aber, wie Josephus versichert (Alt. 18, 2.), wenig nach ihrem Sinn ausführen. Daher nahmen sie auch ungern öffentliche Aemter an, und wenn sie es thaten, so pflegten sie, wie es am angeführten Ort heißt, den Pharisäern beyzutreten, weil sie das Volk sonst nicht dulden würde. Ich verstehe dies so, daß sie zwar ihre Privatmeinungen als Sadducäer behielten, aber doch nach Pharisäischen Grundsätzen entscheiden mußten, weil diese einmal im Staat eingeführt und allgemein begünstigt waren. Der größte Theil der gelehrten Juden bekannte sich zu der Parthey der Pharisäer, wie auch Paulus ehedem, als er noch Jude war. In den Evangelien werden daher Schriftgelehrte und Pharisäer oft zusammengesetzt, und sogar eins mit dem andern als gleichbedeutend verwechselt, z. E. Matth. 22, 35. vergl. Marc. 12, 28. Die öffentlichen Gebete, und alles, was zum Gottesdienste gehörte, war nach ihrer Vorschrift eingerichtet. (Josephus, Alt. 18, 2.) Sie erwarben sich die Achtung des gemeinen Volks durch ihre scheinbare Tugend und Mäßigkeit, durch ihre Religiosität und Pünctlichkeit in Beobachtung des Gesetzes (Matth. 15. Luc. 11, 38. 42.), durch ihr häufiges Beten und Fasten (Matth. 6, 5. C. 23, 13. Luc. 5, 33. C. 18, 12.), ihr öffentliches Allmosengeben (Matth. 6, 1. 2.) und durch viele andere Dinge, die dem großen Haufen Hochachtung

und

und Ehrerbietung für sie einzuflößen im Stande wa-
ren. Ihre Sitten waren gefällig und einschmeichelnd,
und ihr Betragen gegen Geringere sehr herablassend
und geschmeidig. Ihre Hauptbemühung ging dahin,
sich durch Gunst des Volkes mächtig und furchtbar
zu machen. (Joseph. Alt. 13, 18.) In ihrer Ge-
walt stand es, selbst die Oberhäupter der Nation und
die angesehensten Priester verdächtig und verhaßt zu
machen. Alles, was sie gegen diese sagten, wurde
vom Volke geglaubt. (Joseph. am angef. Ort.) Die
Geschichte des Johann Hyrkanus und des jüdi-
schen Königs, Alexander, giebt hievon den au-
genscheinlichsten Beweis. Und wer erschwerte Jesu
die Ausführung seiner Absichten so sehr, als eben
diese Partey? So sehr sie auch für Aufrechthaltung
und Beobachtung des Gesetzes zu eifern schien; so
nachgebend war sie doch auch hierin gegen das Volk.
Um sich des Volkes Gunst zu erhalten, bestrafte sie
die begangenen Verbrechen mit großer Gelindigkeit.
Die Sadducäer hingegen zeichneten sich durch
strenge Ahndung aus. (Joseph. Alt. 13, 18. V. 20,
5.) Die Pharisäer erhielten und stärkten das
Volk in der Meinung, daß äußere Beobachtung des
Gesetzes und der gottesdienstlichen Gebräuche hin-
länglich sey, sich der Gnade Gottes zu versichern,
und daß Gott um der Verdienste des Abraham wil-
len und der übrigen frommen Vorfahren der Nation,
ihre Nachkommen begnadige: ein Vorurtheil, das

unter

unter den Juden so allgemein und so tief gewurzelt war, daß es Christus und seine Apostel bey aller Gelegenheit bestreiten mußten. Die Pharisäische Sittenlehre bestand größtentheils aus einem Gewebe sophistischer Grundsätze. Sie war eine Kasuistik, die die Kunst lehrte, aus allen alles zu machen, aus Unrecht Recht, und aus Lastern Tugend, wenn man nur fein genug zu unterscheiden wußte. Aus der Beobachtung unbedeutender Kleinigkeiten wurde ein Verdienst gemacht: hingegen die wichtigsten Pflichten bey Seite gesetzt und vernachlässigt. So schildert Jesus ihre Sittenlehre überall (z. E. Matth. 23, 16—30. Luc. 11, 39—52.), und schon seine Bergpredigt, die so viele ihrer falschen Sätze widerlegt und berichtigt, giebt einen Begriff davon. Aus dem Talmud und den Schriften der Rabbinen sieht man, wie allgemein solche falsche Grundsätze durch die Bemühung der Pharisäer unter den Juden geworden sind. Unter allen ihren irrigen Lehren und Meinungen, die Christus in seinen Reden anführt und mißbilligt, ist beynahe keine einzige, die man nicht in diesen Schriften gleichfalls vorgetragen fände. Den Aberglauben und die Leichtgläubigkeit des gemeinen Volks wußten sie zur Vergrößerung ihres Ansehns sehr vortheilhaft zu benutzen. Sie gaben vor, daß einige unter ihnen göttliche Offenbarungen und die Gabe der Weissagung hätten. (Joseph. Alt. 17, 3.) Auch gab es nach Matth. 12, 27. Teufel-

elsbeschwörer unter ihnen. Die Mittel, die sie zur Heilung oder Linderung solcher Krankheiten, die man der Einwirkung böser Dämonen zuschrieb, brauchten, lernt man größtentheils aus dem Josephus (Alt. 8, 2. Jüd. Kr. 7, 6.) kennen.

Von der innern Einrichtung und Regierung der Pharisäerpartey findet man beym Josephus nicht viel Befriedigendes. Weit umständlicher redet er von der Verfassung der Essener. Von den Pharisäern sagt er (vom jüd. Kr. 2, 7.), sie hielten sehr zusammen und ständen in genauer Verbindung unter einander. Diese Einigkeit, dieses Zusammenhalten der Pharisäer, gab ihnen die größte Stärke und den mächtigsten Einfluß. Verstellungskunst besaßen sie im hohen Grade, und gegen alle, die nicht zu ihrem Orden gehörten, waren sie sehr zurückhaltend und verschwiegen. Auf Subordination und Ordensgehorsam hielten sie mit vieler Strenge. Die Jüngeren betrugen sich sehr ehrerbietig gegen die Alten; sie durften nicht antworten, oder widersprechen, wenn sie von ihnen erinnert wurden. (Josephus, vom jüd. Kr. 18, 2.) Die Oberen und Häupter der Partey (οἱ πρωτοι των Φαρισαιων) werden beym Josephus von den übrigen unterschieden, die zu den gemeinen Mitgliedern, oder zu den Lehrlingen der Pharisäer gehörten, welche letztere im N. T. μαθηται των Φαρισαιων heißen, Matth. 22, 15. 16. Wer ein Essener werden wollte, mußte

nach

nach Josephus Bericht gewisse Probejahre a
halten. Vielleicht war bey den Pharisäern etw
Aehnliches. Daß es unter ihnen verschiedne Gra
gegeben hat, und daß nicht alle, die Pharisäer hie
ßen, darum auch in alle Geheimnisse der Gesellschaft
eingeweiht waren, ist aus der Geschichte unleugbar.
Zu den Pharisäern werden, wie es scheint, oft die
jenigen schon gerechnet, die nur pharisäische Schulen
besucht und pharisäische Lehrer gehört hatten. Meh
rere Juden bekannten sich bloß äußerlich zur Phari
säerpartey, um der Vortheile willen, die sie dadurch
zu erlangen hofften, ohne darum eifrige Vertheidi
ger ihrer Meinungen zu seyn. Selbst Josephus
scheint zu dieser Gattung zu gehören. Nach seiner
eigenen Nachricht in seiner Lebensbeschreibung hielt
er sich zu dieser Secte. An einigen Orten macht er
eine sehr vortheilhafte Beschreibung von ihr, sagt
z. B. (Alterth. 18, 2.): daß sie ihr großes Ansehen
in allen Städten des jüdischen Landes ihrer Tugend,
ihrer Einsicht und mäßigen Lebensart zu verdanken
habe. Aber anderwärts urtheilt er desto nachtheili
ger von ihnen. Kurz vorher (Alterth. 17, 3.) be
schreibt er sie als Leute voller List und Stolz, die sich
selbst Königen widersetzten und sie bestritten.

Es ist viel, daß dies selbst ein Pharisäer sagt:
aber sein Urtheil wird durch die Geschichte vollkom
men gerechtfertigt. Eine kurze Uebersicht der vor
nehmsten Begebenheiten und Veränderungen, die

sich

ß mit dieſer Partey zugetragen haben, wird hier n rechten Ort ſtehn. Man wird daraus den Geiſt eſer Secte, ihre Grundſätze und Abſichten beurthei- n lernen. Im Jahr vor Chriſti Geb. 135 kam r jüdiſche Ethnarch und Hoheprieſter Johann yrkanus zur Regierung. Er war ein Schüler r Phariſäer geweſen, und begünſtigte ſie auch ach ſeinem Regierungsantritt ſo ſehr, daß ihre Macht und ihr Einfluß in Staats- und Kirchenſachen nmer größer wurde. Dafür wurde Hyrkan wie- er von ihnen unterſtützt und in der Gunſt des Volks efeſtigt. Er gab ihnen die Erlaubniß, ihm ſeine ehler freymüthig anzuzeigen. Ein Phariſäer, Na- ens Eleazar, wollte Gebrauch davon machen, nd that ihm einſtmals bey einem Gaſtmahl den ntrag, daß er ſein Hoheprieſterthum niederlegen nd bloß Ethnarch bleiben ſolle, weil er, als Sohn iner Gefangenen, nicht Hoherprieſter ſeyn könne. Seine Mutter ſollte, nach einem unter den Juden usgeſtreuten falſchen Gerücht, unter Antiochus Epiphanes in der Gefangenſchaft geweſen ſeyn. Hyrkan fand ſich hierdurch ſehr beleidigt. Jo- nathes, ein Sadducäer, hatte ſich Hyrkans Freund- ſchaft und Zutrauen erworben, und nutzte dieſen Vorfall, die Phariſäer zu ſtürzen. Er wußte beym Hyrkan den Verdacht zu erwecken, daß dies Ge- rücht mit Vorwiſſen der übrigen Phariſäer aus- gebreitet ſey. Vergeblich ſuchten dieſe ihre Unſchuld dar-

darzuthun. Sie bestraften zwar den Eleazar; aber eben dadurch machten sie sich beym Hyrkan noch verdächtiger, da sie ihm nicht Todesstrafe, sondern bloß Schläge und Gefängniß zuerkannten. Hyrkan verließ die Pharisäerpartey und ging zu den Sadducäern über. Nun wurden die von den Pharisäern gemachten Anstalten und Einrichtungen, nebst allen eingeführten Traditionen und Satzungen gänzlich aufgehoben, ja es wurde sogar Strafe darauf gesetzt, wenn sie ferner jemand beybehalten würde. (Josephus, Alterth. 13, 18.) Dieser Schritt hatte für Hyrkan, für seine Familie und Söhne, die nach ihm regierten, sehr nachtheilige Folgen. Die Ungnade des Fürsten minderte die Gunst und Achtung der Pharisäer beym Volke nicht: den Pharisäern aber war es sehr leicht, ihn, nebst seiner ganzen Familie, allgemein verhaßt zu machen. Die Partey der Sadducäer war nicht so zahlreich, als die Pharisäische; aber gerade die Vornehmsten, Angesehensten und reichsten Juden hielten es mit der Secte der Sadducäer. (Josephus, Alt. 13, 18. B. 18, 2.) Die Ursachen davon sind leicht einzusehn. Der Despotismus, den die Pharisäer übten, mußte den Vornehmern nothwendig verhaßt seyn. Sie glaubten, daß es unter ihrer Würde sey, dem Volk zu schmeicheln und sich von ihm und seinen Führern abhängig zu machen. Daher mißbilligten sie die Mittel, wodurch die Pharisäer den Beyfall des Volkes

zu

erhalten suchten. Die falsche Höflichkeit und einbare Herablassung, wodurch sich jene zu empfehlen suchten, war ihnen verhaßt. Daher kam auch wohl, daß ihnen die Pharisäer Härte und Unhöflichkeit im Betragen vorwarfen. (Josephus im jüd. Kr. 2, 7.) Die freyere Denkungsart, die unter den Sadducäern herrschte, trug sehr viel zu bey, ihnen bey dem vornehmern und aufgeklärtern Theil der Nation Beyfall zu verschaffen. Bey den Pharisäern ging alles nach den einmal angenommenen Satzungen, die sie für Gesetz Gottes ausgaben. Was die Lehrer behaupteten, mußte ohne Widerrede und ohne weiter nach Gründen zu fragen, blindlings angenommen werden. Die Sadducäer hingegen entschieden nach Moses Gesetz, nicht nach den Erklärungen und Zusätzen der Lehrer. Jeder hatte die Freyheit, in solchen Dingen, die im Gesetz nicht genau bestimmt waren, verschiedener Meinung zu seyn. Bey ihnen war es, nach Josephus Zeugniß (Alt. 18, 2.), sehr gewöhnlich, über gelehrte Materien mit ihren Lehrern zu disputiren und ihre Meinungen dafür oder dawider freymüthig vorzutragen. Unter den reichen und angesehenen Juden fehlte es auch nicht an solchen, die Wollüstlinge waren und ein ausschweifendes, üppiges Leben führten. Diese brauchten die Sadducäische Lehre, daß mit diesem Leben alles aus sey, zur Entschuldigung und Vertheidigung ihrer Lebensart. Solche praktische Sadducäer

schil-

schildert das Buch der Weisheit im zweyten Capitel.

Hyrkans Nachfolger in der Regierung blieben bey seinen Grundsätzen, die er in seinen letzten Jahren angenommen hatte, und suchten die Pharisäerpartey zu unterdrücken. Aber ihre Macht wurde dadurch nicht geschwächt. Auf ihr Anstiften brach unter der Regierung des jüdischen Königs, Alexander, eine fürchterliche Empörung gegen den König aus. (Joseph. Alt. 12, 21 f.) Es entstand ein bürgerlicher Krieg, der 6 Jahre dauerte, worin auf beiden Seiten viel Blut vergossen wurde. Endlich siegte Alexander, und ließ 800 der vornehmsten Empörer kreuzigen *). — Kurz vor seinem Tode, im Jahr vor Chr. Geb. 78 rieth er seiner Gemahlin, Alexandra, die ihm in der Regierung folgen sollte, sich mit den Pharisäern auszusöhnen. Alle Unglücksfälle während seiner Regierung, und die Erbitterung des Volks gegen ihn, erklärte er für eine Folge des Hasses dieser Partey. Sie folgte seinem Rath,

*) Dies ist das erste Beyspiel in der jüdischen Geschichte, daß diese Art der Todesstrafe von Juden vollzogen wird. Sie hatten sie vermuthlich unter den Persern kennen gelernt, bey denen sie üblich war. Seit der Zeit wurde sie unter ihnen sehr gewöhnlich, besonders nachdem sie unter Römische Herrschaft gekommen waren. Denn auch bey den Römern war sie üblich. Es wurden Sclaven, Majestätsverbrecher und Rebellen gekreuzigt. Daher auch Jesus, weil man ihn als einen solchen Verbrecher angeklagt hatte.

ith, berief nach seinem Tode die Häupter der Pha-
ier zusammen und erklärte, daß sie ohne ihre Ein-
lligung nichts unternehmen werde. Sie überließ
ihnen auch gänzlich, was für ein Schicksal der
ch unbegrabne Leichnam ihres Gemahls haben sollte.
ieses that die erwünschte Wirkung. Die erklärten
inde Alexanders wurden nun mit einem Mal seine
bredner beym Volk und sein Leichnam wurde mit
oßem Gepränge beerdigt. Nun regierten die Pha-
äer wieder, und alle Staats- und Kirchensachen
ngen durch ihre Hände. Die Traditionalsatzungen,
e Hyrkan aufgehoben hatte, erlangten ihre vorige
ültigkeit wieder; alle Verbannten und Gefangenen
nter der vorigen Regierung wurden zurückberufen
nd in Freyheit gesetzt. Sie drangen auf die Be-
rafung und Hinrichtung derer, die dem König
lexander zur Kreuzigung der 800 Rebellen gerathen
atten. Unter diesen befanden sich gerade die Häup-
er der Nation, die bisher den größten Antheil an
er Staatsregierung gehabt hatten und die sich mei-
tentheils zur Sadducäersecte bekannten. Es wurden
uch wirklich mehrere nach einander hingerichtet,
und noch auf mancherley andere Art an der Gegen-
artey Rache geübt. Selbst Josephus tadelt dies
Verfahren der Alexandra. Er urtheilt von ihr (Alt.
13, 24.), sie habe sich den Feinden ihres Hauses
anvertraut, habe den Staat seiner Stützen beraubt,
und zu vielen Uneinigkeiten, die erst nach ihrem Tode

aus-

ausbrachen, den Grund gelegt. Ihr jüngerer Sohn Aristobul, war den Pharisäern nicht günstig, und bemächtigte sich, mit Hülfe ihrer Gegner, der Regierung. Aber sein älterer Bruder, Hyrkan II — der nicht zum Herrschen, sondern zum Gehorchen geboren war — wurde von den Pharisäern unterstützt, und mit ihnen verband sich Antipater, ein Idumäa, der Günstling Hyrkans. Zwischen beiden Brüdern entstand ein Krieg: beide riefen den Römer, Pompejus, zu Hülfe. Pompejus nahm den Aristobul gefangen, eroberte den Tempel, bestätigte den Hyrkan als Fürsten und Hohenpriester der Juden, und unterwarf ihn der römischen Oberherrschaft. Von der Zeit an blieben die Juden beständig von den Römern abhängig. Die Pharisäer sahen es nun wohl ein, daß sie am meisten Schuld daran waren. Aber es war zu spät. Je mehr sie sich bestrebten, der Nation Freyheit und Erleichterung zu verschaffen, desto schwerer und drückender wurde ihr Joch und die aufrühreriſchen Grundsätze, die durch sie immer allgemeiner gemacht wurden, zogen dem jüdischen Staat endlich den völligen Untergang zu. Das Mißvergnügen und die Unzufriedenheit der Juden wurde sonderlich seit Herodes des Großen Zeit immer größer und allgemeiner. Wider den Willen der Nation wurde er — ein Ausländer, ein geborner Idumäer! — von den Römern, 40 Jahr vor Christi Geburt, zum König

über

er Judäa ernannt. Die Römer suchten die aus-
ndischen Nationen, die von ihnen abhängig waren,
r Verlassung ihrer bisherigen Sitten und Gebräuche
bewegen und nach und nach römische bey ihnen
nzuführen. Besonders war ihnen jüdische Religion
id Gebräuche verhaßt. Dieses wußte Herodes,
m sich bey den Römern beliebt zu machen, faßte er
n Entschluß, das Volk von dem jüdischen Aber-
lauben (wie ihn die Römer nannten) abzuziehn
nd allmählig zu römischen Sitten zu gewöhnen.
ies war gerade die empfindlichste Saite, die man
ie berühren konnte, ohne die Juden zum höchsten
rad der Erbitterung zu reizen. Dazu kam noch
in äußerst schlechter Charakter und sein fast ungläub-
cher Argwohn, der ihn zur Tyranney und zu den
rchterlichsten Grausamkeiten aller Art verleitete.
ey diesen Umständen wurde es den Pharisäern
icht, Freyheitsliebe und Religionseifer beym Volk
nmer mehr anzufachen. In kurzer Zeit verbreitete
ch unter der Nation ein fast allgemeiner Enthusias-
us, den die Pharisäer nährten und stärkten, weil
e ihren Vortheil dabey zu finden glaubten. Man
ah unter der Oberherrschaft der Römer und unter
er Regierung Herodes, die Zeiten eines Antio-
hus Epiphanes wiederkehren. Der heldenmü-
hige Eifer der Asmonäer, des Priesters Matta-
hias und seiner tapfern Söhne, der Maccabäer,
ettete die Juden damals von der Tyranney ihrer

Fein-

(Joseph. Alt. 20, 8.) Sie konnten aber, wie Josephus versichert (Alt. 18, 2.), wenig nach ihrem Sinn ausführen. Daher nahmen sie auch ungern öffentliche Aemter an, und wenn sie es thaten, so pflegten sie, wie es am angeführten Ort heißt, den Pharisäern beyzutreten, weil sie das Volk sonst nicht dulden würde. Ich verstehe dies so, daß sie zwar ihre Privatmeinungen als Sadducäer behielten, aber doch nach Pharisäischen Grundsätzen entscheiden mußten, weil diese einmal im Staat eingeführt und allgemein begünstigt waren. Der größte Theil der gelehrten Juden bekannte sich zu der Partey der Pharisäer, wie auch Paulus ehedem, als er noch Jude war. In den Evangelien werden daher Schriftgelehrte und Pharisäer oft zusammengesetzt, und sogar eins mit dem andern als gleichbedeutend verwechselt, z. E. Matth. 22, 35. vergl. Marc. 12, 28. Die öffentlichen Gebete, und alles, was zum Gottesdienste gehörte, war nach ihrer Vorschrift eingerichtet. (Josephus, Alt. 18, 2.) Sie erwarben sich die Achtung des gemeinen Volks durch ihre scheinbare Tugend und Mäßigkeit, durch ihre Religiosität und Pünctlichkeit in Beobachtung des Gesetzes (Matth. 15. Luc. 11, 38. 42.), durch ihr häufiges Beten und Fasten (Matth. 6, 5. C. 23, 13. Luc. 5, 33. C. 18, 12.), ihr öffentliches Allmosengeben (Matth. 6, 1. 2.) und durch viele andere Dinge, die dem großen Haufen Hochachtung

und

nd Ehrerbietung für sie einzuflößen im Stande wa-
en. Ihre Sitten waren gefällig und einschmeichelnd,
nd ihr Betragen gegen Geringere sehr herablassend
nd geschmeidig. Ihre Hauptbemühung ging dahin,
ich durch Gunst des Volkes mächtig und furchtbar
u machen. (Joseph. Alt. 13, 18.) In ihrer Ge-
walt stand es, selbst die Oberhäupter der Nation und
ie angesehensten Priester verdächtig und verhaßt zu
nachen. Alles, was sie gegen diese sagten, wurde
om Volke geglaubt. (Joseph. am angef. Ort.) Die
Geschichte des Johann Hyrkanus und des jüdi-
schen Königs, Alexander, giebt hievon den au-
genscheinlichsten Beweis. Und wer erschwerte Jesu
die Ausführung seiner Absichten so sehr, als eben
diese Partey? So sehr sie auch für Aufrechthaltung
und Beobachtung des Gesetzes zu eifern schien; so
nachgebend war sie doch auch hierin gegen das Volk.
Um sich des Volkes Gunst zu erhalten, bestrafte sie
die begangenen Verbrechen mit großer Gelindigkeit.
Die Sadducäer hingegen zeichneten sich durch
strenge Ahndung aus. (Joseph. Alt. 13, 18. B. 20,
8.) Die Pharisäer erhielten und stärkten das
Volk in der Meinung, daß äußere Beobachtung des
Gesetzes und der gottesdienstlichen Gebräuche hin-
länglich sey, sich der Gnade Gottes zu versichern,
und daß Gott um der Verdienste des Abraham wil-
len und der übrigen frommen Vorfahren der Nation,
ihre Nachkommen begnadige: ein Vorurtheil, das

unter

schickten, beschleunigt wurde. Aber, wenn sie auch wirklich mehr Billigkeit und Gerechtigkeit bewiesen hätten: so ist doch kaum glaublich, daß die Juden jemals willig gehorcht und die Pflichten guter Bürger erfüllt haben würden. Es war ihnen unerträglich, unter fremden Oberherren zu stehn. Aufrührerische Grundsätze wurden ihnen, sonderlich von den Pharisäern, von Jugend auf eingeprägt. Man nahm die Religion, die Geschichte der Vorzeit und alles übrige zu Hülfe, wodurch Muth und Freyheitseifer erweckt werden konnte und harrete nun nur auf einen günstigen Augenblick, sich in den Besitz der längst gewünschten Unabhängigkeit zu setzen. Man gab vor, es sey unrecht, Heiden und Unbeschnittenen zu gehorchen, und gründete diese Behauptung auf eine unrichtige, völlig im Pharisäischen Geist gemachte Auslegung der Stelle, 5 Mos. 17, 14. 15. Man konnte Gott auch ihnen — seinen Geliebten, und Abrahams Kindern — seinen Beystand versagen. Je drückender die Noth wurde, desto größer wurde der Enthusiasmus, desto allgemeiner und sehnlicher die Erwartung eines Anführers und Regenten, der noch mehr leisten sollte, als die heldenmüthigen Heerführer zu den Zeiten ihrer Vorfahren, mehr, als Moses, die Richter und Maccabäer. Der Messias, aus dem Königsstamm Davids (dem ein ewiges Königreich verheißen war, 2 Sam. 7, 13. Ps. 89 fg.) sollte, nach ihrer Meinung, dieser Held

und

Befreyer seyn. Aber er sollte nicht bloß Retter. Befreyer seyn, sondern Weltbeherrscher und iversalmonarch. Eine falsche Deutung vie dichterischen Stellen des A. T., die frohe Blicke die Zukunft enthalten und das Glück künftiger ten unter dem Bilde des wiederkehrenden goldenen ltalters schildern (z. B. Jes. 11, 6 — 16.), int dieser Schwärmerey immer mehr Nahrung eben zu haben. Zur Zeit des jüdischen Krieges ten viele Enthusiasten auf, die sich bald für den ssias selbst, bald für seine Herolde, die ihm den g bereiten sollten, ausgaben. Die schwärmeri n Erwartungen unter den Juden im römischen ich innerhalb und außerhalb Palästina waren so gemein und so bekannt, daß selbst römische Schrift ler davon reden *). Als Judäa zu einer römi n Provinz gemacht wurde, gab es mehrere Em er, welche behaupteten, man müsse den Römern nen Tribut geben (φορον Ρωμαιοις ου τελειν), und, zer Gott, niemand als Oberherrn anerkennen. ter dem gemeinen Volk bekamen sie viel Anhang, derlich seit Gessius Florus Zeiten, bis end die Empörung gegen die Römer völlig ausbrach. Joseph. Alterth. 18, 2.) Josephus rechnet,

 außer

*) Die Stellen im Sveton, Vespas. C. 4. und im Tacitus, Geschichtb. V. Cap. 13. sind bekannt. Letzterer erwähnt auch *antiquas sacerdotum literas*, worauf man sich berufen habe.

außer dem Galiläer Simon (vom jüd. Kr. 2, 7.) besonders den Judas Gaulonites, oder Galiläus, unter die Hauptanführer dieser Empörer (Alt. 18, 1. 2.) Judas verband sich mit einem Pharisäer, Namens Saddukk. Beide forderten das Volk zum Abfall von den Römern auf, und raubten und mordeten unter dem Vorwand des Eifers für die Freyheit ihres Vaterlandes. Josephus nennt die Partey dieser Aufrührer die vierte jüdische Secte und erweist ihr die unverdiente Ehre sie φιλοσοφειν, und ihre Mitglieder φιλοσοφους zu nennen. Nach seiner ausdrücklichen Versicherung stimmten sie übrigens völlig mit den Pharisäern überein, nur daß sie einen ganz außerordentlichen Freyheitseifer zeigten, und behaupteten Gott allein sey ihr Regent und Oberherr. Ehe sie sich entschlossen, irgend einen Sterblichen dafür zu erkennen, standen sie lieber die ausgesuchtesten Martern aus. Es ist sichtbar, daß dem Josephus viel daran gelegen ist, diese Leute von den Pharisäern zu unterscheiden. Aber er kann es selbst nicht leugnen, daß sie pharisäische Grundsätze gehabt haben. Er bewundert auch ihren Muth, ihre Freyheitsliebe und Standhaftigkeit. In Meynungen und Grundsätzen waren die Pharisäer gewiß nicht von ihnen unterschieden. Auch sie wünschten nichts mehr, als Befreyung von römischer Oberherrschaft und unterließen auch nicht, dem Volke Hoffnung dazu zu

machen

chen. Nur sahen die Klügern unter ihnen wohl
, daß dies so schnell nicht geschehn, noch auch
rch so gewaltsame Mittel bewerkstelligt werden
nne. Sie riethen sogar oft öffentlich zum Gehor-
n und Frieden, nicht, als glaubten sie, daß das
reben nach Unabhängigkeit unrecht sey; sondern
il sie einsahen, daß dies vorjetzt unzeitig seyn und
Sclaverey der Nation vergrößeren werde. Man
e Josephus eigene Lebensbeschr. im Anfang und
gleiche damit die Gesch. des jüd. Kr. II, 16.
9. auch die Stelle, Joh. 11, 48. — Doch
igen sie dabey sehr behutsam zu Werke. Den Rö-
rn wollten sie nicht als Theilnehmer und Beförde-
der Empörung verdächtig werden: aber ihre
ndsleute sollten auch nicht glauben, daß sie es mit
en Unterdrückern hielten. Einen sehr deutlichen
griff, von ihrer Art zu denken und zu handeln,
bt die vom Matthäus Cap. 22, 15 fg. und
m Lucas C. 20. erzählte Geschichte. Sie frag-
n Jesum: ob es recht sey dem Kaiser Tri-
t zu geben, oder nicht? Antwortete er,
sey recht, so war es ihnen leicht, ihn beym
olke, und selbst bey seinen bisherigen Anhängern,
rhaßt zu machen. Denn in der Person des Mes-
s erwartete man eben den großen Befreyer der
ation. Sagte er: es sey unrecht Tribut zu
ben, so konnten sie ihn als Empörer und Aufwieg-
r bey den Römern verklagen. Daß dies ihre Ab-
sicht

schildert das Buch der Weisheit im zweyten Capitel.

Hyrkans Nachfolger in der Regierung blieb bey seinen Grundsätzen, die er in seinen letzten Jahren angenommen hatte, und suchten die Pharisäerpartey zu unterdrücken. Aber ihre Macht wurde dadurch nicht geschwächt. Auf ihr Anstiften brach unter der Regierung des jüdischen Königs, Alexander, eine fürchterliche Empörung gegen den König aus. (Joseph. Alt. 12, 21 f.) Es entstand ein bürgerlicher Krieg, der 6 Jahre dauerte, worin auf beiden Seiten viel Blut vergossen wurde. Endlich siegte Alexander, und ließ 800 der vornehmsten Empörer kreuzigen *). — Kurz vor seinem Tode, im Jahr vor Chr. Geb. 78 rieth er seiner Gemahlin, Alexandra, die ihm in der Regierung folgen sollte, sich mit den Pharisäern auszusöhnen. Alle Unglücksfälle während seiner Regierung, und die Erbitterung des Volks gegen ihn, erklärte er für eine Folge des Hasses dieser Partey. Sie folgte seinem Rath,

*) Dies ist das erste Beyspiel in der jüdischen Geschichte, daß diese Art der Todesstrafe von Juden vollzogen wird. Sie hatten sie vermuthlich unter den Persern kennen gelernt, bey denen sie üblich war. Seit der Zeit wurde sie unter ihnen sehr gewöhnlich, besonders nachdem sie unter Römische Herrschaft gekommen waren. Denn auch bey den Römern war sie üblich. Es wurden Sclaven, Majestätsverbrecher und Rebellen gekreuzigt. Daher auch Jesus, weil man ihn als einen solchen Verbrecher angeklagt hatte.

ıth, berief nach seinem Tode die Häupter der Pha-
äer zusammen und erklärte, daß sie ohne ihre Ein-
lligung nichts unternehmen werde. Sie überließ
ihnen auch gänzlich, was für ein Schicksal der
ch unbegrabne Leichnam ihres Gemahls haben solle.
ieses that die erwünschte Wirkung. Die erklärten
inde Alexanders wurden nun mit einem Mal seine
bredner beym Volk und sein Leichnam wurde mit
oßem Gepränge beerdigt. Nun regierten die Pha-
säer wieder, und alle Staats- und Kirchensachen
ngen durch ihre Hände. Die Traditionalsatzungen,
ie Hyrkan aufgehoben hatte, erlangten ihre vorige
ültigkeit wieder; alle Verbannten und Gefangenen
nter der vorigen Regierung wurden zurückberufen
nd in Freyheit gesetzt. Sie drangen auf die Be-
rafung und Hinrichtung derer, die dem König
lexander zur Kreuzigung der 800 Rebellen gerathen
atten. Unter diesen befanden sich gerade die Häup-
er der Nation, die bisher den größten Antheil an
er Staatsregierung gehabt hatten und die sich mei-
tentheils zur Sadducäersecte bekannten. Es wurden
uch wirklich mehrere nach einander hingerichtet,
und noch auf mancherley andere Art an der Gegen-
partey Rache geübt. Selbst Josephus tadelt dies
Verfahren der Alexandra. Er urtheilt von ihr (Alt.
13, 24.), sie habe sich den Feinden ihres Hauses
anvertraut, habe den Staat seiner Stützen beraubt,
und zu vielen Uneinigkeiten, die erst nach ihrem Tode

aus-

ausbrachen, den Grund gelegt. Ihr jüngerer Sohn Aristobul, war den Pharisäern nicht günstig, und bemächtigte sich, mit Hülfe ihrer Gegner, der Regierung. Aber sein älterer Bruder, Hyrkan II — der nicht zum Herrschen, sondern zum Gehorchen geboren war — wurde von den Pharisäern unterstützt, und mit ihnen verband sich Antipater, ein Idumäa, der Günstling Hyrkans. Zwischen beiden Brüdern entstand ein Krieg: beide riefen den Römer, Pompejus, zu Hülfe. Pompejus nahm den Aristobul gefangen, eroberte den Tempel, bestätigte den Hyrkan als Fürsten und Hohenpriester der Juden, und unterwarf ihn der römischen Oberherrschaft. Von der Zeit an blieben die Juden beständig von den Römern abhängig. Die Pharisäer sahen es nun wohl ein, daß sie am meisten Schuld daran waren. Aber es war zu spät. Je mehr sie sich bestrebten, der Nation Freyheit und Erleichterung zu verschaffen, desto schwerer und drückender wurde ihr Joch und die aufrührerischen Grundsätze, die durch sie immer allgemeiner gemacht wurden, zogen dem jüdischen Staat endlich den völligen Untergang zu. Das Mißvergnügen und die Unzufriedenheit der Juden wurde sonderlich seit Herodes des Großen Zeit immer größer und allgemeiner. Wider den Willen der Nation wurde er — ein Ausländer, ein geborner Idumäer! — von den Römern, 40 Jahr vor Christi Geburt, zum König

über

er Judäa ernannt. Die Römer suchten die aus-
ıdischen Nationen, die von ihnen abhängig waren,
r Verlassung ihrer bisherigen Sitten und Gebräuche
bewegen und nach und nach römische bey ihnen
ızuführen. Besonders war ihnen jüdische Religion
ıd Gebräuche verhaßt. Dieses wußte Herodes,
n sich bey den Römern beliebt zu machen, faßte er
n Entschluß, das Volk von dem jüdischen Aber-
lauben (wie ihn die Römer nannten) abzuziehn
ıd allmählig zu römischen Sitten zu gewöhnen.
ies war gerade die empfindlichste Saite, die man
e berühren konnte, ohne die Juden zum höchsten
rad der Erbitterung zu reizen. Dazu kam noch
in äußerst schlechter Charakter und sein fast unglaub-
cher Argwohn, der ihn zur Tyranney und zu den
ırchterlichsten Grausamkeiten aller Art verleitete.
ey diesen Umständen wurde es den Pharisäern
icht, Freyheitsliebe und Religionseifer beym Volk
nmer mehr anzufachen. In kurzer Zeit verbreitete
ch unter der Nation ein fast allgemeiner Enthusias-
ıus, den die Pharisäer nährten und stärkten, weil
e ihren Vortheil dabey zu finden glaubten. Man
ıh unter der Oberherrschaft der Römer und unter
er Regierung Herodes, die Zeiten eines Antio-
)us Epiphanes wiederkehren. Der heldenmü-
)ige Eifer der Asmonäer, des Priesters Matta-
hias und seiner tapfern Söhne, der Maccabäer,
ettete die Juden damals von der Tyranney ihrer

Fein-

Feinde, und gab ihnen Religionsfreyheit und Unabhängigkeit wieder. Durch diese, und ähnliche Begebenheiten, glaubten sie auch jetzt zu gleichen Erwartungen berechtigt zu seyn. Sie zweifelten auch gar nicht an der augenscheinlichsten Hülfe Gottes, die er seinem Lieblingsvolke nicht versagen könne. Hieraus läßt sich die große Abneigung der Juden gegen die Römer und die von ihnen gesetzten Regenten, und die bis zum Unsinn weit getriebene Widersetzlichkeit sehr leicht erklären. Herodes kannte die Macht der Pharisäer. Er bot alle seine List und Verschlagenheit auf, ihre nachtheiligen Entwürfe zu vereiteln. Bald suchte er aus den Uneinigkeiten, die unter ihnen entstanden waren, Vortheil zu ziehn (Josephus, Alterth. 15, 1 f.), bald versuchte er sie durch Strenge und Härte zu schrecken, bald durch Gelindigkeit und Nachgeben zu gewinnen. Aber er konnte seinen Zweck nicht völlig erreichen. Als er sich von dem Volke den Eid der Treue und des Gehorsams schwören ließ, wurden auch die Pharisäer dazu angehalten. Allein sie waren durch nichts dazu zu bewegen und Herodes sah sich ihres Anhangs und anderer Umstände wegen genöthigt, sie ungestraft zu lassen. (Joseph. Alt. 15, 13.) Noch größer war ihre Widersetzlichkeit mehrere Jahre nachher, als die Juden dem Kaiser August und dem König Herodes den Eid der Treue leisten sollten. Alle bequemten sich dazu; nur die Pharisäer nicht. Die

Zahl

)l der Abweigerer belief sich an 6000 Personen.
ch diesmal fand es Herodes nicht für gut, nach
Strenge mit ihnen zu verfahren. Er belegte sie
ß mit einer Geldstrafe, welche die Gemahlin sei-
eigenen Bruders Pherorás für sie bezahlte.
: hatte die Pharisäerpartey immer heimlich begün-
t und unterstützt. Dafür weissagten die Phari-
: ihr und ihrer Familie das Königreich. Endlich
ten sie den Grund zu einer förmlichen Verschwö-
ig wider Herodes, brachten den seinen eigenen
fleuten viele auf ihre Seite, und bestachen sie mit
lde. Noch zu rechter Zeit entdeckte Herodes
ırfsichtiges Auge ihre Entwürfe und ließ einige
vornehmsten Theilnehmer unter ihnen hinrichten.
osephus, Alterth. 17, 8.)

Nach der Absetzung und Verweisung des Königs
ch elaus wurde Judäa im sechsten Jahr nach
r. Geb. zu einer Römischen Provinz gemacht,
s Vermögen der Einwohner registrirt und ihnen
ibut aufgelegt. Von der Zeit an wuchs der Haß
Juden gegen die Römer immer sichtbarer, und
: Geist der Widersetzlichkeit wurde immer allgemei-
:. Zuletzt brach eine förmliche Empörung aus,
sich im Jahr Chr. 70 mit dem gänzlichen Unter-
ng des jüdischen Staats endigte. Es ist wahr,
ß der Untergang des Staates durch die Bedrückun-
n der Römer und durch die Habsucht und Tyran-
y ihrer Statthalter, die sie nach Syrien und Judäa

schickten, beschleunigt wurde. Aber, wenn sie auch wirklich mehr Billigkeit und Gerechtigkeit bewiesen hätten: so ist doch kaum glaublich, daß die Juden jemals willig gehorcht und die Pflichten guter Bürger erfüllt haben würden. Es war ihnen unerträglich, unter fremden Oberherren zu stehn. Aufrührerische Grundsätze wurden ihnen, sonderlich von den Pharisäern, von Jugend auf eingeprägt. Man nahm die Religion, die Geschichte der Vorzeit und alles übrige zu Hülfe, wodurch Muth und Freyheitseifer erweckt werden konnte und harrete nur auf einen günstigen Augenblick, sich in den Besitz der längst gewünschten Unabhängigkeit zu setzen. Man gab vor, es sey unrecht, Heiden und Unbeschnittenen zu gehorchen, und gründete diese Behauptung auf eine unrichtige, völlig im Pharisäischen Geist gemachte Auslegung der Stelle, 5 Mos. 17, 14. 15. Wie konnte Gott auch ihnen — seinen Geliebten, und Abrahams Kindern — seinen Beystand versagen! Je drückender die Noth wurde, desto größer wurde der Enthusiasmus, desto allgemeiner und sehnlicher die Erwartung eines Anführers und Regenten, der noch mehr leisten sollte, als die heldenmüthigen Heerführer zu den Zeiten ihrer Vorfahren, mehr, als Moses, die Richter und Maccabäer. Der Messias, aus dem Königsstamm Davids (dem ein ewiges Königreich verheißen war, 2 Sam. 7, 13. Ps. 89 fg.) sollte, nach ihrer Meinung, dieser Held

d Befreyer seyn. Aber er sollte nicht bloß Retter
d Befreyer seyn, sondern Weltbeherrscher und
iverſalmonarch. Eine falsche Deutung vie-
dichterischen Stellen des A. T., die frohe Blicke
die Zukunft enthalten und das Glück künftiger
ten unter dem Bilde des wiederkehrenden goldenen
eltalters schildern (z. B. Jes. 11, 6 — 16.),
eint dieser Schwärmereyen immer mehr Nahrung
eben zu haben. Zur Zeit des jüdischen Krieges
ten viele Enthusiasten auf, die sich bald für den
ssias selbst, bald für seine Herolde, die ihm den
g bereiten sollten, ausgaben. Die schwärmeri-
n Erwartungen unter den Juden im römischen
ich innerhalb und außerhalb Palästina waren so
emein und so bekannt, daß selbst römische Schrift-
ler davon reden *). Als Judäa zu einer römi-
n Provinz gemacht wurde, gab es mehrere Em-
er, welche behaupteten, man müsse den Römern
en Tribut geben (φορον Ῥωμαιοις ου τελειν), und,
jer Gott, niemand als Oberherrn anerkennen.
ter dem gemeinen Volk bekamen sie viel Anhang,
derlich seit Gessius Florus Zeiten, bis end-
die Empörung gegen die Römer völlig ausbrach.
oseph. Alterth. 18, 2.) Josephus rechnet,

 außer

*) Die Stellen im Sveton, Vespas. C. 4. und im Ta-
citus, Geschichtb. V. Cap. 13. sind bekannt. Letzterer
erwähnt auch *antiquas sacerdotum literas*, worauf
man sich berufen habe.

außer dem Galiläer Simon (vom jüd. Kr. 2, 7.) besonders den Judas Gaulonites, oder Galiläus, unter die Hauptanführer dieser Empöre (Alt. 18, 1. 2.) Judas verband sich mit einem Pharisäer, Namens Sadduk. Beide forderten das Volk zum Abfall von den Römern auf, und raubten und mordeten unter dem Vorwand des Eifers für die Freyheit ihres Vaterlandes. Josephus nennt die Partey dieser Aufrührer die vierte jüdische Secte und erweist ihr die unverdiente Ehre, sie philosophen und ihre Mitglieder philosophos zu nennen. Nach seiner ausdrücklichen Versicherung stimmten sie übrigens völlig mit den Pharisäern überein, nur daß sie einen ganz außerordentlichen Freyheitseifer zeigten, und behaupteten, Gott allein sey ihr Regent und Oberherr. Ehe sie sich entschlossen, irgend einen Sterblichen dafür zu erkennen, standen sie lieber die ausgesuchtesten Martern aus. Es ist sichtbar, daß dem Josephus viel daran gelegen ist, diese Leute von den Pharisäern zu unterscheiden. Aber er kann es selbst nicht leugnen, daß sie pharisäische Grundsätze gehabt haben. Er bewundert auch ihren Muth, ihre Freiheitsliebe und Standhaftigkeit. In Meinungen und Grundsätzen waren die Pharisäer gewiß nicht von ihnen unterschieden. Auch sie wünschten nichts mehr als Befreyung von römischer Oberherrschaft und unterließen auch nicht, dem Volke Hoffnung dazu

rchen. Nur sahen die Klügern unter ihnen wohl
, daß dies so schnell nicht geschehn, noch auch
rch so gewaltsame Mittel bewerkstelligt werden
nne. Sie riethen sogar oft öffentlich zum Gehor-
n und Frieden, nicht, als glaubten sie, daß das
treben nach Unabhängigkeit unrecht sey; sondern
il sie einsahen, daß dies vorjetzt unzeitig seyn und
: Sclaverey der Nation vergrößern werde. Man
de Josephus eigene Lebensbeschr. im Anfang und
rgleiche damit die Gesch. des jüd. Kr. II, 16.
, 9. auch die Stelle, Joh. 11, 48. — Doch
rgen sie dabey sehr behutsam zu Werke. Den Rö-
rn wollten sie nicht als Theilnehmer und Beförde-
: der Empörung verdächtig werden: aber ihre
ndsleute sollten auch nicht glauben, daß sie es mit
ren Unterdrückern hielten. Einen sehr deutlichen
egriff, von ihrer Art zu denken und zu handeln,
ebt die vom Matthäus Cap. 22, 15 fg. und
m Lucas C. 20. erzählte Geschichte. Sie frag-
n Jesum: ob es recht sey dem Kaiser Tri-
ut zu geben, oder nicht? Antwortete er,
s sey recht, so war es ihnen leicht, ihn beym
olke, und selbst bey seinen bisherigen Anhängern,
rhaßt zu machen. Denn in der Person des Mes-
as erwartete man eben den großen Befreyer der
lation. Sagte er: es sey unrecht Tribut zu
ben, so konnten sie ihn als Empörer und Aufwieg-
r bey den Römern verklagen. Daß dies ihre Ab-

sicht

sich nun, sagt Lucas (20, 20.) ausdrücklich. Jesus sagte keins von beiden, sondern antwortete so, daß sie ihm nichts anhaben konnten, und seine Klugheit bewundern mußten. Und dennoch verklagten sie ihn nachher als Empörer, sagten: er habe verboten Zins dem Kaiser zu zahlen, habe sich zum König aufgeworfen und sich Anhang unter dem Volke gemacht. Luc. 23, 2.

Nun ist noch übrig, daß ich von zwey Meinungen handle, worin Phariſäer und Sadducäer von einander abgingen. Die eine betrift die Lehre vom Fatum, die andere: von der menſchlichen Seele und ihrem Zuſtand nach dem Tode.

Die Lehre der Phariſäer vom Fatum trägt Joſephus an drey verſchiedenen Orten vor. (Alterth. 13, 9. B. 18, 2. Jüd. Kr. 2, 7.) Auf den erſten Blick ſcheinen ſich dieſe Stellen zu widerſprechen. Denn einmal ſagt er, ſie behaupteten: alles geſchehe durchs Fatum; ein andermal aber: einiges, aber nicht alles, ſtehe in der Gewalt des Verhängniſſes. Doch erklärt er ſich ſo darüber, daß ſich beides vereinigen läßt, wie ſich hernach zeigen wird. In allen dieſen Stellen braucht er das Wort *eimarmenn*, deſſen ſich auch die Stoiker und andere griechiſche Philoſophen bedienten, die eine abſolute Nothwendigkeit behaupteten. Er hat die Gewohnheit, Religion, Gebräuche und Gelehrſamkeit der Juden und Griechen mit einander zu vergleichen, um den Auswärtigen von der jüdiſchen

)en Nation vortheilhaftere Begriffe, als sie gewöhn-
h hatten, beyzubringen. Daher vergleicht er die
Harisäersecte mit den Stoikern und ver-
hert, daß sie ihr sehr nahe komme (im Anf. seiner
bensbeschr.), die Partey der Essener hingegen
it den Pythagoräern. (Alterth. 15, 13.) Seit-
m die Griechen und ihre Literatur den Juden etwas
kannter geworden war: gab es immer einige unter
nen, die verschiedene Sätze der griechischen Philo-
phen annahmen, und mit ihren Lehren und Mei-
ungen zu verbinden suchten. Ohne Zweifel waren
i Josephus Zeiten auch unter den Pharisäern einige,
e dies thaten, und selbst Josephus gehört zu
eser Classe. Aber sehr übereilt wäre es, wenn
an dies von der ganzen Partey behaupten wollte.
us der bloßen Uebereinstimmung der Worte läßt sich
och nicht auf die Uebereinstimmung der Meinungen
hließen. Denn die griechischredenden Juden brau-
)en manche Ausdrücke, die sie von den Griechen ent-
:hnen, in einem ganz andern Sinn, als diese. Auch
i den Schriften der Griechen selbst hat das Wort
αιρεσις verschiedene Bedeutungen. Die Aehnlichkeit
)eider Secten, die Josephus behauptet, ist sicher
iicht in Lehren und Meinungen zu suchen, sondern
:igentlich darin, daß beide in ihrem äußeren Betra-
zen eine gewisse Strenge und gesetzliche Pünctlichkeit
beobachteten. Fast alle solche Secten unter allen
Nationen sind mit den Stoikern verglichen wor-
den,

den, ohne auf die Verschiedenheit ihrer Grundsä
wonach sie handelten, Rücksicht zu nehmen. Se
nach dem Josephus dachten die Pharisäer üb
das Fatum ganz anders, als die Stoiker. We
die jüdischen Rabbinen von Prädestination, von gö
lichen Rathschlüssen und deren Einfluß auf menschli
Handlungen und Schicksale reden, so brauchen
das Wort גזר und גזירה. Auch in den Chaldäisch
Umschreibungen des A. T. bedeutet dies Wort: G
setz, Edict, Rathschluß, und das Stam
wort גזר, beschließen, bestimmen, anor
nen. Dieses hebräische Wort scheint dem griech
schen εἱμαρμενη beym Josephus zu entsprechen.
Letzteres wählte er darum mit Fleiß, weil es bey
den griechischen Philosophen so gewöhnlich war.
Das Neue Testament druckt es durch die populä
ren Worte: ὁριζειν, προοριζειν, ὡρισμενη βουλη,
το ὡρισμενον, προγνωσις, προθεσις aus, Luc. 22,
22. Apgesch. 2, 23. C. 4, 28. C. 10, 42
C. 17, 26. 31. Röm. 8, 29. 30. Eph. 1, 5. 11

In dem Vortrag der Lehren: von Gottes Vor
sehung, von seinem Einfluß und Mitwirkung bey den
Handlungen der Menschen, und von der Freyhe
des menschlichen Willens — wird man bey den Ju
den und ihren verschiednen Secten wohl keine rech
deutliche Begriffe und bestimmte Ausdrücke erwar
ten. Dies ist wohl die wahre Ursach, warum Jo
sephus Worte so schwankend und zweydeutig sind
un

nd eben dies verursachte so verschiedne Hypotheſen
i ihrer Erklärung. Die Meinungen der Juden
ber die göttliche Vorſehung und Mitwirkung bey
en Handlungen und Schickſalen der Menſchen laſſen
ch, nach meiner Einſicht, in drey Claſſen bringen.
Viele begnügten ſich zu ſagen: alles ſtehe in der
)and Gottes, ohne ſeinen Willen könne der Menſch
ichts thun, ohne ſeinen Willen könne ihm nichts
egegnen. Bey dieſer einfachen und populären Vor-
ellung blieben, unter andern Juden, auch die Eſ-
e n e r ſtehn, ohne ſich in Grübeleyen und Spitzfin-
igkeiten darüber einzulaſſen. J o ſ e p h u s ſagt
on ihnen, ſie lehrten: v o n G o t t h a n g e a l l e s
ab (Alterth. 18, 2.), oder, wie er es anderwärts
gelehrter ausdrückt (Alt. 13, 9.): a l l e s ſ t e h e i n
)er G e w a l t d e s V e r h ä n g n i ſ ſ e s (εἱμαρμενη).
lus Zuſammenhaltung beider Stellen erhellt zugleich,
)aß bey ihm θεος (βουλη θεου) und εἱμαρμενη im
Grunde einerley iſt, gerade ſo, wie bey den Rabbi-
nen גזירה mit אלהים, oder עצה אלהים als gleichbedeu-
tend verwechſelt wird. II. Andere wollten dabey
nicht ſtehen bleiben. Sie meinten, man könne da-
durch auf den Gedanken kommen, Gott ſey Urheber,
Theilnehmer und Beförderer des Böſen in der Welt;
die menſchliche Freyheit werde dadurch aufgehoben
und abſolute Nothwendigkeit behauptet. Sie ſagten
alſo: Gott wirkt bey dem Böſen nicht mit. Ferner:
Gutes und Böſes, Glück und Unglück iſt in der Ge-
walt

walt des Menschen und hängt von seinem Verhalten ab. So lehrten die Sadducäer. Ihre Behauptung stand noch mit einer andern Lehre ihres Systems in Verbindung, nämlich mit der: daß es nach dem Tode keine Belohnungen und Strafen gebe. Daß sie die Vorsehung geleugnet haben, ist unerweislich. Zwar sagt Josephus (Alt. 13, 9.): die Sadducäer leugnen das Verhängniß, sie halten es für ein Nichts. Aber in welchem Sinn sie es leugneten, lehrt die gleich darauf folgende Erklärung, sonderlich wenn man sie mit einer andern Stelle dieses Schriftstellers (vom jüd. Kr. 2, 7.) vergleicht. Nach der ersten Stelle behaupteten sie: der Mensch wäre selbst Urheber seines Glücks, und wäre auch an seinem Unglück durch eigene Unbesonnenheit Schuld. Die zweyte ist noch deutlicher: Gott nehme nicht Theil an bösen Handlungen, und wirke dabey nicht mit. Bloß von dem Menschen hange die Wahl des Guten oder Bösen ab: eins von beiden werde jedem zu Theil, nach seinem eigenen Willen. Konnte einer, der so lehrte, nicht auch behaupten, das Verhängniß sey ein Nichts, ohne darum die Vorsehung zu leugnen? Wenn sich ein Unglücklicher, oder ein Verbrecher damit entschuldigte, oder tröstete: das Verhängniß habe es so über ihn beschlossen;

konnte der Sadducäer zu ihm sagen: „Das Verhängniß ist ein Nichts! Du bist schuld an deinem Unglück, die böse That hing von deinem Willen ab.“ Der Sadducäer konnte sich hierin sehr irren: aber ugnete er darum die Vorsehung? — Man fand der bald, daß beide Vorstellungsarten nicht hinreichen die Sache zu erklären, und daß beide auf zwey ntgegenstehende Extreme hinführten. Die erste hien absolute Nothwendigkeit vorauszusetzen, die reyheit des menschlichen Willens aufzuheben und ott zum Urheber des Bösen zu machen. Die andere schien der Erfahrung zu widersprechen. Diese eweist, daß der Mensch nicht immer Urheber seines lücks oder Unglücks sey, daß er für das Gute nicht mmer belohnt, und für das Böse nicht immer bestraft werde. Allerdings konnte diese Lehre auch auf en Gedanken führen, daß Gott für die irdischen ngelegenheiten nicht sorge, wenn dies gleich die rheber derselben damit nicht sagen wollten. Daher ählten III. andere einen Mittelweg zwischen beiden, nd diesen betraten auch die Pharisäer. Sie ehaupteten zwar, nach Josephus (Alt 18, 2.), lles (τα παντα) geschehe durchs Verhängniß, oder, wie ers anderwärts *) ausdrückt: sie schrie-

*) Jüd. Kr. 2, 7. das dort gebrauchte και in den Worten: θεου και ειμαρμενης ist bloß ein erklärendes και und bedeutet, wie oft beym Josephus, so viel als ἡ, oder τουτ' ἐστι.

schrieben alles Gott und seinem Verhängnisse zu. Allein die gleich darauf folgenden Einschränkungen in beiden Stellen lehren, was er eigentlich sagen wolle, nämlich: alles geschehe unter der Regierung und Zulassung Gottes. Denn am ersten Ort setzt er hinzu: Doch leugnen sie die Freyheit des menschlichen Willens nicht. Sie lehren, Gott habe zwar die Einrichtung gemacht, daß alles geschehen müsse, was er wolle; aber auf des Menschen Willen komme es doch an, tugendhaft oder lasterhaft zu handeln. Am zweyten angeführten Ort heißt es: sie schreiben Gott oder dem Verhängniß alles zu, und zwar so, daß es meistens (κατα το πλειστον) in des Menschen Gewalt stehe, recht oder unrecht zu handeln. (Dies ist den Sadducäern entgegengesetzt. Es giebt Fälle, wo es nicht in unsrer Gewalt steht, und der Gebrauch unsrer Freyheit aufhört — wo folglich keine Zurechnung Statt findet.) Doch komme in einzelnen Fällen das Verhängniß zu Hülfe (z. E. wir werden durch Dazwischenkunft außerordentlicher oder unerwarteter Umstände vor Fehltritten oder Unglück bewahrt). — Freylich vermißt man hier beym Josephus recht deutliche Begriffe, und darum fehlt es ihm auch an Deutlichkeit und Bestimmtheit im Ausdruck. Den Ausdruck: alles stehe beym Verhängniß, braucht er

hier

er bloß im Gegensatz gegen die Sadducäer. An dem andern Ort (Alt. 13, 9.), wo er zugleich von den Essenern redet, die dies eigentlich behaupten, fühlte er selbst das Unbequeme dieses Ausdrucks, und sagt daher mit deutlichern Worten: die Phariſäer behaupten, etwas, aber nicht alles (τινα, και ου παντα) ſtehe beym Verhängniß; etwas aber ſtehe auch in des Menſchen Gewalt, ob es geſchehen ſolle, oder nicht.

Epiphanius (adverſ. haeref. L. I. Haeref. 6.) behauptet auch, daß ſich die Phariſäer mit Aſtrologie beſchäftigt hätten. Ihm folgen Drusius und einige andere Neuere. Brucker hingegen verwirft dieſe Meinung gänzlich. (Hiſt. crit. philoſ. Th. II. S. 752 fg.) Wahr iſt es, daß ſich weder im N. Teſt. noch im Joſephus die geringſte Spur davon findet, und daß Epiphanius Nachricht gar nicht als hiſtoriſches Zeugniß gelten kann. Indeſſen iſts unleugbar, daß ſeit den Zeiten des babyloniſchen Exils viele Juden an den Einfluß der Geſtirne in die menſchlichen Schickſale geglaubt, und ſich daher mit Sterndeutung beſchäftigt haben. (Vergl. Philo de migrat. Abrah. S. 415.) Sollte es alſo nicht auch unter den Phariſäern Leute gegeben haben, die dieſe Kunſt getrieben hätten, zumal da ſie nicht leicht ein Mittel unbenutzt ließen, wodurch man ſich Zutrauen und Anſehen beym Volk erwer-

erwerben konnte? Daraus würde aber freylich nicht folgen, daß es eine Unterscheidungslehre ihrer Partey gewesen wäre. Mit ihren Grundsätzen vom Verhängniß ließe sich übrigens diese Lehre wohl vereinigen. Es ist merkwürdig, daß das oben angeführte Wort רוח bey den Rabbinen bisweilen auch vom Einfluß der Gestirne gebraucht wird, obgleich das Wort מזל bey ihnen noch häufiger in dieser Bedeutung vorkommt.

Ueber die Lehren: vom Daseyn geistiger Wesen, von der Natur der menschlichen Seele, ihrer Fortdauer nach diesem Leben, ingleichen von der Wiederherstellung des Körpers nach dem Tode, und von Belohnung und Strafe in einer andern Welt — waren die Meinungen der Juden gleichfalls verschieden.

Einige behaupteten, es könne kein lebendiges Geschöpf ohne Körper gedacht werden, und leugneten überhaupt das Daseyn unkörperlicher Wesen gänzlich. So die Sadducäer. Sie lehrten nach Apgesch. 23, 8. es gebe keinen Engel und keinen Geist. Nach der gewöhnlichen Meinung unter den Juden gab es Engel und Geister; und diese traten auch, wie in jener Stelle deutlich gesagt wird, die Pharisäer bey. Josephus sagt (Alt. 18, 2.): nach der Meinung der Sadducäer hört die Seele mit dem Körper zugleich auf; und an einem andern Orte (vom J. Kr. 2, 7.): die

Sad-

Sadducäer leugnen die Fortdauer (διαμονη)
der Seele und die Belohnung und Strafe
in der Unterwelt. Nach diesen Stellen sollte
es scheinen, als hätten sie nicht das Daseyn, son-
dern nur die Fortdauer der Seele bezweifelt.
Aber sie können, wie andere Materialisten, den Aus-
druck Seele gebraucht haben, ohne darunter etwas
Geistiges und vom Körper verschiedenes zu verstehn.
Sie verstanden bloß das Leben darunter. Die
Sadducäer gaben vor, daß sie bloß diejenigen
Lehren annähmen, die sie im A. Test. und sonderlich
in Moses Schriften fänden. Alles übrige erklärten
sie für Menschensatzung. Dahin rechneten sie auch
die gewöhnliche jüdische Meinung von der Seele.
Die Worte, die man damals brauchte, um den Be-
griff Geist damit auszudrücken und die Seele als
etwas vom Körper verschiedenes zu charakterisiren,
werden in den Büchern des A. T. alle häufig vom
Odem, vom Leben und der Lebenskraft ge-
braucht, z. B. רוח, כפש, כשמה, ψυχη, πνευμα
u. s. w. Selbst da, wo von Schöpfung des Men-
schen die Rede ist, heißt es: Gott habe ihm seinen
Lebensodem eingehaucht, 1 Mos. 2, 7. Ps. 104,
29. 30. Ja, es fanden sich sogar einige Stellen,
worin gesagt zu werden schien, daß die Fortdauer
des Menschen mit seinem Odem aufhöre, als Pred.
3, 19. 20. Jes. 38, 18. Ps. 6, 6. Ps. 30, 10.
Ps. 88, 11. Ps. 115, 17. Aus den Schriften

der

der Rabbinen erhellt auch, daß diejenigen Jud die nach Christi Zeiten der Meinung der Sadduc beytraten, sich auf diese und ähnliche Schriftstelle berufen haben.

Es ist allerdings wahr, daß im Moses und a dern Alttestamentischen Büchern Stellen vorkomm worin die Lehre von der Fortdauer des Menschen na dem Tode vorausgesetzt wird. Aber da sie gleichsa nur Fingerzeige enthalten und nicht mit der Deu lichkeit davon reden, wie so viele im N. Testament: so wurden sie von den Sadducäern anders erklär Sie lehrten: der Mensch ziehe sich durch seine Hand lungen Glück oder Unglück zu, er werde in diesem Leben belohnt oder gestraft: da aber kein künftiges Leben sey, so falle alle Belohnung und Strafe nach dem Tode weg. Josephus vom jüd. Kr. 2, 7. Auch hier scheinen sie sich auf das A. Test. und vor züglich auf Moses Gesetzbuch, wo meistens nur von Belohnung und Strafe in diesem Leben die Rede ist berufen zu haben *). In den ersten christlichen Ge

meis

*) Christus widerlegt die Meinung der Sadducäer a Moses Schriften, Matth. 22, 31 f. und zeigt, daß aus 2 Mos. 3, 6. die Fortdauer der Seele nach dem T schließen lasse. Da es in andern Büchern des A. T. deutlichere Stellen giebt: so haben viele behauptet, führe darum eine Stelle aus Moses an, weil die Sa ducäer die übrigen Bücher des A. T. nicht angen men hätten. Aber dieses Vorgeben, das man zuerst einigen christlichen Kirchenschriftstellern findet, ist a un

einden gab es zu Paulus Zeiten Leute, welche die Auferstehung (die beym Paulus mit Unsterblichkeit der Seele einerley ist) leugneten, 1 Cor. 5, 12. Noch deutlicher redet er davon 2 Timoth. , 18. wo es von ihnen heißt, sie hätten behauptet: ie Auferstehung sey schon geschehn. Diese eute hatten ohne Zweifel sadducäische Grundsätze nd erklärten die Stellen des A. Test. die von Auferstehung zu handeln schienen, uneigentlich von Wiederherstellung in einen glücklichern Zustand, Bekehrung aus dem Exil, u. dgl. gerade so, wie sie die adducäischgesinnten Juden spätrer Zeit, nach des Rabbi Abarbanel's Bemerkung, auslegten. Es ist

ungegründet. Christus widerlegt darum aus dem Moses, weil seine Schriften den Sadducäern, so wie den übrigen Juden, die wichtigsten im ganzen A. T. waren und die eigentliche Erkenntnißquelle der jüdischen Religionslehren. Was im Moses stand, oder daraus hergeleitet werden konnte, gehörte unter die völlig ausgemachten Wahrheiten. Nun meinten die Sadducäer, beym Moses fände sich nichts von dieser Lehre: sie brauchten also sein Stillschweigen zu Bestätigung ihrer Meinung. Dies ist der wahre Grund, warum sie Christus aus dem Moses widerlegt. Uebrigens scheint es, als wäre den Sadducäern die Erklärung, die Christus von der Stelle 2 Mos. 3, 6. gab, damals neu und unerwartet gewesen, weil sie nichts dagegen einwenden. Aber in den spätern jüdischen Schriften nach der Zerstörung Jerusalems findet man diese Stelle gleichfalls zu Widerlegung der Sadducäer angeführt. Man vergleiche Wetsteins Anmerk. bey Matth. 22.

ist auch nicht zu leugnen, daß die Ausdrücke: wiederbelebt werden, und: aus dem Grabe auferstehn, im A. T. oft in dieser Bedeutung vorkommen, z. E. Jes. 26, 19. 20. Ezech. 37.

Nach der Wiederkehr aus Babylon wurden die Lehren von der Seelenunsterblichkeit und künftigen Vergeltung in einer andern Welt, unter den Juden immer allgemeiner, besonders seit der Zeit, da sie unter die Herrschaft der Nachfolger Alexanders des Großen, der griechischen Könige über Syrien und Aegypten kamen. Bey ihrem damaligen Leiden und Druck fanden sie viel Beruhigung in dem Gedanken an Unsterblichkeit und künftige Vergeltung. Der Verfasser des zweyten Buchs der Maccabäer legt den Märtyrern unter ihnen gewöhnlich solche Reden in den Mund, worin sie sich mit Hoffnung der Unsterblichkeit und Auferstehung trösten und zur Standhaftigkeit ermuntern, als 2 Macc. 6, 26. Cap. 7, 9. 11. 14. 23. 29. 36. vergl. Cap. 12, 43—45.

Mit der Lehre von der Seelenunsterblichkeit verbanden die meisten Juden auch die Lehre von der Wiederherstellung oder Auferstehung des Leibes. Der größte Theil derselben trennte nicht einmal eins von dem andern, sondern dachte sich vielmehr bey der Fortdauer der Seele nach dem Tode beständig die Wiedervereinigung derselben mit dem Körper, den sie in diesem Leben bewohnt hatte. Ich sage: der größte Theil derselben. Denn was die

Esse-

ſſener betrifft, ſo behaupteten ſie zwar die Ge-
unſterblichkeit; aber es ſcheint nicht, daß ſie die
iferſtehung des Leibes geglaubt haben. Nach dem
oſephus (vom jüd. Kr. 2, 7.) betrachteten ſie
n Körper als ein Gefängniß der Seele,
is welchem ſie durch den Tod befreyt werde. Nach
rer Befreyung erhübe ſich die Seele zur Oberluft,
m reinſten Aether, woher ſie ihren Urſprung habe.
Das ſie, nach Joſephus Erzählung, von den Ge-
den der Seligen, wo weder Kälte noch Hitze, ſon-
rn ewiger Frühling herrſche — und von dem Ta-
n, ſtürmiſchen Tartarus, dem Wohnſitz der Ver-
ammten, lehrten, war vermuthlich bloß exoteriſche
Bilderſprache, worin ſie das Glück der Frommen
nd das Unglück der Laſterhaften ſchilderten. Die
reiſten Juden, die die Lehre von der Auferſtehung
es Leibes glaubten, nahmen ſie unſtreitig darum
n, weil ſie ſich zu ihren ſinnlichen Vorſtellungen
on dem Glück und den Freuden der Seligen in jener
Welt ſo gut zu ſchicken ſchien. Mit körperlichen und
innlichen Vergnügungen waren ſie ſehr wohl bekannt;
deſto unbekannter aber mit den höhern und geiſtigen
Freuden, für welche die meiſten unter dieſem unge-
bildeten Volke keinen Sinn hatten. Das Leben nach
dem Tode dachten ſie ſich dem Leben in dieſer Welt
ſo ähnlich als möglich, nur daß ſie Trübſale und
unangenehme Empfindungen davon abſonderten.
Viele behaupteten im vollen Ernſt, daß die auferſtan-

denen Seligen im Himmel eben so essen und trinken und Kinder zeugen würden, wie die Menschen hier auf Erden. Nach nach den Zeiten Christi war diese die Lehre einiger der angesehensten Rabbinen, die auch vom Maimonides und vielen andern verthedigt wird. Solche sinnliche Vorstellungen, die zu wirklichen Ungereimtheiten führten, suchten die Sadducäer lächerlich zu machen und trieben ihren Spott damit. Sicherlich war dies auch damals ihre Absicht, als sie Jesu den Fall von der Frau, die mehrere Brüder nach einander zu Männern gehabt habe, vorlegten, Matth. 22, 24 f. —. Um solchen Einwendungen und Ungereimtheiten auszuweichen, lehrten andere Juden: wir würden zwar in jenem Leben unsern Körper wiederbekommen, aber er würde feiner gebauet seyn, als gegenwärtig, und alle grobe, materielle Theile würden davon geschieden werden. Zu seiner Erhaltung würden wir keiner Speise, keines Tranks bedürfen, würden auch unser Geschlecht nicht fortpflanzen. Auf diese Art erklärten sich die meisten jüdischen Lehrer auch nach Christi Zeiten darüber, wie man unter andern aus den von Wetstein gesammelten Stellen in seiner Anmerk. bey Matth. 22, 30. sehen kann. Es scheint, daß die Sadducäischen Einwendungen Gelegenheit gaben, diese Lehre genauer zu bestimmen und die allzu sinnlichen Vorstellungen davon abzusondern. Christus war gleichfalls dieser Meinung,

Matth.

atth. 22, 30. doch hat niemand unter den ersten
ristlichen Lehrern die Lehre von der Auferstehung
Leibes so vollständig vorgetragen, als Paulus,
Cor. 15, 35 f. Diese Stelle ist gleichsam Com-
ntar über jene Worte Christi und der ganze Vor-
g ist offenbar so eingerichtet, daß den sadducäi-
en und heidnischen Einwendungen begegnet,
) zugleich die groben sinnlichen Vorstellungen die
Juden davon geschieden werden sollen.

Daß die Pharisäer Seelenunsterblich-
it und Auferstehung geglaubt haben, ist aus
n schon oben angeführten ausdrücklichen Zeugniß
s Lucas (Apgesch. 23, 8.) gewiß; und daß sie —
nigstens die vernünftigsten unter ihnen — über
Lehre von der Auferstehung und dem Zu-
nd der Auferstandenen, mit Jesu in der
uptsache einstimmig gedacht haben, ergiebt sich
s Luc. 20, 39. wo sie die Antwort, die Jesus
n Sadducäern giebt, vollkommen billigen und
en. Hiemit läßt sich auch vereinigen, was Jo-
phus (Alterth. 18, 2.) von ihnen sagt: „sie
auben, daß die Seelen unsterblich wä-
n (ἀθανατον), und daß sie unter der Erde
richtet und nach ihren Werken entwe-
r belohnt oder bestraft würden. Diese
ürden in ein ewiges Gefängniß ver-
hlossen, jene könnten leicht wieder ins
ben zurückkehren (ἀναβιουν)." Hieher ge-

hört

höre noch eine andere Stelle (vom jüd. Kr. 2, 7.) wo es heißt: „die Seele sey, nach der Pharisäer Meinung, ganz unzerstörbar (ἀφθαρτον)." Aber diese letztere Stelle ist wegen eines Zusatzes merkwürdig, über dessen Sinn die Ausleger verschiedner Meinung sind. Er sagt nämlich: die Pharisäer behaupteten, die Seele geht in einen andern Körper über (μεταβαινει εις ἑτερον σωμα), doch nur allein die Seele der Frommen; die Seele der Gottlosen werde mit ewiger Strafe (ἀϊδιῳ τιμωρια) gezüchtigt. Diese Worte können von der Seelenwanderung verstanden werden, und einige Neuere haben sie wirklich davon erklärt. Ihnen ist auch Brucker beygetreten. (Hist. crit. philos. T. II. p. 754.) Aber sie lassen auch, wie sich gleich zeigen wird, einen andern Sinn zu, der sich zum Zusammenhang sehr gut schickt. Die Lehre von der Seelenwanderung war einige Jahrhunderte nach Chr. Geb. unter den Juden sehr allgemein. Daß sie aber schon zu Christi Zeiten und bald nachher unter den Palästinischen Juden anzutreffen sey, davon finden sich keine Spuren im N. Testament und eben so wenig im Josephus und Philo's Schriften. Die Stellen des N. T. Matth. 14, 2 und Marc. 16, 14. worauf sich einige berufen haben, gehören gar nicht hieher — und Joh. 9, 2. 3.

aus der jüdischen Meinung von Sünden, die in

Mut-

utterleibe begangen seyn sollen, zu erklären. Die Harisäer zu Jesu und der Apostel Zeiten bupteten allerdings Auferstehung des Leibes ναστασιν), wie sich aus den vorhin angeführten ugnissen des N. Test. deutlich ergiebt, und diese von der Seelenwanderung sehr verschieden. s scheint, daß Josephus das unter den griechi- en Juden von Wiederherstellung des Leibes ge- äuchliche Wort ἀναστασις und ἀναστηναι recht ge- ssentlich vermeidet. Ohne Zweifel geschieht dies swegen, um seinen griechischen und römischen Le- rn nicht zu mißfallen, und nachtheilige Begriffe n den so hoch gepriesenen jüdischen Secten, die er gar mit den philosophischen Schulen unter den riechen vergleicht, zu veranlassen. Denn die Lehre n der Auferstehung des Körpers, die damals un- r Juden und Christen gelehrt wurde, war den heid- ischen Philosophen immer sehr anstößig und kam men nach ihren Grundsätzen sogar ungereimt vor. daher wurde auch Paulus in Athen verspottet, als : in seiner Rede die Auferstehung von den Todten wähnte, Apgesch. 17, 32. Um diesen Anstoß zu erhüten, braucht Josephus in der ersten Stelle en Ausdruck ἀναβιουν, und in der andern: μετα- αινειν εἰς ἑτερον σωμα. Beide Ausdrücke sind so llgemein und so unbestimmt, daß sie jüdische und riechische Leser ihren Meinungen gemäß erklären onnten, so verschieden und von einander abgehend

diese

diese auch immer waren. Griechische Leser dachten dabey ganz natürlich an die Lehre von der Seelenwanderung, sonderlich wenn sie die letztere Stelle lasen: jüdische Leser aber, an ganz etwas anderes, nämlich an Auferstehung des Leibes. Dem ein anderer Leib kann auch derjenige vollkommene und unzerstörbare Körper genamt werden, den wir in jenem Leben erhalten, und selbst Paulus beschreibt ihn 1 Cor. 15. als einen andern, vom gegenwärtigen verschiedenen Leib, V. 39—53.— Dergleichen nicht bloß zufällige, sondern mit Fleiß gesuchte Zweydeutigkeiten im Ausdruck sind beym Josephus in solchen Fällen gar nichts seltenes.

Doch nur von den Seelen der Frommen behaupteten die Pharisäer, daß sie wieder einen Körper bekommen würden: die Seelen der Gottlosen hingegen werden, nach ihrer Meinung, in ein ewiges Gefängniß verschlossen und mit ewigen Strafen gezüchtigt. Dies sagt Josephus an den oben angeführten Orten. Die Lehre, daß die Seelen der Gottlosen keinen Körper wieder erhalten würden, ist zwar unter den Juden nie völlig allgemein gewesen, vielleicht auch selbst unter den Pharisäern nicht: aber sie hat unter ihnen, auch nach Christi Zeiten, immer viele Vertheidiger gefunden. In den chaldäischen Umschreibungen des A. Test. und in den Schriften der Rabbinen kommen hin und wieder sehr deutliche Stellen davon vor. Wie ist man aber darauf

gekom-

bekommen, dergleichen zu behaupten? Dies läßt ich aus dem, was oben gesagt ist, sehr leicht erklären. Von dem Leben in jener Welt hatten die Juden ehr sinnliche Begriffe. Sie meinten, die Seligkeit der Frommen könne ohne Körper nicht vollkommen seyn, und das Unglück und die Strafe der Gottlosen nach dem Tode werde eben zum Theil mit darin bestehen, daß sie keinen Körper wieder bekämen. Dazu kam noch, daß sie diese Meinung selbst in einigen Stellen des A. T. bestätigt zu finden glaubten. Die Auferstehung hieß bey den Juden תקומה und man brauchte das Zeitwort קום davon. Weil aber die alexandrinischen Uebersetzer das Wort קום fast immer durch ἀναστηναι und ἀναστασις übersetzen, so brauchten auch die griechischen Juden diese Worte beständig, wenn sie von der künftigen Wiederherstellung des Leibes redeten. Nun giebt es verschiedene Stellen im A. T., wo von Sündern und Gottlosen gesagt wird, sie würden nicht stehen bleiben, oder bestehen (קום), z. B. Ps. 1, 5. לא יקמו רשעים. Hier und in ähnlichen Stellen erklärten sie das Wort קום von der Auferstehung, und fanden darin eine Bestätigung ihrer Meinung. Mehrere Rabbinen erklären jene Stelle im ersten Psalm auf diese Weise, und die Alexandriner übersetzen: οὐκ ἀναστησονται οἱ ἀσεβεις, ob ich gleich nicht behaupten will, daß die alten Uebersetzer selbst bey dem Wort ἀναστηναι wirklich an die Auferstehung gedacht haben.

Eini-

Einige jüdische Lehrer nach Christi Zeiten gingen noch weiter, und behaupteten eine gänzliche Vernichtung der Gottlosen nach Leib und Seele. — Aber wie gesagt, diese Meinungen sind unter den Juden nie allgemein gewesen. Es gab immer viele, welche behaupteten, daß die Seelen der Frommen und Gottlosen einen Körper wiederbekommen würden. Dies erwiesen sie aus Daniel 12, 2. und einigen andern Stellen des A. T. Mit ihnen stimmte auch Christus und seine Apostel überein. Christus unterscheidet in seinen Reden ausdrücklich die Auferstehung zum künftigen Glück (ἀναστασις ζωης) von der Auferstehung zu künftigen Strafen (ἀναστασις κρισεως). Jene ist für die Frommen; diese ist das Loos der Gottlosen, Joh. 5, 29. Der Ausdruck ἀναστασις ζωης ist sichtbar aus Daniel 12, 2. genommen. In eben dem Sinn steht auch ἀναστασις εις ζωην 2 Macc. 7, 14. vergl. Cap. 12, 43—45. Dieses muß auch noch zu Paulus Zeiten die gewöhnliche Meinung unter den Juden und selbst unter den Pharisäern gewesen seyn, wie sich aus 23 und 24 Capitel der Apostelgeschichte schließen läßt, Paulus wurde vor dem jüdischen Gericht zu Jerusalem verklagt. Unter den Beysitzern desselben waren Pharisäer und Sadducäer. Paulus sagte öffentlich vor Gericht: man wolle ihn verurtheilen, weil er die Lehre von der Auferstehung behaupte und vortrage, Cap. 23, 6. Hierüber entstand ein lan-

anger Streit zwischen den Phariſäern und Sadducäern, ſo, daß in dieſer Sitzung des Synedriums nichts ausgemacht werden konnte. Endlich wurde Paulus nach Cäſarea gebracht und von den Juden bey dem römiſchen Procurator Felix verklagt. Hier ſagt er in ſeiner Vertheidigungsrede, in Gegenwart ſeiner Ankläger, Cap. 24, 15: „Ich habe die Hoffnung zu Gott, der ſie ſelbſt auch beyſtimmen, daß eine Auferſtehung der Todten ſeyn werde. — der Tugendhaften und Laſterhaften.“ Hieraus ſcheint deutlich zu erhellen, daß die Lehre von der Auferſtehung der Gottloſen damals ſelbſt unter den Phariſäern die gewöhnliche geweſen iſt.

Nach Lucas Bemerkung leugneten die Sadducäer auch das Daſeyn der Engel, Apgeſch. 23, 8. Nur Lucas ſagt dieſes; beym Joſephus findet man nichts davon: es ſtimmt aber mit ihrem ganzen Syſtem ſehr gut überein. Seitdem die Juden aus Babylon zurückgekommen waren, finden wir bey ihnen ganz andere Vorſtellungen von den Engeln, ihrer Natur, Eigenſchaften und Wirkungen, als vorher. Ihre Begriffe davon waren zum Theil von der Art, daß ſie auf ſehr abergläubiſche Meinungen führten, die von den angeſehenſten Lehrern, und ſonderlich von den Phariſäern in Schutz genommen und unter dem Volk immer mehr verbreitet wurden. Die Sadducäer gaben ſich das Anſehn ſtarker Geiſter und verwarfen daher dieſe abergläubiſchen Vorſtellun-

lungen von den Eigenschaften und Wirkungen der Engel und mit ihnen auch die ganze Lehre von ihrem Daseyn, so wie sie überhaupt das Daseyn aller geistigen Geschöpfe leugneten. Nach ihrem Vorgeben aber hielten sie sich genau an die Schrift, und verwarfen die menschlichen Zusätze, womit andere die Schriftlehren verunstalteten. Sie werden sich also gewiß bemüht haben, auch in dieser Lehre ihre Uebereinstimmung mit der Schrift zu zeigen. Der Ausdruck Engel oder Boten Gottes kommt in der Schrift oft von allen Dingen vor, welche die göttliche Vorsehung braucht, ihre Entwürfe und Absichten auszuführen, entweder Unglück zu verhängen und zu strafen, oder zu belohnen und zu schützen. Daher heißen selbst leblose Dinge oft Engel oder Boten Gottes: gute Engel, wenn sie gute, böse Engel, wenn sie böse Botschaft bringen, z. E. Krankheiten und andre Unglücksfälle. Es giebt im A. T. sehr viele Stellen, wo das Wort Engel in dieser Bedeutung vorkommt, z. B. Ps. 34, 8. Ps. 78, 49. vergl. V. 50. 51. Ps. 103, 20. Ps. 104, 4. Ps. 148, 2. 3. 8. Jes. 37, 36. 2 Kön. 6, 16. 17. Nach diesen und ähnlichen Stellen scheinen die Sadducäer die übrigen im A. T. erklärt zu haben, die von Engeln handeln.

2.

Gehört die Lehre von dem sittlichen Naturverderben des Menschen in den Religionsunterricht für Volk und Jugend? und wie ist sie darin vorzutragen?

(Ein Fragment aus einer Vorlesung.)

Was die heilige Schrift vom Daseyn des sittlichen Verderbens, welches allen Menschen von Jugend auf eigen sey, und sich im Uebergewichte der Sinnlichkeit (des Fleisches) über die Vernunft thätig zeige, so oft und so deutlich behauptet, und worauf sie ihr Lehrgebäude von unsrer sittlichen Wiederherstellung gründet, dies alles wird durch unleugbare Erfahrungen aus allen Zeitaltern vollkommen bestätigt; und Jeden, der auf sich selbst merkt, wird seine eigene Erfahrung täglich davon überzeugen. Die Summe aller dieser Erfahrungen ist Röm. 7, 18 f. in wenige, aber sehr nachdrückliche Worte zusammengefaßt, bey denen wohl jeder aufmerksame Leser sich selbst das Bekenntniß — ge-

schehe es auch noch so ungern — wenigstens im Stillen ablegen wird: ja, auch bey mir finde ich's so; es ist, als wäre dies aus dem Innersten meines Herzens herausgeschrieben! Ich weiß (aus Erfahrung), daß in mir, das ist in meinem Fleische, nichts Gutes wohnt; das Wollen habe ich wohl, aber das Vollbringen des Guten finde ich nicht. — Auch ganz heidnische Nationen, und die vorzüglichsten Philosophen älterer und neuerer Zeiten, christliche und nichtchristliche, die nicht von grundlosen Grübeleyen, sondern von sichern Erfahrungen — von unparteyischer Menschenbeobachtung — ausgegangen sind, haben das Daseyn dieses Uebels anerkannt. Mit den Benennungen desselben ging es in den Schulen der Theologen und Philosophen eben so, wie mit den Namen der Krankheiten bey den Aerzten; sie waren anders in jedem Zeitalter, anders in jeder Schule, indeß daß die Krankheit dieselbe blieb. Alles kommt hier auf die Kenntniß der Krankheitszufälle und der Heilmittel, und auf die zweckmäßige Anwendung der letztern an. Wird nur die Krankheit selbst recht gekannt und recht behandelt, sey es nun unter dieser oder einer andern Benennung, so lohnt es die Mühe nicht, über Namen zu streiten, obgleich allerdings der eine richtiger und schärfer bezeichnend, und wenigern Mißdeutungen ausgesetzt seyn mag, als der andere. Erbsünde, Erb-

übel,

bel, natürliches, angeerbtes, angebor-
es sittliches Verderben, oder, wie es ein
riechischer Philosoph nannte, das angeborne
öse, oder, nach Kant, das radicale Böse,
. s. f., sind lauter solche Ausdrücke, die offenbar
nerley sittlichen Krankheitszustand andeuten. Die
harfsichtigsten und unbefangensten Beobachter des
enschen stimmen auch darin überein, daß die
eneigtheit zur Uebertretung des Sittengesetzes;
n dem kein Sterblicher in keinem Alter und auf
iner Stufe der Bildung frey sey, so wenig aus
m Fehlerhaften unserer Vernunft, oder aus
rthümern derselben, und Mangel der Erkennt-
ß, als aus den Fehlern der Erziehung, und
s der Nachahmung böser Beyspiele, al-
in erklärt werden könne. Sie bemerken ferner,
ß in den Aeußerungen dieses Uebels in so
rn eine große Verschiedenheit statt finde, daß man-
er zu gewissen Uebertretungen nicht geneigt, oder
ch weniger geneigt sey, zu denen ein Anderer
arke Neigung bey sich fühle; bey allen aber
ige sich der Hang, gewisse Handlungen, die von
men selbst für schädlich und sündlich erkannt
erden, zu vollbringen. So mannichfaltig ge-
altet also auch dies Uebel bey einzelnen Men-
hen erscheine, so sehe es sich doch in der Abnei-
ung von gewissen Pflichten und in der Zuneigung
u gewissen verbotenen Dingen, bey Allen gleich.

Kurz, bey Allen, wiewohl nicht bey Allen in gleichem Grade, äußere sich das Uebergewicht irgend eines sinnlich vorgestellten Gutes, über das, was uns die Vernunft als das wahre Gut erkennen und achten lehre.

Ueber den Ursprung dieses Uebels giebt die Philosophie keine Auskunft. Alle Vernunfterklärungen darüber, von Plato und Aristoteles an, bis auf Leibnitz und Kant herab, beruhen — wie diese Forscher auch selbst zum Theil willig eingestehen, — auf unsichern Gründen, und genügen so wenig, daß dabey immer eine unbeantwortliche Frage über die andere entsteht. Indessen zeigt sich bey allen Völkern, so bald sie über Gott und über sich selbst nachzudenken anfangen, das Gefühl eines dringenden Bedürfnisses, anzunehmen, und gleichsam zum voraus zu setzen, daß das Menschengeschlecht in einem weit vollkommneren sittlichen Zustande von Gott hervorgebracht seyn müsse, als der ist, worin es sich gegenwärtig befindet. Aber das Räthsel selbst wurde von ihnen nicht befriedigend gelöst; nur die heilige Schrift, die von jenem Gefühle des Bedürfnisses gleichfalls ausgeht, war allein im Stande, es so zu lösen. Wer diese biblische Lösung für eine bloße Lehrdichtung, oder Mythus, erklärt, und kein Bedenken trägt, dies auch dem Volke und der Jugend vorzutragen, der nimmt

etwas

:was weg, wofür er keinen Ersatz wieder geben ann; er untergräbt das Ansehn der Bibel bey Volk nd Jugend, beraubt andre biblische Lehren, die iit dieser in unzertrennlicher Verbindung stehen und uf diesem Grunde ruhen, ihrer Stützen; und stif:t dadurch einen Schaden, den er hinterher durch ichts wieder gut machen kann. Der Vorwurf, aß in dem gewöhnlichen Lehrbegriffe vieles mit der öttlichen Gerechtigkeit und Güte nicht vereinbar sey, rifft nicht die biblische Lehre selbst, sondern nur inige schriftwidrige Vorstellungen, die man freylich ft genug mit der Schriftlehre verbunden, und ihr n verschiednen theologischen und philosophischen Schulen untergelegt hat. Weder diese, noch auch die anderweitigen tiefsinnigen und gelehrten Forschungen und Bestimmungen über die Beschaffenheit des Naturverderbens, der Art und Weise seiner Fortpflanzung u. s. f., gehören für den Volks- und Jugendunterricht. Genug ist es, in diesem bey der einfachen Bibellehre zu bleiben, daß nämlich die Menschen von ihren ersten Stammeltern her, nachdem diese Gottes Gebot übertreten hatten, insgesammt so beschaffen gewesen wären, und daß in diesen Stammeltern der Grund liege, warum alle ihre Nachkommen so sind; daß sie aber Jesu Christo allein die Verbesserung ihres Zustandes, und die Wiederherstellung der verlornen Unschuld, Heiligkeit und Seligkeit zu verdanken hätten, indem uns die:

dieſer ſowohl von der Macht und Herrſchaft der Sünde, als auch von den Strafen derſelben erlöſet, und auf dieſe Art jenes große Uebel zu unſerm Beſten gewendet habe, wenn anders von unſrer Seite den vorgeſchriebenen Bedingungen des Glaubens und der Sinnesänderung ein Genüge geleiſtet werde. Röm. 5. 6. 7, 25. 8, ꝛc.

Die Lehre von unſerm großen ſittlichen Verfall, wie wir ſie in der heil. Schrift dargeſtellt und in der Erfahrung beſtätigt finden, iſt eine beugende und unſern Stolz demüthigende, folglich eine unangenehme Wahrheit. Denn es iſt freylich keine vortheilhafte Beleuchtung, keine erfreuliche Geſtalt, in der wir uns vor dieſem Spiegel erblikken. So ſehr es auch zu unſerm Heil dient, daß wir uns ſo kennen lernen, ſo will doch der ſinnliche, oder, wie die heilige Schrift ihn nennt, der fleiſchliche oder fleiſchlichgeſinnte Menſch, ſolche demüthigende und ihn in ſeinem Sinnengenuß ſtörende Gefühle in ſich nicht aufgeregt wiſſen. Er bekämpft dieſe ihm unangenehmen Empfindungen, ſinnt auf Ausflüchte, und weiß endlich ſinnreich genug zu beweiſen, daß nicht er ſelbſt, ſondern der ihm vorgehaltene Spiegel fehlerhaft ſey. Er iſt dem Kranken gleich, der es nicht eingeſtehen will, daß er krank iſt, weil er ſich ſchämt es zu ſeyn, und weil ihm die verordneten bittern Heilmittel zuwider

ſind.

nd. Denn der sinnliche Mensch, der sich bey sei-
er Seelenkrankheit keiner gründlichen Kur unter-
erfen will, scheut jede herbe Aufopferung, die er
ey der Sinnesänderung und Heiligung übernehmen
müssen fürchtet. Ihm wird es daher leicht, sich,
nd auch wohl Andere seines Gleichen — die sich
adurch auch entschuldigt und geschmeichelt fühlen —
u bereden, daß er gut sey, oder daß es wenigstens
ey weitem nicht so schlimm um ihn stehe, als es
em allzustrengen Sittenrichter scheine. Glaubt
ber jemand, daß er nicht krank sey, so glaubt er
uch nicht, daß er eines Arztes und Arzneymit-
els bedürfe; oder meint er, seine Krankheit sey
eicht und bald vorübergehend, so hofft er, sich
chon selbst helfen zu können, oder ohne Gebrauch
der ihm verordneten Heilmittel zu genesen. Wer
nun auf gleiche Art über seinen sittlichen Zustand
denkt, der kann wohl nicht anders als kalt und
gleichgültig gegen die Mittel seyn, die uns die Lehre
Jesu zu unsrer Wiederherstellung vorschreibt; er
wird sie also wenigstens als überflüssig verschmähen:
aber er wird auch leicht noch weiter gehen, er wird
sie wohl gar für unbrauchbar und undienlich erklären,
und Haß gegen sie hegen und äußern, wie der Kranke
gegen die Arzney, die seinem Geschmack zuwider ist.
Joh. 3, 19. 20. Es ist also sehr begreiflich, und
aus der Natur unserer Seele leicht zu erklären, war-
um theils die Behauptung, daß der Mensch keines-

wegs

wegs so fehlerhaft und verderbt sey, als es die heilige Schrift in so vielen Stellen — wenn sie in ihrem unverkünstelten Wortverstande genommen werden — aufs deutlichste besagt, theils die dieser Voraussetzung gemäße Umformung der ursprünglichen christlichen Heilsordnung, gerade in solchen Zeitaltern am meisten gedeihet und begünstigt wird, die sich durch Eigensucht und stolze Selbstgenügsamkeit und durch den Hang zum bloß sinnlichen Genuß (Luxus) vor andern auszeichnen.

Befremden kann es also nicht, daß die biblische Lehre vom Verderben des Menschen auch jetzt von vielen im Volks- und Jugendunterrichte entweder ganz beyseite gesetzt, oder doch entkräftet, und nur beyläufig, oberflächlich und nachdruckslos berührt wird. Häufig geschieht dies unter dem Vorwande, daß durch die ehedem gewöhnliche (altchristliche) Vorstellung dem Menschen Abneigung gegen Gott eingeflößt werde, daß sie ihn unthätig, verzagt und muthlos zu allem Guten mache, ihn zur unwürdigen Verachtung seiner selbst führe, und sogar zur Verzweiflung, die alle Besserung für immer ausschließe. Aber man kann dreist behaupten, daß von dem Allen nichts zu fürchten sey, wenn sie anders nur so vorgetragen wird, wie es in der heil. Schrift geschieht. Wer vermag es, auch nur mit einem Beyspiele darzuthun, daß diese Lehre dies je bewirkt habe? Vielmehr bestätigt die Erfahrung

durch

urch Beyspiele zu Tausenden, daß sie biblisch rich-
g dargestellt, und in ihrem wahren Zusammen-
ange mit andern schriftmäßigen Wahrheiten auf-
efaßt und angewendet, die entgegengesetzte Wirkung
ervorbringe; daß sie nämlich den Menschen zum
Guten, zur Anstrengung der ihm verliehenen Kräfte,
nd zum dankbaren Gebrauch der von Gott darge-
otenen Mittel, tugendhaft, froh und glücklich zu
erden, mächtig anfeuere. — Jeder Religionsleh-
er, der sich durch vermeinte gute Gründe be-
ogen glaubt, in seinen Vorträgen wenig oder
ichts von dieser Lehre laut werden zu lassen, hat
Ursach, sich ernstlich zu prüfen, ob hier nicht die
Einsichten seines Verstandes von den Neigungen
seines Willens abhängig sind. Denn so ungern
man sichs auch selbst eingesteht, so wahr ist es doch,
daß der Wille des Menschen oft der Beherrscher
seines Verstandes ist. Könnte also nicht vielleicht
der eigentlich wirksame, tief im Innersten des Her-
zens, wie im Hinterhalte verborgene Grund, bey
ihm dieser seyn, daß er vielen seiner ihn beurthei-
lenden Hörer oder Leser, denen diese Lehre aus den
vorhin angezeigten Ursachen mißfällt, selbst nicht
mißfallen und ihren schmeichelhaften Beyfall ver-
scherzen will? Was Johannes (12, 43.) von vie-
len jüdischen Lehrern sagt, die zu Jesu Zeiten bey
dem großen Haufen ihrer vornehmen und geringen
Zeitgenossen sehr beliebt waren, das ist sicherlich

auch

auch bey vielen christlichen Lehrern zu allen Zeiten wahr gewesen: Sie hatten lieber die Ehre bey den Menschen, denn die Ehre bey Gott. Viele, die sich dem Lehrstande widmen, oder schon selbst lehren, geben sich auch keine Rechenschaft von den Gründen ihrer Meinungen und ihrer Lehrart; sie folgen bloß dem Vorgang Anderer, besonders wenn es berühmte und hochgepriesene Namen sind. Sie gehen nicht ihren Gang, so sehr sie auch für Selbstdenker angesehn zu werden wünschen, und haben keine eigene Meinung, sondern sind jedem Machtgebote und selbst jedem leisen Winke des Führers, dem sie mit ihrer Partey gehuldigt haben, folgsam. Auch können wirs uns nicht verbergen, daß, leider, in Kirchen und auf höhern und niedern Schulen die Zahl solcher Lehrer groß ist, die nie zur Erkenntniß ihrer selbst, und zur wahren Herzensbesserung nach christlichen Grundsätzen gelangt sind; deren Verbildung und tiefer sittlicher Verfall oft schon im elterlichen Hause begann, und auf Schulen und Universitäten vollendet ward; die zwar hernach, wenn nicht ein noch schlimmerer Fall eintritt, im Amtskleide die Form ihrer Sitten und die äußere Aufführung, nicht aber das Innere ihres Herzens ändern, und dabey gar nicht ahnden, was ihnen eigentlich mangelt. Solche sind dann freylich blinde Führer der Blinden; und es ist unglaublich, wie viel sie

en Anvertrauten durch Wort und Wandel
aden.

Diejenigen, welche der Lehre vom natürlichen
rderben abgeneigt sind, pflegen dagegen den flei-
zen Vortrag der Lehre von der Würde oder dem
hen Adel der menschlichen Natur an-
legentlich zu empfehlen. Dies findet mehr Ein-
ng als jenes, weil es unsrer Eigenliebe will-
mmen ist. Es wird daher über diesen Gegen-
and oft geprediget, und man geht im Jugendunter-
chte jetzt häufig davon allein aus. Man glaubt
en Menschen dadurch zu heben, ihm, wie man
gt, Muth zur Tugend zu machen, Abscheu gegen
as seine Natur schändende Laster in sein Herz zu
flanzen, und ihn durch Ehrgefühl zu einem
dlen Menschen auszubilden. — Und sollte es denn
nrecht seyn, unsre Anvertrauten darauf aufmerk-
sam zu machen, und dieses ihnen mit Nachdruck
einzuschärfen? Nein, das wird nicht behauptet,
und ist auch, meines Wissens, nie behauptet wor-
den. Es ist vielmehr Pflicht, davon zu reden und
zu schreiben; so wie dies auch in der heil. Schrift
bey jeder schicklichen Gelegenheit geschieht. Nur
dieses soll man thun, und jenes nicht unterlassen.
Wenn die Bibel die Hoheit und Würde des Men-
schen preiset, so thut sie dies mit stetem Hinblick
auf seine mannichfaltigen Mängel, und besonders
auf seine sittliche Fehlerhaftigkeit. Weicht man

von

von dieser höchst vernünftigen und zweckmäßigen Lehrart ab, so wirkt jene Lehre offenbar nachtheilig. Denn sie ist es eben, die, vereinzelt und unverbunden mit dieser Wahrheit, dem Stolze und der Eigengerechtigkeit des Menschen zur Nahrung dient, ihn leicht an der höchstnöthigen Selbsterkenntniß hindert, ihn in Selbstzufriedenheit und träger Unthätigkeit sorglos dahinschlummern, und die laute zur gründlichen Herzensbesserung auffordernde Stimme Gottes und seines eignen Gewissens überhören läßt. Denn wie sollte er, der sich schon für gut, für würdig, für vollkommen, und der Besserung nicht mehr bedürftig hält, — und wie leicht wird es dem menschlichen Eigendünkel, sich davon zu überreden! — wie sollte er sich überzeugen, daß diese Weckstimme auch für ihn erschalle? Wie leicht wird er glauben, sie gehe eher jeden seiner Nachbarn, als ihn selbst an? Offenb. 3, 17. 18. Luc. 18, 11. Wer nun vollends unerfahrne Kinder und Jünglinge so einseitig belehrt, weiß in der That nicht, was er thut. Er hat wohl nie die Augen aufgethan, um zu sehen, was für schädliche Wirkungen dieses Verfahren ganz unvermeidlich hervorbringen müsse, und in einem Zeitalter, wo Selbstvertrauen und Eigendünkel herrschende Krankheit, auch unter der Jugend geworden ist, schon wirklich hervorgebracht hat? — „Die heilige Schrift ist in ihrem ganzen vielartigen

In-

halte ein Buch an die Menschheit, und sie spricht
nthalben aus menschlicher Erfahrung an das
nschliche Herz, wo jeder sich, und kehre für sich
det. Wie kein anderes Buch auf der Erde er-
bt sie auf der einen Seite die Würde der
enschlichen Natur — und setzt den Men-
en auf der andern Seite, in Rücksicht auf seine
oralische Beschaffenheit, so weit herab, daß
n, durch sich selbst, keine Hoffnung zur
ettung übrig zu bleiben scheint. Sie nennt ihn
nen Sohn der Gottheit, und einen Skla-
en der Sünde. Wenn er sich erheben will,
demüthigt sie ihn durch das Gesetz, und will er
offnungslos versinken, so richtet ihn das Evange-
um wieder auf. Gleich jenem Spieße des Home-
ischen Helden verwundet sie tief, und heilet un-
ehlbar. Sie führt den Menschen zur wahren De-
nuth auf der goldenen Mittelstraße des Urtheils
über sich selbst, nicht zu viel und nicht zu
enig von sich zu halten, und jede Anwandlung
des Uebermuths und der Verzweiflung,
durch den Gedanken an sein Verderben oder an
seine Herrlichkeit zu unterdrücken. Wo ist ein
Buch, das diesem gleich wäre! Das Evangelium
ist so ganz verschieden von den menschlichen Lehr-
gebäuden, die oft als Summe der Weisheit ange-
priesen werden, daß man unmöglich diese und jenes
zugleich lieben, oder für beide mit gleicher Hochach-

tung

tung eingenommen seyn kann: eines oder die andere muß man vorziehen *)."

Alles dieses lehrt uns, daß es Pflicht eines christlichen Religionslehrers sey, diese Wahrheit ohne Menschenfurcht und Menschengefälligkeit in Volks- und Jugendunterrichte so vorzutragen, wie uns darin die biblischen Lehrer im Alten und Neuen Testamente mit ihrem Muster vorgegangen sind. Die Zeit hat hier nichts verändert. Die menschliche Natur ist jetzt noch eben so, wie sie vormals war; und die Beherzigung und heilsame Anwendung dieser Lehre ist in aufgeklärten Zeitaltern nicht weniger nöthig, als in unaufgeklärten. Die Nothwendigkeit einer gänzlichen sittlichen Umänderung des menschlichen Herzens wird dadurch, für alle Zeiten, dem Gebildeten und Ungebildeten ins hellste Licht gesetzt; vor diesem untrüglichen Spiegel kann jeder, wer es auch sey, seine wahre sittliche Gestalt erblicken, und demüthig von sich denken lernen. Hier lernt er die Schwierigkeiten und mächtigen Hindernisse der Besserung deutlich einsehn und lebhaft fühlen, und gelangt auf diesem Wege am gewissesten

zu

*) J. G. Müller's Worte, in einer Schrift, die besonders denen, für die sie eigentlich bestimmt ist, vor so manchen andern, auch für sie geschriebenen Büchern, empfohlen zu werden verdient, Theophil, oder Unterhaltungen über die christliche Religion mit Jünglingen von reiferm Alter, Th. 1. (Zürich, 1801. 8.) S. 254 f.

u der heilsamen Ueberzeugung, daß ihm Hülfe
nöthig sey, und daß er ohne göttlichen Beystand
n einer so wichtigen Angelegenheit nichts vermöge.
Sehr wahr, sagte Epikur, nach Seneca *):
Der Anfang des Heils ist Kenntniß der
Sünde. „Denn wer nicht weiß — setzt der letztere
hinzu — daß er ein Sünder ist, der will auch
nicht gebessert seyn: ehe du dich bessern kannst, mußt
du dich selbst erst ganz gekannt haben.“ Dies sind
auch die Grundsätze der Bibel; und es giebt keine
bewährtere Lehrart, als diese. Man findet sie un-
ter andern auch in Jesu Unterredung mit Nicodemus
(Joh. 3, 2 — 21.) durchgängig befolgt, so befrem-
dend es auch diesem anfangs vorkam, daß er, —
ein Meister in Israel, und dazu berufen, Andern
den Weg zur Seligkeit zu zeigen, — der Neugeburt
des Herzens selbst noch bedürfe.

Soll aber der Unterricht in dieser Lehre heil-
sam seyn, so ist es nicht genug, sie aus der heil.
Schrift bündig zu erweisen, und auf eine dem Ver-
stande einleuchtende Art im Allgemeinen darzustellen,
sondern es muß damit gleich die nöthige Anwen-
dung und Zueignung verbunden werden. Denn
sonst bleibt es leicht bey einem kalten unwirksamen
Beyfall, der auf das Herz keinen weitern Einfluß
hat; wie man ihn wohl so manchen gutbewiesenen

und

*) Epist. XXVIII, 7.

und für wahr gehaltenen Lehrmeinungen giebt. Der Zuhörer muß nicht bloß lernen, daß der Mensch von Natur verderbt sey, sondern er muß einsehen und fühlen, daß auch er es sey. Den allgemeinen Wahrheiten wird dadurch eigentlich erst der Zugang zum Herzen gebahnt, daß sie sogleich auf einzelne dem Lehrer und Zuhörer nahe liegende Fälle und bestimmte Erfahrungen angewendet werden. So verfährt auch überall, und namentlich bey dieser Lehre, die Bibel, welche überhaupt nie anders, als mit der speciellsten Beziehung ihres Inhalts auf uns selbst, und als recht eigentlich für uns geschrieben, gelesen seyn will *). Wenn man bey der Unterweisung in dieser Lehre damit anfängt, daß man den Zuhörer auf sich selbst merken lehrt, um ihn zu überzeugen, daß auch seine Sinnlichkeit seine Vernunft überwiege, so kann man dadurch auch dem, der Zweifel gegen diese Lehre hegt, oder ihrer wohl gar spottet, seine Vorurtheile am leichtesten benehmen, und ihm ein beschämendes Stillschweigen auflegen. Selbst mit dem gegen biblische Beleh-

*) 2 Timoth. 3, 16. Röm. 4, 23. 24. C. 15, 4. 1 Cor. 10, 11 ꝛc. — Joh. Newton sagt irgendwo in seinen Briefen: „Man muß die heil. Schrift nicht so lesen, wie der Advokat ein Testament liest, sondern so, wie der Erbe es liest.“ Und dieses gilt nicht nur von ihren Verheißungen, sondern auch von ihren Vorschriften. Wer diesen ein Gnüge leistet, nur der ist berechtigt, sich jene zuzueignen. 1 Joh. 3, 22—24.

Belehrungen überhaupt eingenommenen Zuhörer kommt man leichter, als auf andern Wegen, zum Ziele, wenn man die Erfahrungen, welche die heil. Schrift, z. B. Röm. 7, 7—23., als Beweis unsers sittlichen Verderbens aufstellt, mit ihm, in beständiger Hinsicht auf das, was er bey sich selbst wahrnimmt, einzeln durchgeht, ohne ihm die Quelle, aus der man schöpft, sogleich zu nennen. Er wird eingestehen müssen, daß er dies alles auch bey sich so und nicht anders finde, und daß er also freylich nicht so sey, wie er seyn sollte, um seine erhabene Bestimmung, der Würde seiner Natur gemäß, erfüllen zu können. Wenn ihm dann gezeigt wird, daß die Bibel eben so davon lehre, so wird er ihr wenigstens das Zeugniß nicht versagen können, daß sie keine idealische Abbildung von unserm gegenwärtigen sittlichen Zustande mache, sondern vielmehr eine solche, die der Wirklichkeit völlig entspricht. Ist aber jemand erst dahin gebracht worden, daß er sich gedrungen fühlt zu bekennen: auch ich bin in diesem Bilde ganz getroffen! so hat man Ursach zu hoffen, er werde auch geneigt werden, die Rettungsmittel anzunehmen und zu gebrauchen, welche die heilige Schrift, und vornehmlich die darin enthaltene christliche Lehre, vorschreibt; besonders wenn ihm deutlich gezeigt wird, wie und warum sie unter göttlichem Beystande so höchst wohlthätig wirken; und wenn man

ihm dabey bemerklich macht, daß unsre guten Vorsätze, und alle die Mittel, womit wir uns, unabhängig von der christlichen Heilsordnung, selbst zu helfen suchen, entweder ganz vergeblich, oder doch sehr unzulänglich sind. So, und nur so, ist das Gefühl des Bedürfnisses der Hülfe und eines Helfers, und zwar gerade eines solchen, wie ihn die heil. Schrift in der Person des Weltheilandes Jesus Christus schildert, bey dem Menschen zu wecken. Doch kann man sich von einer solchen Darstellung nur dann erst recht erwünschte Wirkung versprechen, wenn der Zuhörer wahrnimmt, daß das Herz seines Lehrers von den Wahrheiten, die er predigt, selbst erwärmt ist, daß er darum redet, weil er glaubt, und die Wirksamkeit der von ihm angepriesenen Mittel an sich selbst erfahren hat, und daß er dieses Alles nicht bloß mit Worten, sondern durch seinen der evangelischen Lehre gemäßen Lebenswandel vor jedermann bekennet.

Inhalt.

I. Philipp Jacob Spener . . . . . Seite 1

II. Spener's und Frankens Klagen über die Mängel der Religionslehrer und Lehrinstitute in der lutherischen Kirche, ihre Verbesserungsvorschläge, und Anstalten zur Ausführung derselben in Halle — 39

III. Johann Anastasius Freylinghausen . . — 147

IV. Heinrich Julius Elers . . . . . — 177

V. Georg Andreas Weise . . . . . — 203

VI. Vermischte Aufsätze und Abhandlungen . — 215

1. Ueber die Pharisäer und Sadducäer . — 217

2. Gehört die Lehre von dem sittlichen Naturverderben des Menschen in den Religionsunterricht für Volk und Jugend? und wie ist sie darin vorzutragen? (Ein Fragment aus einer Vorlesung.) . . . . . — 269

Halle,
gedruckt in der Buchdruckerey des Waisenhauses.

Acme
Bookbinding Co., Inc.
100 Cambridge St.
Charlestown, MA 02129

BR1700.A2K52
Dr. Georg Christian Knapps ... Le
Andover-Harvard 000000194

3 2044 077 903 524

1 2 3 4 5 6 7 8 9

Call Number

KNAPP, Georg C.
AUTHOR
Dr. Georg Christian
TITLE
Knapp's -.. Leben ...

BR
1700
.A2
K52

Acme
Bookbinding Co., Inc.
100 Cambridge St.
Charlestown, MA 02129

BR1700.A2K52
Dr. Georg Christian Knapps ... Le
Andover-Harvard 000000184

3 2044 077 903 524

1 2 3 4 5 6 7 8 9

Call Number

KNAPP, Georg C.
AUTHOR

Dr. Georg Christian
TITLE

Knapp's -.. Leben ...

BR
1700
.A2
K52